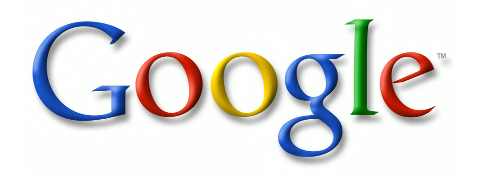
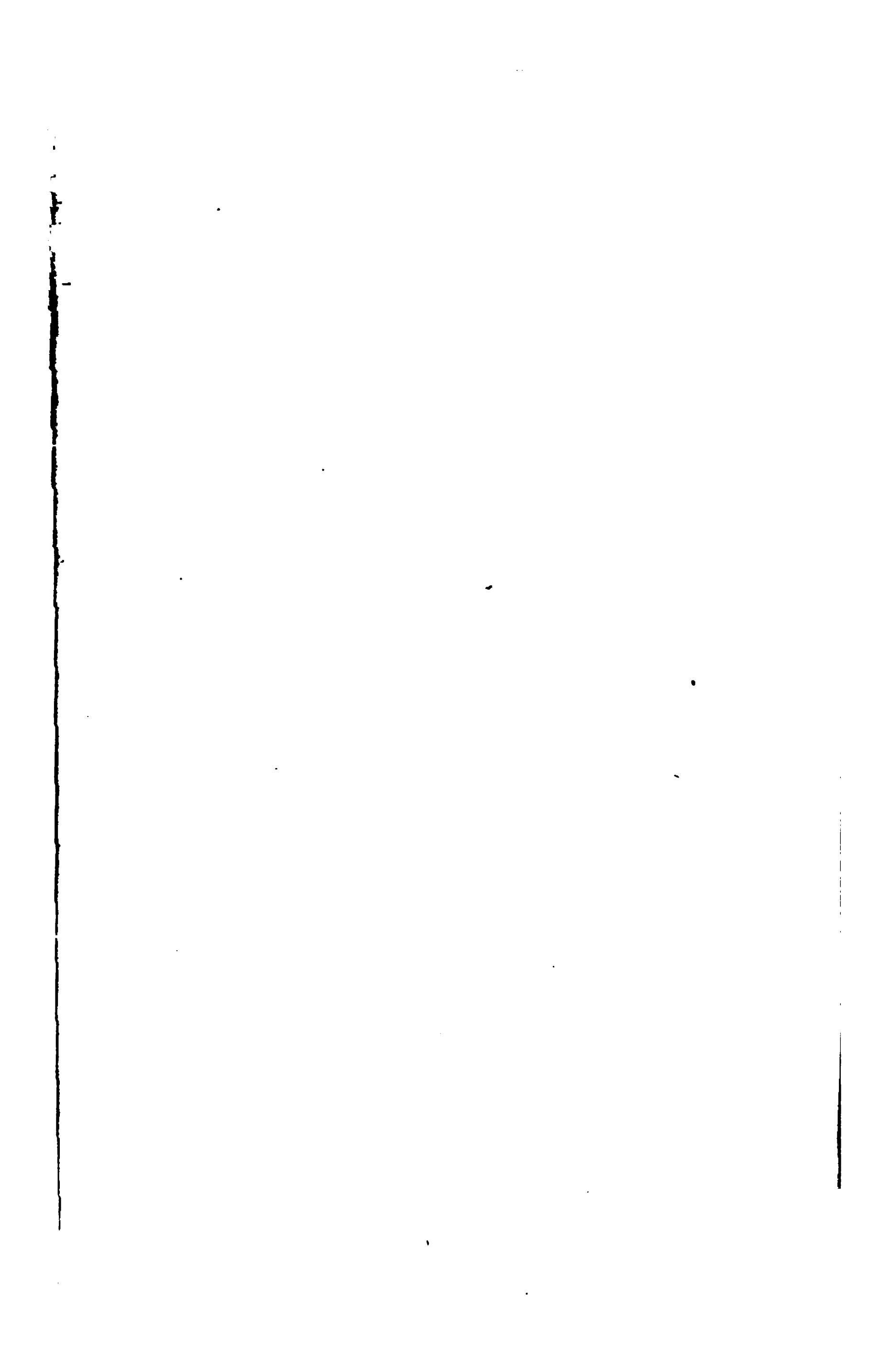





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





4

Schriften

des

Israelitischen Literatur-Vereins.

Erster Jahrgang.

1875.

Zweite Serie.

Hammerschlag, Haus und Kloster.

Frankfurt a. M.

Verlag von J. Kauffmann.

1875.

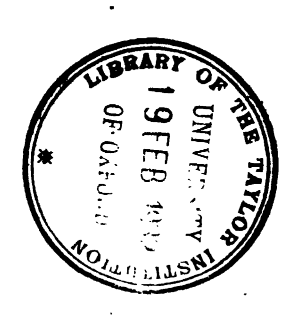
Haus und Kloster.

Ein zeitgeschichtlicher Roman

von

D. R. Hammerschlag.

Frankfurt a. M.
Verlag von J. Kauffmann.
1875.



I.

Das Kloster.

In G., Mittelpunkt eines kleinen, evangelischen Fürstenthums, aber eingezwängt zwischen zwei katholische Bisthümer, befand sich aus alter Zeit noch ein Kloster, als Ueberbleibsel des frühern katholischen Lebens. Die Bevölkerung der Stadt war zum größten Theil evangelisch, die Belassung des Klosters ein Compromiß des westfälischen Friedens. Durch das Kloster aber war dem Orte auch eine, wenn auch nicht große, doch immer beträchtliche Anzahl katholischer Einwohner verblieben, welche wegen des anfänglich noch starren religiösen Gegensatzes sich nicht unter die übrige, evangelische Bevölkerung mischte, sondern, weil religiös und social geschieden und in der Minderzahl befindlich, gleichsam wie zum eignen Schutze sich zusammenschaarte und um das Kloster ansiedelte. Es war der ärmere Theil der Bevölkerung, dem wie die Wohlhabenheit, so auch die Bildung fehlte, und welcher die Neugläubigen wie Ketzer mied und wie Anhänger des Teufels fürchtete. Es war der ungebildete und rohe Pöbel des Orts, welcher wie von vorurtheilsvollem Glaubenshasse, so auch von fanatischem Glaubenseifer erfüllt war.

Das Kloster war ein altes Gebäude, ohne äußerlichen Anstrich und darum durch den Staub der Jahre, der sich ihm angesetzt, eine mehr schwarze, als graue Farbe tragend. Nach

4

Schriften

des

Israelitischen Literatur-Vereins.

Erster Jahrgang.

1875.

Zweite Serie.

Hammerschlag, Haus und Kloster.

Frankfurt a. M.

Verlag von J. Kauffmann.

1875.

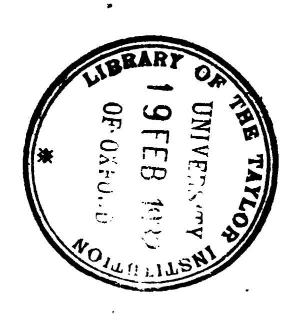
Haus und Kloster.

Ein zeitgeschichtlicher Roman

von

D. N. Hammerschlag.

Frankfurt a. M.
Verlag von J. Kauffmann.
1875.



I.

Das Kloster.

In G., Mittelpunkt eines kleinen, evangelischen Fürstenthums, aber eingezwängt zwischen zwei katholische Bisthümer, befand sich aus alter Zeit noch ein Kloster, als Ueberbleibsel des frühern katholischen Lebens. Die Bevölkerung der Stadt war zum größten Theil evangelisch, die Belassung des Klosters ein Compromiß des westfälischen Friedens. Durch das Kloster aber war dem Orte auch eine, wenn auch nicht große, doch immer beträchtliche Anzahl katholischer Einwohner verblieben, welche wegen des anfänglich noch starren religiösen Gegensatzes sich nicht unter die übrige, evangelische Bevölkerung mischte, sondern, weil religiös und social geschieden und in der Minderzahl befindlich, gleichsam wie zum eignen Schutze sich zusammenschaarte und um das Kloster ansiedelte. Es war der ärmere Theil der Bevölkerung, dem wie die Wohlhabenheit, so auch die Bildung fehlte, und welcher die Neugläubigen wie Ketzer mied und wie Anhänger des Teufels fürchtete. Es war der ungebildete und rohe Pöbel des Orts, welcher wie von vorurtheilsvollem Glaubenshasse, so auch von fanatischem Glaubenseifer erfüllt war.

Das Kloster war ein altes Gebäude, ohne äußerlichen Anstrich und darum durch den Staub der Jahre, der sich ihm angesetzt, eine mehr schwarze, als graue Farbe tragend. Nach

Außen zeigte es keine Fenster, ganz nach der eigenthümlichen Weise und Bauart solcher Gebäude, welche die Anbringung von Fenstern nach außen vermied oder deren Scheiben blendete, um jede unbewachte Verbindung der Bewohner mit der Außenwelt zu verhindern. Auch dieser Umstand erhöhte den finstern Eindruck, welchen dieses Gebäude, wie mehr oder weniger wohl alle Klöster, auf jeden unbefangenen Beobachter machte. Noch mehr erhöhte sich aber dieser beim Eintritt in das Gebäude; ja hier war er förmlich überwältigend.

Das äußere Eingangsthor war selbstredend immer verschlossen und wurde nur auf das Zeichen einer weithin tönenden Glocke, welche, von außen angezogen, durch das ganze Gebäude gehört wurde, geöffnet. Auch mit dieser Einrichtung verband man eine ganz im Systeme des Klosterlebens liegende Absicht. Der helle Klang der im tiefen Innern des Klosters hängenden, aber durch das ganze weite Gebäude schallenden Glocke, sollte jede geheime Verbindung der Mönche mit der Außenwelt unmöglich machen; jeder Ein- und Ausgang des Einheimischen wie des Fremden stand somit unter der Controlle aller Klosterbewohner. Denn wie Niemand eintreten konnte, ohne daß dies durch die Glocke bekannt gemacht war, so konnte auch Niemand austreten, ohne daß ihm von dem dienstthuenden und den Schlüssel bewahrenden Pförtner, welcher ebenfalls ein Mönch war, geöffnet wurde. Dieser aber konnte sich von seinem Posten nicht entfernen, ohne jeden Augenblick befürchten zu müssen, durch Ein- oder Auslaß Begehrende verrathen zu werden. Um aber auch für den Pförtner jede Verabredung nach innen oder nach außen unmöglich zu machen, ging der Dienst von Tag zu Tag an einen anderen Mönch über.

Diese Abschließung von der Außenwelt hatte von Anfang

nicht den bösartigen Character, welchen sie mit der Zeit nothwendig annehmen mußte. Das Christenthum, wohl nicht wie es von Anfang angelegt war, aber doch wie es sich sehr bald, und mit der Zeit immer mehr herausbildete, hat im Gegensatz zum Judenthum, seiner Mutterreligion, den Schwerpunkt des menschlichen Daseins und Lebens nicht auf die Erde, sondern in den Himmel gelegt. Nicht, daß das Judenthum das himmlische Leben an sich oder doch als zukünftige Bestimmung leugnet; aber es betrachtet das Erdenleben auch als einen Theil der göttlichen Bestimmung für den Menschen, die er zunächst vollständig erfüllen müsse. Das Christenthum indeß betrachtet das Erdenleben als einen Durchgangspunkt des menschlichen Daseins, dessen er froh sein müsse, als nur Sünde und Jammer in sich bergend, frühzeitig entledigt zu werden. Er komme somit der Gottheit und deren Bestimmung für ihn freiwillig entgegen, wenn er in frommer Absicht sich frühzeitig aus diesem Erdenleben zurückziehe, allen Bestrebungen, Irrthümern und Genüssen desselben entsage und seine Erdentage dadurch im Vorgeschmacke des himmlischen Lebens nur in Entbehrung, Fasten und Gebet verbringe. Aus solcher Anschauung entstand das der Welt entsagende und sich von ihr abschließende Mönchs- und Klosterleben.

Ohne diese religiöse Anschauung rechtfertigen zu wollen, verkennen wir nicht, daß ihr doch unleugbar eine fromme Absicht zu Grunde liegt. Ihre Anwendung wurde nur förmlich zum Mißbrauch und zum Fehler, als man darauf ausging, die ganze Welt oder doch einen möglichst großen Theil derselben in dieses System hineinzuzwängen; dann auch durch die extremen Uebertreibungen des Systems, als man diesen Zwang der Entbehrungen und Entsagungen zu weit ausdehnte und zu strenge nahm, das Gelübde überhaupt aufhörte, ein Entschluß frommer

Gesinnung zu sein, sondern ein widernatürlicher und widerrecht-licher Zwang wurde. Widernatürlich, weil er den Gesetzen Gottes und der Natur widerspricht, und widerrechtlich, weil kein Mensch ein Recht hat, an dem Andern wider seinen Willen einen solchen Zwang zu üben.

Die klösterliche Einrichtung entsprach indeß überall dieser düstern Lebensanschauung und diesem finstern Systeme. Wie durch den äußern Anblick, so wurde die Stimmung dafür und der Eindruck davon auch noch durch den finstern Gang erhöht, in welchem der Pförtner den Eintretenden empfing, und welchen man durchschreiten mußte, um ins eigentliche Kloster zu gelangen. Seitwärts dieses Ganges an der rechten Seite befand sich eine Thüre, durch welche die Klosterbewohner zur Andacht in die Kirche traten, welche außen dem Kloster angebaut war, und in welche das städtische Publikum seinen Eintritt von der Straße aus nahm. Dieser Thüre gegenüber befand sich eine hohe Treppe, welche in hochgelegene Mönchszellen führte. Solche Zellen befanden sich auf zwei Seiten eines breiten Ganges, welcher in der Mitte durch eine Mauer in zwei Theile geschieden war. Beide Theile waren durch je eine Thüre verschlossen. Diese Einrichtung war darum getroffen, weil die andere Seite des Ganges und der Zellen, und zwar die linke, den Nonnen überwiesen war. Diese Zellen lagen darum so hoch, weil sie auf einem unterirdischen gewölbten Keller errichtet waren. Eigentlich waren dies zwei übereinanderstehende Keller, von denen der eine ganz in die Erde gegraben war und zu unterirdischen Gefängnissen für ungehorsame und sündhafte, überhaupt den Ordensstrafen und der Kirchenzucht anheimgefallene Mönche und Nonnen diente. Hier wurde alles Das begraben, was das Licht der Welt nicht ertragen konnte und vor dieser „zur größern Ehre

Gottes“, wie man sagte, geheim gehalten werden sollte. Der obere, halb überirdische Keller diente zur Aufbewahrung des Weines, welchen das Kloster aus seinen zahlreichen und zu den besten Lagen der Umgegend gehörigen Weinbergen kelterte und zur Lagerung des Biers, welches die Mönche, unter denen sich immer auch kundige Techniker befanden, selbst brauten. Angeblich sollten diese Weine und Biere nicht blos für die Klosterbewohner bestimmt sein, sondern man wollte und sollte diese Vorräthe zu wohlthätigen Zwecken bei Armen und Kranken der Stadt und Umgegend verwenden. Vielfach geschah dies auch; der bei weitem größte Theil aber, so weit er nicht im Kloster zur Verwendung kam, wurde nach außen für Geld verzapft und verkauft. In gleicher Weise geschah dies mit dem hinter dem Klostergebäude gelegenen großen Garten, der nach der Außenseite wiederum von hohen Mauern umgeben war. Diese dienten außer dem Zwecke, die Klosterbewohner von dem Verkehr mit der Außenwelt abzuhalten, gleichzeitig dazu, um den Garten vor den rauhen Winden zu schützen. Es fanden sich daher hier stets die frühesten und feinsten Obst- und Gemüsearten. Auch hierfür befanden sich unter den Mönchen kundige Gärtnerhände. In gleicher Weise waren aber auch die Nonnen hier thätig, welche mit den Mönchen zusammen arbeiteten. Ueberhaupt war die Trennung der Geschlechter hier keine so strenge, wie man voraussetzen sollte, sei es, daß man den frommen Gemüthern volles Vertrauen schenkte, oder daß man die Tugend in der Versuchung erstarken lassen wollte. Vor der Oeffentlichkeit, insofern von einer solchen innerhalb der Klostermauern die Rede sein kann, war das Begegnen immer ein decentes. Indeß fand diese öffentliche Begegnung nur im Garten statt, wo man sich nicht nur für die Arbeit, sondern auch zur Erholung zusammenfand.

Denn auch dazu bot der geräumige, weit ausgedehnte, durch duftige Blumenbeete, dunkle Lauben und schattige Laubgänge ausgezeichnete Garten hinreichende Gelegenheit. Man traf sich dort auf den Spaziergängen, schloß sich den Gruppen an und weilte sitzend oder schlendernd bei ihnen, und weil manches laute Wort und helle Gelächter von ihnen durch den Garten tönte, achtete man nicht auf das heimlich gepflogene, süße Geflüster. Daß man sich nach Abbrechung eines solchen nach Fortsetzung der angenehmen Unterhaltung sehnte, läßt sich denken, und diesem Verlangen wurde auch gar oft bei der Trennung und Rückkehr in die benachbarten Gänge oder Zellen durch Hand und Auge, wie mit verabredeten und beiden Seiten leicht verständlichen Zeichen, Ausdruck gegeben. Fromme Gedanken verfliegen oft wie die Töne des Geläutes zum stündigen Gebete, wenn die Frömmigkeit eine gewaltsam aufgezwungene und äußerlich nachgeahmte, nicht aber eine dem Geiste inwohnende und dem Herzen entstammende ist, — wenn sie nicht freiwillig und mit innerem Bewußtsein geübt wird.

Das Kloster war von Dominikaner-Brüdern und Franziskaner-Schwestern bewohnt. Es gibt keine klösterliche Orden, welche scheinbar sich mehr alles Eigennutzes entkleiden, in eigener Entsagung aller weltlichen Freuden und Genüsse mehr der Mitwelt und Menschheit in brüderlicher Nächstenliebe und aufopfernder Hingebung zu dienen vorgeben, als diese beiden. Aber in Wahrheit dienen sie doch nur der Kirche, und als Kinder derselben auch sich. Denn die Dominikaner sind Bettelmönche, im Gelübde der Armuth lebend. Sie kleiden sich nach Art der alttestamentlichen Propheten im haarichten Mantel, gehen auch nach orientalischer Sitte barfuß oder auf Sandalen und tragen ihre Armuth dadurch zur Schau, daß sie bettelnd von Thüre

zu Thüre ziehen, Almosen fordern und auch die kleinste Gabe nicht verschmähen. Sie gehen in ihrer Selbstverleugnung sogar noch weiter, indem sie die Gaben nicht für sich sammeln, sondern für die gemeinsame Klosterkasse, ihre Brüder. Die Kirche gleicht hier einer armen Mutter, welche ihre Kinder auf's Betteln ausschickt, und diese, im Gehorsam erzogen, bringen die empfangenen Almosen sämmtlich der Mutter heim, welche sie unter ihre Kinder vertheilt, oder am gemeinsamen Tische von ihnen verzehren läßt. Die Armuth, zu der sie sich bekannten, und die Begnügung mit den geringsten Gaben und kleinsten Almosen, war nur der äußere Deckmantel, womit sie die Schätze der Kirche verheimlichten, welche sie angehäuft hatten. Die eigne Bedürfnißlosigkeit, welche sie zur Schau trugen, ebnete ihnen nicht blos den Weg in die Häuser, sondern auch die Herzen der Reichen, welche ihnen die Größe ihres Besitzes offenbarten, weil sie weder fürchteten, den Neid, noch die Habsucht der Klosterbrüder zu erwecken.

Obgleich scheinbar den Reichthümern dieser Welt abgewandt, war dennoch die Kirche stets bestrebt, Reichthümer zu sammeln. Sie hat eben nicht blos, wie es doch ihre ursprüngliche Bestimmung gewesen, mit idealen Mitteln gearbeitet, sondern, gleich den Kindern dieser Welt, mit den realen dieses Lebens. Sie hat irdischen Besitz und Genuß, selbst die niedrigen Leidenschaften der Menschen zu ihren Zwecken benutzt. Und darin lag außerdem noch das Gefährliche dieses Strebens, daß äußerlich der Schein des Idealen gewahrt wurde. Unter dem Deckmantel der Liebe wurde Haß und Verfolgung geübt, unter dem Deckmantel der Armuth und Besitzlosigkeit wurden Reichthümer gesammelt. Um die Seelen der Ketzer vor der Verdammniß zum Höllenfeuer zu retten, wurden ihre Leiber und Seelen auf Erden

bis zum Feuertode gemartet, um sich die Reichthümer der Welt für die idealen Zwecke der Kirche zu sichern, gaben ihre Sammler vor, für sich Nichts zu bedürfen.

Auf ihren Bettelgängen erlangten die Mönche mit Leichtigkeit den Zutritt in die Häuser der Stadt und die Bekanntschaft mit deren Bewohnern. Es waren nicht blos Bettler, sondern sie erschienen auch als die Väter der Kirche und waren als solche vielfach willkommene Gewissensräthe in zweifelhaften Fällen des Lebens und Beichtväter an den Betten der Kranken. Der Mensch gibt Alles hin, um in Stunden der Gefahr Leib und Leben zu retten; gewiß opfert er auch in der Todesstunde sein ganzes Vemögen, um seine Seele zu retten, wenn die bindende und lösende Hand des geistlichen Raths und Beichtvaters sie um diesen Preis nur freigibt. Was sollte das geängstete und gläubige Gemüth hindern, das ganze Vermögen der Kirche zu vermachen, da der Mensch doch jetzt von den Schätzen dieser Welt lassen muß, wenn ihm dadurch nur der Eintritt in die jenseitige Welt gesichert wird?

Aber auch von andrer Seite noch eröffneten sich der Kirche Wege und Mittel zu reichem Gewinne. Sie ließ ja durch ihre Diener, die Mönche, die Lehre offen zur Schau tragen, daß es ein Gott wohlgefälliges Werk sei, frühzeitig sich für den Himmel vorzubereiten und den Schätzen und Genüssen dieser Welt zu entsagen. Viele opferten daher schon vor ihrem Tode einen Theil ihres Vermögens der Kirche, oder traten als Mönche in den Dienst der Kirche und weihten ihr dann das ganze Vermögen. Die Dominikaner, als treue Gewissensräthe, machten immer bei den Reichen derartige Vorschläge, welche bei ihrem mächtigen Einflusse auf die Gewissen der Gläubigen auch in der Regel befolgt wurden. Die Jünglinge umfingen dann, wie man

sagte, die Kirche als ihre himmlische Braut und brachten dieser ihr sämmtliches Vermögen als Morgengabe dar. Sie traten in den Bettelmönchorden und bedurften für sich nicht mehr des eignen Vermögens.

Die Dominikaner, welche ganz der Welt entsagt hatten, um sich ganz dem Dienste der Kirche zu weihen, ihre ganze Zeit und Kraft ihr zu widmen, unterscheiden sich dadurch von den übrigen Orden und Geistlichen, daß sie den Dienst der Kirche nicht auf das Gotteshaus beschränkten, sondern auch auf die Wohnhäuser übertrugen, auch dort im Dienste der Kirche arbeiteten und thätig waren, daß sie nicht blos für die Zeit des Gottesdienstes sich dem Dienste der Kirche widmeten, und nicht blos für sich fromm waren, sondern auch Andere zur Frömmigkeit heranzogen. Sie wurden darum auch als die wahren Diener der Kirche betrachtet und benutzt.

Aber dies ist das Eigenthümliche bei den Dienern der Kirche. Wie sie Armuth zeigen und Reichthum erstreben, so nennen sie sich in Demuth Diener Gottes und werfen sich in Hochmuth als Herrscher der Menschen auf. Sie nähern sich in Liebe Andersgläubigen, um ihnen die Lehre der von ihnen als wahr erkannten Religion näher zu bringen, aber entbrennen im leidenschaftlichen Hasse, und arten in fanatische Verfolgung aus gegen Alle, von denen sie zurückgewiesen werden, und welche in der Erkenntniß der Wahrheit anderer Ansicht sind und im religiösen Leben andere Wege gehen. Darum sind von den Dominikanern die Bekehrungsprediger ausgegangen, und Andersgläubige, besonders Juden, gezwungen worden, sie anzuhören. Von ihnen ging die Errichtung der Inquisitionsgerichte aus, welche sich als Glaubenstribunale etablirten, wo im Geheimen über diejenigen geurtheilt wurde, welche im Denken und Leben

sich von ihren willkürlichen und gewaltthätigen Richtern unterschieden. Sie errichteten und entflammten die Scheiterhaufen für diejenigen, welche sie ohne Recht und Urtheil zum Tode bestimmt und verdammt hatten, nach deren Vermögen sie gelüstete, und das sie auch nach Vollziehung des Todesurtheils confiscirten. Sie fachten den Haß an in den Herzen der Gläubigen gegen alle Andersgläubige und verhinderten so die Verwirklichung der göttlichen Ermahnung zur Liebe gegen alle Menschen und zur Verbrüderung Aller in Eintracht und Frieden; sie regten blutige Kriege und religiöse Verfolgungen an zwischen Fürsten und Völkern, wenn die Rede und That Einzelner oder die Verbindung Vieler eine Abweichung von den überlieferten Lehren und Formen der Kirche ahnen ließ. Sie beherrschten nicht bloß die Gewissen Einzelner, sondern ganzer Staaten und Völker, der Armen wie der Reichen, der Bettler wie der Fürsten; sie herrschten nicht blos über die Erde, sondern auch den Himmel der Menschen, denn ihnen war das Geld zur Begründung des Erdenglücks und der Schlüssel zur Gewinnung der himmlischen Seligkeit übergeben.

Eigenthümlicher Weise kamen diese Dominikaner des Orts besonders häufig mit den jüdischen Familien in Berührung. Es wohnten deren nicht viele in G., aber alle waren wohlhabend, manche sogar reich, und keine von ihnen dem Judenhasse ausgesetzt, sondern alle wohl gelitten. Es lag dies theilweise in der Aufklärung begründet, welche die zahlreichere und tonangebende evangelische Bevölkerung verbreitete, aber auch in der Toleranz, welche die gemischte christliche Einwohnerschaft unter sich zu üben genöthigt war. Doch auch der Umstand trug dazu bei, keinen Judenhaß aufkommen zu lassen und jede Regung davon zu unterdrücken, daß die Juden nicht in großer Anzahl

im Orte wohnten. Sie verloren sich einerseits in der Menge der übrigen Einwohner, andrerseits traten sie dem Geschäfte und Gewerbe keines Christen entgegen und hindernd oder beschränkend in den Weg. Keiner von den Juden betrieb ein Handwerk, sondern alle den Groß- oder Kleinhandel, während die Christen Handwerker, Ackerbauer oder Beamte waren. Krämerneid, worin so oft der Judenhaß seine Entstehung hat, konnte in unserm Orte demnach gar nicht aufkommen und war gänzlich unbekannt. Dagegen erlaubte der Wohlstand, worin die jüdischen Familien lebten, sich an allen guten und schönen Unternehmungen zu betheiligen, und Geist wie Herz trieben sie dazu an. Ja weil sie ein gutes Einvernehmen mit den christlichen Mitbürgern nicht dem Zufall überließen, sondern suchten und förderten, mußte ihre Beliebtheit eine allgemeine sein. Selbst den Mönchen kamen sie daher wohlwollend entgegen, und diese konnten auch nicht anders, als dieses Wohlwollen erwidern. Freilich war dieses bei den Mönchen kein innerlich gemeintes und aufrichtiges, ihr ganzes Wesen und Auftreten der Welt gegenüber war Heuchelei, ebenso groß den Menschen, wie Gott und der Religion gegenüber. Der Jude aber fühlte sich selbst dem Repräsentanten der christlichen Religion gegenüber noch frei von feindseliger Gesinnung. Furcht konnte er vor ihm haben, das hatte ihn Erfahrung und Geschichte gelehrt, aber keinen Haß gegen ihn. Beirrungen in der Treue gegen seine väterliche Religion fürchtet der Jude nicht vom Umgang mit den Christen, und die Unbillen der Vorzeit hat sein versöhnliches Gemüth längst vergeben und vergessen. Die Mönche indeß suchten die jüdischen Familien nicht zum intimen Umgang; solchen pflegten sie außerhalb des Klosters überhaupt nicht. Sie besuchten nur die jüdischen Häuser besonders häufig, weil sie bei noch so häufiger Wiederholung

auf ihren Bettelwegen bei den Juden nie einen Fehlgang machten, sondern stets reichlich ernteten. Dann aber auch, weil sie bei den Juden eher den Muth hatten, proselytische Anspielungen oder gar Anträge zu machen, als bei den evangelischen Christen. Die Juden nahmen derartiges viel harmloser auf und gingen um so freier auf religiöse Gespräche ein, weil sie in sich das feste Bewußtsein trugen, daß ihnen nichts ferner lag, als die Hinneigung zur christlichen Religion. Ja weil Religion den Hauptdifferenzpunkt ausmacht zwischen ihnen und den anderen Menschen, liebten sie es sogar, religiöse Gespräche mit ihnen zu führen, um sich und Anderen die Vorzüge ihrer Religion klar zu machen.

Pater Julian hieß der Dominikanermönch, welcher auf seinen Bettelgängen am häufigsten die jüdischen Familien besuchte. Nicht daß diese mit Absicht gerade ihm zugewiesen gewesen wären; es traf sich vielmehr zufällig so, weil sie fast alle auf den Straßen wohnten, welche des Geschäfts halber am meisten betreten waren, und gerade diese in dem unserm Pater zugewiesenen Quartier lagen. Eine gewisse Absicht lag in dieser Wahl für den Pater Julian aber doch mit zu Grunde. Nicht allein der Juden wegen fiel ihm dieses Quartier zu, sondern weil es das sogenannte vornehme Stadtviertel war, wo die durch Reichthum und Bildung ausgezeichnete Aristokratie der städtischen Bevölkerung wohnte. Mit diesen sollte auch ein Mann von Bildung und Anstand in Berührung treten. Man muß dies überhaupt der katholischen Kirche nachrühmen, daß sie ihre Angelegenheiten stets mit diplomatischer Feinheit geleitet hat. Sie hat sich selbst nie der Wissenschaft und Bildung verschlossen, sie hat sogar einen Orden, dessen Aufgabe es ist, Wissenschaft und Bildung zu pflegen; aber sie war sich doch auch dessen bewußt geblieben, daß zum blinden

Gehorsam, den sie fordert, die Selbstständigkeit, welche wissenschaftliche Aufklärung und weltliche Bildung geben, nicht geeignet macht. Die meisten ihrer Diener stehen daher außerhalb der Wissenschaft und Bildung. Auch unser Pater Julian war weit entfernt, ein Mann der Wissenschaft zu sein, der Art, daß er sie von Jugend auf mit Liebe umfaßt und fortwährend gepflegt hätte, oder gar in ihre Tiefen gedrungen wäre. Dessen hatte es aber auch in den Kreisen nicht bedurft, für welche er benutzt werden sollte; es genügte hier, wie in den meisten Kreisen der höheren Stände, der Wissenschaft nicht fremd zu sein und gefällige Formen des äußeren Umgangs zu haben. Diese waren P. Julian vorzüglich eigen und um ihretwillen war er auch überall gern gesehen und wohlwollend aufgenommen, nicht blos in den katholischen, sondern auch evangelischen und jüdischen Familien. Er war einer vornehmen, adeligen Familie entstammt und unterschied sich darin von den übrigen Mönchen, welche durch Blick, Haltung und Benehmen schon verriethen, daß sie, der ländlichen Bevölkerung entstammt, ohne Wissen und ohne Umgangsformen aufgewachsen waren und ihre ganze Bildung der klösterlichen Erziehung verdankten. Diese gehörten dem blindgläubigen und gehorchenden Clerus an, wie der größte Theil der katholischen Geistlichkeit, der dann auch die brauchbarsten Führer für die blindgläubige und gehorchende Heerde abgibt, um das Volk zu leiten, wie die obersten Befehlshaber es angeben. Sie sind mit Herz und Seele im Dienste der Kirche; sie kennen und haben keinen Zweck und kein Streben außer ihr.

Man konnte dies nicht von Pater Julian sagen. Nicht, daß er dem Dienste untreu gewesen wäre; er war weder ungehorsam gegen die Befehle seiner Oberen, noch versäumte er

irgend eine Pflicht, welche ihm sein Glaube und Beruf auferlegten. Er war aber dennoch weder ein gläubiger Katholik, noch ein Mönch aus innerlichem Berufe. Nur weil das Majoratsrecht der adeligen Häuser die erstgeborenen Söhne mit Gut und Vermögen bevorzugt, waren die nachgeborenen Söhne gezwungen, ein Unterkommen im Staate oder der Kirche zu suchen. Julius, so hieß ursprünglich unser Pater Julian mit seinem Geburtsnamen, war nicht aus innerer Neigung dem Rufe der Kirche gefolgt. Er war in einem solchen Wohlleben erzogen und aufgewachsen, wie es im geraden Gegensatze zu den Entbehrungen der Kirche und seines Ordens stand; er hatte auch bereits lange den sogenannten noblen Leidenschaften seines Geburtsstandes gehuldigt, als er die Bestimmung seines Vaters vernahm, in den Dienst der Kirche zu treten. Dieser hatte mit Absicht nicht blos den kirchlichen Beruf für seinen Sohn gewählt, statt der staatlichen Carriere, sondern ihn auch für den strengen Orden der Dominikaner bestimmt, um ihn seinen wüsten Leidenschaften zu entziehen und durch ein Leben in Armuth und Entbehrung, wie Gehorsam und Arbeit von dem Hang danach zu heilen. Aber die Leidenschaft schlief nur in Pater Julian, das Feuer derselben brannte unter der Asche fort und loderte oft um so heller empor, als er gezwungen wurde, dessen Macht zu ersticken und zurückzuhalten. Aber Alles verrieth in Pater Julian den Mann, der gelernt hatte, mit den feinen Formen des Scheins und der Heuchelei vor der Welt zu verbergen, was sein Inneres bewegte. Seine äußere Erscheinung, die edle Gestalt des Körpers, die zierlichen Hände, der wohlgestaltete Kopf, das sorgfältig geglättete Haupt und Barthaar, die gewählte Sprache und die graziösen Bewegungen, kurz in Allem gab sich der geborene Edelmann von ehedem kund; auch aus seinem Gesichte sprachen

nicht Ernst und Demuth, sondern in unbewachten Augenblicken sogar oft genug die alte frohe Lebenslust und Lebensweise. Aber weit entfernt, daß dies die Welt von ihm abgestoßen hätte, war er im Gegentheil darum Vielen eine willkommene Erscheinung. Besonders war dies in den jüdischen Häusern der Fall, wo man ja auch gar nicht genöthigt war, P. Julian nach den strengen Formen seines geistlichen Berufs zu beurtheilen, wo man vielmehr in dem heimlichen Abfall von seiner Religion und in der Untreue gegen seine Ordensregeln gleichsam einen Triumph und Sieg für die eigene Religion erblickte; wo Alle, selbst Laien, auch ohne äußern Zwang mit märtyrerartigem Heroismus mehr Entbehrungen ertrugen, als P. Julian von seinem Orden zu ertragen aufgegeben ward.

II.

Das Haus.

In G. wohnte die Familie Baruch. Das Leben im Baruch'schen Hause hatte Vieles von dem patriarchalischen Character und der frommen Sitte des alt-jüdischen Lebens bewahrt. Es war dies besonders der Einfluß des Mannes, welcher, obwohl Geschäftsmann, doch einen großen Theil seiner Muße in frommer Andacht und dem Studium religions-philosophischer und religions-gesetzlicher Bücher verbrachte.

Dies ist der große Vorzug des Judenthums, daß es nie in sich einen bevorzugten Priesterstand duldete, der im Besitze materieller Macht und bevorzugter theologischer Bildung gewesen wäre. Die Gemeindeverwaltung lag in den Händen eines frei gewählten Vorstandes, an dessen Spitze ein Präses, nirgends aber ein Rabbiner stand. Des Letztern Aufgabe war nicht, nach seinen Intentionen zu herrschen und zu befehlen, sondern die Gemeinde nach dem Geiste des Gotteswortes aus freien Stücken oder nach gestellten Fragen zu belehren. So hat sich der Character des Judenthums bis in seine gegenwärtige Synagogen-Verfassung theokratisch gehalten; das will heißen: Nicht priesterliche Macht und hierarchische Willkür regieren, sondern das ewige Gesetz Gottes, die absolute Wahrheit sind zum herrschenden Princip erhoben. Um aber die starre Unwandelbarkeit der göttlichen Gesetzgebung in ständiger Ausgleichung mit den beweglichen Formen des äußeren Lebens zu erhalten, ist die Lehre des göttlichen Gesetzes wie den Priestern von ehemals, so den Rabbinern

der Jetztzeit, die Verwaltung der Synagoge aber den Vorstehern, wie vormals den Aeltesten, übergeben, und so das demokratische Princip mit dem theokratischen vereinigt. Aber in der That innerlich vereinigt, nicht blos äußerlich verbunden, denn auch den Vorstehern ist theologische Bildung eigen, soll es wenigstens sein. Auch auf den Aeltesten ruhte der Geist Gottes, nicht blos den Priestern. Das Buch der Lehre ist Niemanden verschlossen, Jedermann schöpft aus den Quellen lebendigen Wassers; Niemand ist ausschließlich auf den Ausspruch des Rabbiners hingewiesen, daran gesetzlich gebunden.

In diesem Geiste war auch Herr Baruch erzogen und lebte er. Ein kleiner Mann, in den Jahren, wo die Beleibtheit anfängt, bemerkbar zu werden. Aber so klein seine Figur, so groß war die Gedankenfülle, welche auf seiner hochgewölbten Stirn lag, die von wohlgepflegten und zurückgescheitelten Haaren dicht umschattet war. In seinem großen Auge mit scharfem Blicke prägte sich ebensoviel geistiges Feuer, wie wohlwollende Gutmüthigkeit aus. Die Gesichtszüge waren von der anhaltenden Anstrengung scharfen Denkens tief durchfurcht, daher erschien der ganze Gesichtsausdruck scharf markirt, aber dennoch edel und ruhig durch das wahrhaft großartige Gottvertrauen dieses Mannes, welches keine weltliche Sorge kannte, und durch seine menschenfreundliche, versöhnliche und friedfertige Gesinnung, welche Haß und Rachegefühle gegen den Nebenmenschen nicht aufkommen ließ. Die theologische Richtung des Herrn Baruch ward auch durch seine äußere Haltung charakterisirt, indem er stets schwarze Kleidung trug und ein schwarzes, rundes Sammetkäppchen nach Art der Priester sein Haupt bedeckte.

Frau Baruch war in Charakter und Lebensweise ihrem Manne ganz ähnlich. Sie war sowohl durch Anlage und Er-

ziehung so geworden, als sie aus Rücksicht für ihren Mann und nach seiner Aufgabe sich so führen mußte. Wie innerlich, so glich sie ihm auch äußerlich, nur daß sie schlanker und zierlicher von Wuchs und von einer außerordentlichen Behendigkeit der Bewegung war. Sie hatte sich diese durch die Thätigkeit in ihrem sehr frequenten Geschäfte zur schnellen Bedienung der Kunden angeeignet. Zu ihrem Ruhme muß man es indeß gestehen, daß ihr Gemüth sie zu ebenso großer Diensteifrigkeit antrieb, wenn es galt, irgend wem Gefälligkeiten zu erweisen. Solche gutmüthige Gesinnung lag nicht blos in der Tiefe ihres Herzens verborgen, sondern offen auf ihrem schönen und sanften Gesichte mit klugen Augen und stets lächelndem Munde. Obwohl nicht zur Eitelkeit geneigt, war sie doch stets modern gekleidet, nie öffentlich im Neglige-Anzuge sichtbar, sondern stets im fest anschließenden Kleide, das Haupt mit schöner Haube bedeckt und das Haar glatt gescheitelt. So erschien sie schon am frühen Morgen.

Das Geschäft des Hauses, nicht blos der Küche — es war ein Kleiderwaarengeschäft — wurde von Frau Baruch besorgt. Herr Baruch besorgte meistentheils nur die Comptoirgeschäfte; seine übrige Zeit war den heiligen Angelegenheiten gewidmet. Durch diese jüngere Frau aber und mehr noch durch ihre heranwachsende Tochter geschah es, daß auch der Geist der modernen Bildung in das Baruch'sche Haus zog. Der Vater gab darin um so eher nach, weil es sich um die Erziehung einer Tochter handelte, die zwar religiös denken und leben sollte, der es aber nicht, wie einem Sohne, oblag, Pflegerin des heiligen Gesetzesstudiums zu werden. Es wurden daher nicht blos für alle Fächer der Wissenschaft und Kunst christliche Lehrer in's Haus gezogen, es war auch meistentheils ein christlicher Umgang, den durch ihre Schulgenossinnen die Tochter, — Julia hieß sie, — pflegte. An

zu ziehen, fügte er der Aufforderung der Mutter an Julia scherzend hinzu:

„Julia und Julian dürfen schon neben einander sitzen, wir haben ja verwandte Namen; nicht wahr, mein Fräulein?"

„In Streit würde ich schon nicht mit Ihnen gerathen, Herr Pater, am wenigsten über Dinge, worüber der Vater mit Ihnen stritt," war des Mädchens gescheidte Antwort.

„Wohl weil Sie mir Recht geben in meiner Ansicht über Israel," meinte der Pater.

„Dies nicht," versetzte das Mädchen, „sondern weil ich das Streiten für überflüssig halte, da die Christen weder Belehrung suchen, noch annehmen, am wenigsten aber die Wahrheit aus dem Munde der Juden anerkennen wollen."

„Sie scheinen mir ja auf's Neue den Fehdehandschuh hinzuwerfen, Fräulein. Ich suche den Streit nicht und folgte vorher gern der von Seiten der Damen gegebenen Anregung, ihn zu beseitigen. Nur auf Wunsch der Damen werde ich mich der neuen Gefahr aussetzen, besiegt zu werden," fuhr der Pater mit feiner Galanterie und geschickter Wendung fort, setzte aber piquirt hinzu: „denn es wäre unritterlich, der Aufforderung einer Dame auszuweichen und nicht Folge zu geben, gälte es selbst, den von ihr hingeworfenen Handschuh aus der Tiefe des gefahrvollen Zwingers zu holen."

Julia verstand die Anspielung und erwiderte freundlich lachend, aber mit gleicher Anspielung und Bezüglichkeit: „Solche gefahrvolle Spiele konnte auch nur die christliche Vorzeit erzeugen, dem jüdischen Gemüthe war es nie anders möglich, als selbst im heißesten Kampfe der Menschlichkeit zu gedenken. Wir werfen unsern Gegner nicht nieder, sondern ziehen ihn zu uns empor."

„Ei, seit wann wäre Israel solche Kampfesart eigen?“ frug verwundert der Pater.

„Von unserm Erzvater Jacob her, der diese Maxime zum Grundsatze unsrer Religion und unsers Lebens gemacht hat,“ antwortete Julia.

„Ich verzeihe Ihnen diesen Irrthum, Fräulein,“ warf der Pater ein, „denn Ihnen ist wohl weder die Geschichte, noch die Sprache der Bibel geläufig genug, um zu wissen, daß Jacob's Name „der Hinterlistige“ bedeutet, und sein Leben auch seinen Namen rechtfertigt.“

„Mit Nichten, Herr Pater!“ fiel hastig das Mädchen ein, „ich lasse es nicht als Irrthum gelten und bin mit Geschichte und Sprache der Bibel auch hinreichend vertraut, um meine Behauptung aufrecht zu halten.“

Jetzt hatte die Mutter Vergnügen am Streite, so unangenehm er ihr vorher gewesen war; auch der Pater ging jetzt gern darauf ein, sowohl weil es ihm ein Vergnügen war, sich mit Julia zu unterhalten, als weil er sich bei dem Gegenstande des Streites auf einem Schlachtfelde glaubte, wo ihm der Sieg gewiß sei. Auch der Vater rief schmunzelnd seiner Tochter zu: Nun Julia, wollen sehen, ob Du siegen kannst.

„Ich gestehe,“ rief auch August vergnügt: „eine heldenmüthige Amazone — das Mädchen, eine neue Jeanne d'Arc.“

„So betreten Sie den Fechtboden, Frl. Julia, ich überlasse Ihnen den ersten Stoß,“ versetzte siegesgewiß und aufgeregt der Pater.

„Darauf kann es nicht mehr ankommen,“ erwiderte ruhig das Mädchen, „der erste Stoß ist bereits von Ihnen ausgeführt, und gälten zwischen uns die gewöhnlichen Regeln der Fechtkunst,

so müßte ich die Waffen strecken, denn Sie haben mich schon tief verwundet."

„Wie das?" frug erstaunt der Pater; „ich — Sie verwundet?"

„Gewiß, Herr Pater!" antwortete Julia, „oder glauben Sie, es verwunde mich nicht, wenn Sie Erzvater Jacob einen „Hinterlistigen" nennen? Denn es ist dabei nicht auf einfache etymologische Erklärung seines Namens abgesehen, sondern um seinen Character als hinterlistig und betrügerisch hinzustellen; und mehr noch, um einen solchen von dem Stammvater auf die ganze israelitische Nachkommenschaft zu übertragen, die Anlage zu Hinterlist und Betrug als im Blute Israels liegend und als erblich bei uns zu betrachten und nachzuweisen. Und mit einer solchen Anschauung sollten Sie mich nicht verwundet haben?"

„Ich muß es nach Ihren Worten, mein Fräulein, in der That befürchten," war des Pater's Antwort, „aber die ganze Geschichte Israels von seiner Geburt an bis auf den heutigen Tag gibt mir doch Recht. Nicht verwunden wollte ich, sondern nur eine geschichtliche Thatsache aussprechen und psychologisch begründen. Auf der andern Seite erkenne ich aber gern an und gebe mit Vergnügen zu, daß der Umgang mit Christen und besonders die Erziehung der Jugend in christlichen Schulen Israel so weit christlichen Anschauungen und christlichen Sitten genähert hat, daß sie Vieles von ihrer jüdischen Naturanlage und Gewohnheit abgelegt haben und wirklich oft vergessen machen, daß sie jüdischer Abkunft sind; sie sind eben in socialer Beziehung Christen geworden. Sie können also denken, mein Fräulein, wie wenig ich Sie habe verwunden wollen, ja können, da ich Sie jener Kategorie von Juden gar nicht zuzuzählen vermag."

„Ihre Entschuldigung, Herr Pater,“ erwiderte Julia, „ist ja wieder eine neue Beleidigung. Jetzt greifen Sie das Judenthum an, dem Sie gar nicht die Kraft zutrauen, seine Bekenner zu bilden und moralisch zu erziehen. Indeß komme ich hier auf das rein theologische Gebiet. Ich beabsichtige zwar nicht, mich vom Kampfplatze gänzlich zurückzuziehen; Sie müssen mir nur erlauben, mich einem so gewandten theologischen Gegner gegenüber nach Succurs umzusehen und diesen im Nothfalle bei meinem Vater zu holen.“

Pater Julian nickte zustimmend, und Herr Baruch nahm das Wort.

„Ich gehe schon darauf ein, meine Tochter,“ sprach dieser, „nur bist Du uns den Beweis noch schuldig, daß Vater Jacob nicht ein hinterlistiger Betrüger war. Ich habe mich bisher schweigend verhalten, um Dich diesen Strauß allein pflücken zu lassen, wie Du es übernommen hast. Es wäre zwar immer noch möglich, daß die Nachkommen hinterlistig und betrügerisch geworden sind, auch wenn der Stammvater es nicht war; dann aber wird Herr Pater doch nicht mehr behaupten können, daß die Juden mit der Anlage zum Betruge geboren werden, und ihm bleibt es überlassen, zu erklären, wie sie betrügerisch und hinterlistig geworden sind.“

„Zunächst, lieber Vater,“ sprach Julia, „wird Herr Pater beweisen müssen, daß sie es in der That sind. Ich werde die übernommene Aufgabe lösen. Aber ehe ich Dir, lieber Vater, den theologischen Kampf überlasse, erlaube mir meinem Aerger Ausdruck zu geben, woran Dein Wort mich eben gehindert hat: daß die Christen glauben, Juden und Judenthum seien durch und durch verderbter Natur, und die Juden, wie sie Gutes und Wahres nur von Christen und Christenthum lernen könnten,

seien, wenn sie brav und umgänglich geworden, gar nicht als Juden zu betrachten; der wahre Jude ist eben den Christen nur der ungebildete und unsittliche Trödeljude."

„Sie haben meine Ideen getroffen, Fräulein," fiel der Pater ein, „aber sprechen Sie doch nicht so erregt. Ich habe ja keine Persönlichkeiten im Auge, selbstredend am wenigsten Ihre liebenswürdige Person und Familie. Lassen Sie uns die Sache objectiv besprechen und als eine historisch-sociale, meinetwegen auch als eine theologische Frage behandeln."

„Herr Pater hat Recht, mein Kind," sprach besänftigend der Vater. „Wir kommen auf den von Dir angeregten Punkt schon später zurück; löse Du nur erst Deine Aufgabe."

„Meine Erklärung," begann Julia, „bezieht sich auf die satyrische Bemerkung, welche Esau, der feindliche Bruder Jacob's und der leibliche oder moralische Stammvater aller uns feindlichen Brudervölker, Jacob machte: „Bist Du deßhalb wohl Jacob genannt worden, weil Du mich nun schon zwei Mal betrogen hast: zuerst durch die Entwendung der Erstgeburt und nun auch durch die Entwendung des Segens?" In Wirklichkeit trägt Jacob seinen Namen ja weder von jener Zeit an, noch von jener Begebenheit her. Die Satyre Esau's beruht auf einem etymologischen Wortspiele. Bei der Geburt wurde Jacob „der Hinterhaltige" genannt, weil er zufällig der Spätgeborene war, und nun nannte ihn Esau „der Hinterlistige." Der Name hat also weder Bezüglichkeit auf jene Begebenheit, noch auf seinen Character. Eine andere Frage ist aber, ob Jacob in der That um jener Begebenheiten willen hinterlistig zu nennen ist, ob sie betrügerisch gegen Esau angelegt waren, und ob Betrug damit beabsichtigt wurde. Ich muß dies mit Entschiedenheit verneinen. Denn mit dem Antrage auf den Verkauf der Erstgeburt trat

Jacob seinem Bruder offen gegenüber. Es war auch in Wahrheit nicht ein Verkauf um den wohlfeilen Preis eines Linsengerichts zu nennen, sondern vielmehr der Antrag auf freiwillige Ueberlassung des Erstgeburtsrechts. Jacob benutzte nur die Gelegenheit, als sich Esau bei ihm zum Mittagsmahle einlud, von dieser Angelegenheit zu sprechen. Es galt Jacob nämlich, die heiligen Familientraditionen seines großväterlichen und väterlichen Hauses zu erhalten und fortzupflanzen, den Beruf Abraham's, welchen er auf Isaak vererbt hatte: Träger und Verbreiter der wahren monotheistischen Gottes- und Tugendlehre zu sein, zu übernehmen und zu pflegen. Esau hätte als Erstgeborener hierzu die erste Verpflichtung gehabt, und der erblindete Vater dachte von ihm, dem Lieblinge seiner Seele, nicht anders und war deßhalb auch, als er seinen Tod nahe fühlte, schon im Begriff, ihn zum Stammhalter des Hauses zu ernennen. Esau, der das Leben rein materiel erfaßte und von der idealen Seite desselben keine Ahnung hatte, würde das väterliche Erbe auch nur als materielles Eigenthum angetreten, den damit verbundenen religiösen Beruf aber sicherlich gar nicht oder nur zum Scheine übernommen und nach des Vaters Tode vergessen oder vernachlässigt haben. Jacob, wie die Mutter Rebekka, hatte den naturalistischen Sinn Esau's, sein rohes und dem Höhern und Geistigen abgewandtes Gemüth frühzeitig erkannt und somit auch die Gefahr begriffen, welche jetzt im Verzuge gelegen hätte, wenn die Bestätigung Esau's in seinem Erstgeburtsrechte durch die letztwillige Bestimmung des Vaters, den sogenannten Segen Isaak's, erfolgt sein würde. Daher benutzte er jetzt die ihm dargebotene Gelegenheit, mit Esau über diese Angelegenheit zu sprechen. Esau's leichter Sinn faßte die Sache nur von der materiellen Seite auf, und obwohl gewohnt, den Werth des

Lebens ausschließlich im materiellen Besitze und Genusse zu finden, war er doch leichtsinnig genug, sich diesen nicht zu sichern. Erst als die nackte Wirklichkeit an ihn herantrat, und er das väterliche Erbe in den Händen des Bruders erblickte, wurde er der That, aber nicht seines Leichtsinns inne; er schalt Jacob einen Betrüger. Und doch war er nichts weniger, als dies. Ihm stand gewiß das materielle Erbe bei der ganzen Verhandlung erst in zweiter Reihe, obwohl es nicht zu entbehren war; aber er sprach doch mit Esau nicht, etwa in betrügerischer Absicht, blos von der religiösen Seite, sondern hob mit Absicht Esau gegenüber offen und mit Ehrlichkeit die materielle Seite hervor. Dies geht deutlich aus der Erzählung und den Reden Esau's hervor: „Ich sterbe ja doch und nehme nichts mit; was soll mir also das Erbe und der Besitz?" Nun handelte es sich freilich darum, den Vater zu gewinnen und ihn dafür zu bestimmen, daß er zu Gunsten des jüngern Bruders letztwillig verfüge, daß er diesen vor seinem Tode segne. Aber auch hier liegt kein Betrug vor. Die Mutter Rebekka sann auf eine List, nicht Jacob, dessen reiner Sinn sich dagegen wehrte; aber auch die Mutter that es ja nicht in betrügerischer Absicht zum Zwecke niedrigen, gemeinen Gewinns, sondern religiöser Sinn und Begeisterung für den religiösen Beruf und Zweck leitete sie. Hätte dieser mit Esau erreicht werden können: so hätte der Gedanke an eine Bevorzugung Jacob's nicht vorgelegen. Ihr weiches Herz und weibliches Gemüth sträubte sich nur dagegen, den alten Vater mit Enthüllung der ganzen Wahrheit zu kränken und ihm die Liebe zu seinem ältesten Sohne Esau aus dem Herzen zu reißen. Die Täuschung Isaak's durch Rebekka und Jacob ging also aus Liebe hervor, aus der Absicht, ihn zu schonen, nicht ihn zu betrügen. Er erkannte dies auch wohl und beließ es

deßhalb bei der einmal getroffenen Bestimmung und dem ersten Segen trotz der Aufklärung, welche ihm Esau nachträglich gegeben hatte. Daß es nicht auf Täuschung, sondern Schonung abgesehen war, sehen wir an der Art und Weise, wie nunmehr die Mutter Jacob aus dem Hause zu entfernen suchte. Auch hierbei enthüllt sie dem Vater nicht die Wahrheit und das Gebahren des enttäuschten und entarteten Esau, welcher Jacob nach dem Leben trachtete. „Jetzt gilt es, für Jacob ein Weib in's Haus zu bringen," so sprach sie zu Isaak, „aber damit er nicht eine der hier wohnenden heidnischen Töchter suche, schicken wir ihn lieber nach dem Beispiele deines Vaters Abraham in meine Heimath." Daß Jacob von Anfang an mehr an die Pflichten der Erstgeburt dachte, welche er übernehmen wolle, als an die Rechte, welche er gewinnen könne, zeigt auch sein nachfolgendes Benehmen. Sein Sinn ist so wenig auf materiellen Besitz gerichtet, daß er arm und dürftig auswandert und Gott nur um Brod zum Essen und ein Gewand zum Bekleiden bittet. Dabei habe er sein Genüge, und selbst davon gelobt er noch, zu opfern. Ueberall bewährt sich sein frommer, reiner Sinn. Bei Laban denkt er nicht an den materiellen Lohn für seine Arbeit, er ist glücklich in seiner ideellen Liebe zu Rahel; er dient Laban zwanzig Jahre mit wahrer Selbstverleugnung und Aufopferung umsonst. Er will fortgehen, es zieht ihn nach der Heimath zurück; aber auch da fordert er keinen Lohn. Laban bietet ihm denselben an, um sich seine ferneren Dienste zu sichern; er bestimmte ihm auf's neue einen Lohn, wie er es oft gethan, und obgleich zehn Mal getäuscht, hatte Jacob nie gewagt, sein materielles Recht geltend zu machen. Er stellte seine Sache Gott anheim, und wenn dieser ihn am Ende doch noch reichlich bedachte und mit einem großen Heerdenbesitze segnete, so hatte

Gott, der kein Unrecht thut, damit eben bewiesen, daß Jacob nunmehr erhalten habe, was ihm rechtmäßig gebüre, und Laban mit seinem Rechte in Nichts gekränkt sei.

„Wo, Hr. Pater," fuhr Julia nach dieser langen Auseinandersetzung fast erschöpft fort, „ist da eine Spur von Betrug im Character und Leben Jacob's, wo eine Hinneigung zum weltlichen, materiellen Besitze, welche man so gern ihm und seinen Nachkommen vorwirft? Wo sich diese bei Israel findet, hat der Druck und die Verfolgung der Völker sie unserm Volke aufgenöthigt. Man hat unser Volk von jedem idealen Streben, von jeder rechtmäßigen Beschäftigung fern gehalten, zu hohem Zins und Wucher es gezwungen, um die einem Schwamme gleich aufgesogenen Reichthümer nachher von ihm wieder zu erpressen; man hat ihm große Lasten auferlegt, damit es sich mit Geld wieder davon loskaufe; man hat es auf Geld hingedrängt und es genöthigt, darin seinen Werth und das alleinige Mittel zu seiner Erhaltung und Rettung zu erkennen, und wundert sich nun, wenn Israel das Geld liebt.

Und dennoch liebt es nicht das Geld um des Geldes willen. Welche Opfer hat Israel trotz der harten Zeit bis auf den heutigen Tag für Religion, Cultus und Wohlthätigkeit gebracht! Und selbst wenn Israel heute viel für Luxus und Vergnügen opfert, so liegt dies ein Mal darin, weil ihm diese Genüsse so lange gewaltsam versagt worden sind, und dann sind viele derselben, wie Theater, Concerte, nicht ausschließlich materieller, sondern auch geistiger Natur. Auch hat Israel zu keiner Zeit ideelle Bestrebungen vergessen und vernachlässigt; das beweist seine reiche Literatur sowohl, wie der Umstand, daß es trotz Druck und Verfolgung seine geistige und sittliche Spannkraft

nicht verloren, sondern so stark erhalten hat, daß es nach Anerkennung seiner Menschenrechte sofort als ebenbürtig in die Reihe der Völker und menschlichen Gesellschaft eintrat und wie diese gleich hohe Größen geistiger und sittlicher Kraft aufstellte."

Julia hatte geschlossen, und Alle klatschten Beifall. Der Vater hatte fortwährend zustimmend genickt, die Mutter hatte ermuthigend ihr zugelächelt, und August hing mit seinen Augen vergnügt und begeistert an ihrem Munde. Der Pater erhob sich und reichte ihr dankend für solche Belehrung die Hand. Er erklärte: „Sie haben als geschickte Schachspielerin mich vollständig matt gesetzt; mein König ist vollständig eingeengt und kann keinen Zug mehr ziehen, keinen Schritt sich bewegen. Ich bin ihrem gewandten Vortrage mit Aufmerksamkeit gefolgt, und jedes Mal, wo ich glaubte, hier sei eine Lücke, wo ich durchschlüpfen könne, hier eine Schwäche, bei der ich Sie zu fassen vermöge, kamen Sie mir zuvor und füllten die Lücke und enttäuschten mich über die vermeintliche Schwäche. Es war, wie wenn Sie mir die Gedanken und projectirten Einwendungen vom Gesichte abgelesen hätten. So erhielt ich von Ihrer zarten Hand wuchtige Schläge und wurde immer mehr in die Enge getrieben. Ich erkläre mich für besiegt, aber für diese Niederlage reichlich belohnt."

„Ja," fiel Julia ins Wort, „das ist ja auch ein Zug aus Jacob's Leben, der vorbezeichnend für das Wirken seiner Nachkommenschaft geworden ist. Jacob hat in dem Kampfe mit seinem Gegner, dem Geist der Nacht und Finsterniß, wie Israel ihn bis heute mit den anderen Völkern zu führen hat, seinen Gegner nicht eher entlassen, als bis er ihn gesegnet, d. h. die gute Absicht und Folge seines Kämpfens anerkannt hat. Wir

werfen unsere Gegner nicht nieder, wir erheben sie, denn es ist ein Geisteskampf, den wir führen. Jacob wurde im Ringen an der Hüfte verrenkt, sein Gegner führte einen Leibeskampf und warf ihn nieder. So auch stritten unsere Gegner mit uns. Mit Feuer und Schwert hat man gegen uns gewüthet und uns so von der Wahrheit der andern Religion überzeugen wollen. Von der geistigen Art seines Kämpfens erhielt Jacob den Namen Israel d. h. Streiter für Gott und Wahrheit, und diesen Namen und dieses Wesen tragen wir ihm nach. Hr. Pater, liegt darin eine Hinneigung zum materiellen Geldbesitze, liegt darin Hinterlist und Betrug?"

„Gewiß nicht, mein Fräulein," erwiderte beschämt der Pater auf diese mit gehobener Stimme gesprochenen Worte, ich widerrufe vollständig meine Behauptung; Sie haben mich besiegt, aber gehoben, ich segne Sie."

Bei diesen Worten stand der Pater auf und reichte Jedem zur Verabschiedung für den heutigen Abend die Hand. Besonders warm drückte er die Hand Julia's. Er glaube, sprach er, nicht blos sich, sondern auch der Gesellschaft einen Gefallen zu thun, wenn er den begonnenen Geisteskampf heute nicht fortführen und auf das angedeutete theologische Gebiet hinüberspielen lasse. Ihm sei die heutige Abendunterhaltung ein wahrer Seelengenuß gewesen, und er freue sich im Voraus schon auf die nun folgende Belehrung des Herrn Baruch.

Dieser dankte verbindlich und wollte den Pater nur unter dem Versprechen entlassen, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Es bedarf ja kaum einer so dringenden Art der Einladung, meinte der Pater, wenn es dem Gaste so angenehm gemacht wird.

Der Pater verneigte sich, und war im Begriffe, sich zu entfernen, als ihm Frau Baruch noch nachrief: Sie machen uns an jedem Abend ein Vergnügen durch die Ehre Ihres Besuchs, wenn es auch nicht Sabbat ist.

Der Pater nickte verbindlichst der Dame zu und schloß die Thüre hinter sich.

Die Familie Baruch erkannte, daß es in der Unterhaltung mit dem Pater spät geworden war und ordnete sofort den Abendtisch an, zu welchem man in Ermangelung einer genügenden Vorbereitung den Gast nicht gewagt hatte einzuladen.

Julia bemerkte mit Recht, daß bei Tische das Gespräch auch weder so ernsthaft hätte geführt werden können, noch dürfen, und darauf sei es ihr doch einmal angekommen.

„Ganz recht," erwiderte der Vater; „aber mir kommt es doch für die Zukunft darauf an, in unseren religiösen Unterhaltungen jeden Gedanken an confessionelle Gehässigkeit zu vermeiden, welche sich bei der Leidenschaftlichkeit, womit solche Gespräche nur gar zu leicht und oft geführt werden, unversehens und absichtslos eindrängt. Unsre Religion unterscheidet sich darin vortheilhaft vom Christenthum, daß sie sich nicht angreifend, wie dieses, verhält, sondern nur abwehrend und vertheidigend. Wir drängen Niemand die Wahrheiten unsrer Religion auf und zwingen ihn nicht zum Bekenntniß derselben; wir vertheidigen uns nur gegen die Angriffe und Zudringlichkeiten des Christenthums. Ich möchte deßhalb auch nicht, daß der Pater bei unseren Gesprächen, welche Interesse für ihn zu haben scheinen, und die er bis jetzt mit Ruhe angehört hat, irgend welche confessionelle Absichtlichkeit und Gehässigkeit vermuthe, die uns fern liegen. Die Unterhaltung erhält und behauptet aber

einen mehr zutraulichen und freundschaftlichen Charakter, wenn die Gesellschaft zu Tische sitzt — bei einem Glase Wein oder einer Tasse Thee. Der Ernst, welchen der Gegenstand, wie Du mit Recht bemerkst, liebe Julia, erfordert, soll darum nicht verloren gehen; aber die Hitze einer leidenschaftlichen Erregung, welche der Gegenstand hervorrufen könnte, wird durch einen Schluck Weins oder Thees alsbald wieder abgekühlt. Wenn nöthig, findet sich dabei auch leicht Gelegenheit, dem Gespräche, sei es auch nur auf kurze Zeit, eine andere Wendung zu geben, oder durch eine heitere, dazwischen geworfene Bemerkung der Schärfe des Ausdrucks die Spitze abzubrechen. Du, liebe Frau, fuhr Hr. Baruch fort, wirst also bei einer Wiederholung des Besuchs auch dem Pater gegenüber die gewohnte liebenswürdige Wirthin machen, und Du, liebe Julia, setzte Herr Baruch, zur Tochter gewandt, hinzu, wirst uns vor und nach dem Tische in Deiner freundlichen Weise mit einem Glase Wein bedienen."

Frau Baruch winkte zustimmend, und Julia sprach: „Ich sehe ein, lieber Vater, daß Deine Einsicht und Erfahrung auch hier wieder das Richtige getroffen hat. Es könnte nur gar zu leicht so kommen, wie Du befürchtest, zumal wenn religiöse Gegensätze berührt werden," was bisher nicht der Fall war. Aber das gestehe ich Dir, lieber Vater, fuhr sie mit schelmischer Bemerkung fort, indem sie sich erregt vom Stuhle erhob, um draußen den Abendtisch vorzubereiten, woran die Mutter erinnert hatte: „ich bereite mich auf die geistige Würze des Tisches ebenso gut vor, wie die liebe Mutter auf die leibliche."

Alle lachten über die witzige Bemerkung des geistreichen Mädchens und blickten ihr vergnügt nach, als sie sich schnellen

Schrittes hinausbegab. Der Vater aber rief ihr nach: „Ja, doch auch das feinste Gewürz, liebe Tochter, darf nur mäßig angewandt werden, wenn die Kost genießbar bleiben soll, und je schärfer das Gewürz ist, desto größere Vorsicht ist erforderlich.“

IV.

Die Wiederholung.

Der Pater hatte auf dem Heimwege und in seiner Zelle in gleicher Weise noch über die Unterhaltung des Abends nachgedacht und ein Selbstgespräch darüber mit sich geführt, wie die Glieder der Familie Baruch unter einander. Er hatte sich über die erlittene Niederlage getröstet in der Hoffnung, daß er das nächste Mal einen Sieg davon tragen werde, und diesen für um so sicherer gehalten, als er sich der Vorzüge des Christenthums bewußt war, welche er zur Sprache bringen wollte. Aber dennoch gestand er sich, daß nach der geschickten Vertheidigung Julia's das Judenthum in seinen Augen gewonnen habe, wenn er sich auch fortwährend wie zu seiner eigenen Genugthuung gestand, daß es selbstredend den Vergleich mit dem Christenthum nicht aushalten werde.

Wohl mögen zu dieser Erhebung des Judenthums nicht allein die sachlichen Gründe, sondern auch die Begeisterung für ihre Vertheidigerin beigetragen haben. Denn es bewährt sich auch hierbei, daß die günstige Meinung, welche Christen über die Juden haben, auf das Judenthum übertragen wird, wie umgekehrt der Haß von den Trägern und Dienern der christlichen Kirche gegen die Juden angefacht wird, um damit das Judenthum herabzusetzen und folgerichtig das Christenthum zu erheben. Gar wenige Menschen wissen Sache und Person der Wahrheit gemäß auseinander zu halten; selbst den Gebildeten wird dies oft schwer. Auch hierdurch erklären sich viel-

fach die systematischen Verfolgungen der Juden, welche von der Kirche nicht blos im Stillen gutgeheißen, sondern oft angefacht und bewerkstelligt wurden.

Beide Theile sehnten sich daher nach einer neuen Zusammenkunft, und so begreifen wir, daß diese bald Statt fand. Schon nach einigen Tagen nahm der Pater eines Abends Gelegenheit, der Baruch'schen Familie seinen Besuch zu erneuern. Er trat ein, und sein etwas verlegener, aber doch freundlicher Gruß wurde in entgegenkommender Weise erwidert. Die Familie saß, wie auch am Sabbatabende um den Tisch versammelt. Frau Baruch hatte, eben aus der Küche, wo sie Anordnungen gegeben und Inspection gehalten hatte, zurückkehrend, eine Handarbeit ergriffen; ihre Tochter war bereits schon mit einer solchen beschäftigt, während ihre Augen auf einem Buche ruhten, in welchem sie las, — ein Buch leichten Inhalts, wie es für eine solche Gelegenheit paßt, und dessen Lektüre den Damen nur dazu dient, um das monotone und mechanische Einerlei der geisttödtenden Handarbeit zu durchkreuzen. Auch die Mutter suchte bereits nach einem solchen Buche, denn auf eine ständige und laute Unterhaltung zur Unterbrechung und Erleichterung der Handarbeit hatten die Damen zu Gunsten des Vaters verzichtet, der, in eine ernstere Lektüre vertieft, bei ihnen saß an der Spitze des Tisches, wie gewöhnlich, neben seiner Frau, welche auf dem Sopha ihren Platz hatte, und seiner Tochter gegenüber, welche an dem andern Ende des Tisches ihren gewohnten Sitz eingenommen hatte. August's Platz vor dem Tische, dem Sopha gegenüber und an der Seite Julia's, war noch leer, da er noch mit schriftlichen Arbeiten im Comptoir beschäftigt war. Vater und Tochter hatten den Pater nicht sofort bemerkt, als er beim Eintreten seinen „Guten Abend" leise flüsterte. Nur die Mutter,

welche noch halb stehend erst ihre Handarbeit ordnete, rief ihm sofort ihren freundlichen Gegengruß zu und lud ihn ein, wiederum neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen. Da erst gewahrten ihn auch die Anderen, denen der Pater sich schüchtern näherte, um Entschuldigung bittend, daß er störe und vielleicht zu ungelegener Zeit komme, weil er aus der Ruhe und feierlichen Stille den Schluß ziehen müsse, daß wohl wieder ein ihm unbekannter Feiertag eingetreten sei.

„Nicht so, Herr Pater,“ erklärte die Mutter; „Sie sind uns ganz willkommen, auch wenn Feiertag wäre. Zu Ihrer Beruhigung nehmen Sie indeß die Versicherung, daß Werktag ist für uns, wie für Sie. Wir sind ja in voller Werkthätigkeit begriffen,“ setzte sie lächelnd hinzu, auf ihre und Julia's Handarbeit zeigend.

„Die Verrichtung dieser leichten Handarbeit,“ erwiderte der Pater, „fiel mir nicht auf, da auch wir solche an unseren Sonn- und Feiertagen vornehmen; ich wunderte mich nur, Niemand von Ihnen im Laden oder auf dem Comptoir beschäftigt zu sehen.“

„Fehlt Ihnen denn August, nicht, Herr Pater?“ frug Julia etwas verletzt; „er ist auf dem Comptoir beschäftigt.“

„Entschuldigen Sie, Fräulein,“ sprach der Pater mit gewandter Rechtfertigung; „er fehlte mir wohl, aber ich konnte doch nicht wissen, daß er sich auf dem Comptoir befinde.

„Ich lobe es auch nicht,“ nahm Hr. Baruch das Wort, „daß die wenigsten Christen ihren Sonntag mit sabbatlicher Strenge feiern; jede weltliche Arbeit stört die religiöse Stimmung, und die kleinere Arbeit führt und verleitet zur größeren. Ich empfehle nicht die müßige Beschaulichkeit, aber jede Arbeit, womit wir uns und der egoistischen Welt, ausschließlich dem Leibe und

nicht auch dem Geiste, dienen, stört die Bestimmung des Tages, den wir Gott, dem Geiste und der Menschheit weihen sollen. Indeß verstehen wir den Dienst Gottes und die Pflege des Geistes und der Brüderlichkeit in uns und der Menschheit nicht so, daß wir die Wochentage ausschließlich uns und der Erde, den Sabbat und nur diesen Gott und dem Himmel weihen. Der Sabbat steht an der Wegscheide zwischen der alten und neuen Woche, er soll die Fehler der alten Woche in Zukunft vermeiden helfen und seine geistige und religiöse Weihe der neuen mittheilen. Darum muß auch in den Werktagen immer noch Zeit für Gebet, geistige Arbeit und werkthätige Liebe übrig bleiben, nur ein Theil des Tages gehört dem Geschäfte und der weltlichen Arbeit an."

„Ich erkenne diesen schönen Vorzug des Judenthums an," erwiderte der Pater, „aber Sie, Hr. Baruch, berühren damit doch nur Aeußerlichkeiten; das wahre, innere Wesen des Christenthums weist Gegensätze auf, welche ihm einen unabweisbaren, ewigen Vorzug vor dem Judenthume sichern. Oder kennen Sie die herrliche Bergpredigt nicht, Herr Baruch?"

„Sicherlich kenne ich diese," erwiderte sofort Hr. Baruch, „aber lassen Sie mich auch sogleich hinzusetzen, was ich von deren Herrlichkeit halte.

„Sie werden," frug mit Betonung der Pater, „diese doch nicht in Zweifel ziehen?"

„Das nicht," antwortete Hr. Baruch, „aber ich lasse sie nicht als specifisches Christenthum gelten.

„Ich verstehe Sie kaum," erwiderte etwas verwirrt der Pater.

„Hören Sie," fuhr Hr. B. fort; „Zunächst ist es schon auffällig, daß nicht sämmtliche Evangelisten von der Bergpredigt

erzählen und ihren Inhalt bringen, wenn Sie diese als das Grundgesetz des Neuen Testaments und Christenthums ausgeben wollen. Nur bei Lucas und Matthäus findet sie sich, und bei diesen nicht einmal in gleichlautender Form. Was Ihnen und allen Vertheidigern des specifischen Christenthums als vorzügliches und hervorragendes Moment in der Bergpredigt erscheint: deren Gegensätzlichkeit zum Alten Testamente in den sich stets wiederholenden Worten: „Den Alten ist gesagt worden, . . . ich aber sage euch“ . . . fehlt in Lucas durchaus, so daß es zweifelhaft ist, ob überhaupt die Bergpredigt aus Jesu Mund gesprochen worden ist, und wenn —, sicherlich nicht in dieser Form, denn das Judenthum hat gar nicht die Gegensätze, welche ihm bei Matthäus aufgebürdet werden. Ja, Jesus sagt an dieser Stelle ausdrücklich, daß er nicht gekommen sei, das alte Gesetz aufzuheben und ein neues an die Stelle zu setzen. — Dem Bruder nicht zürnen und dem Beleidiger nicht Haß nachtragen, lehrt auch Moses ausdrücklich, und Feindesliebe lehrt er sogar mit denselben Worten: Welchen Dank hättest Du, den Freund zu lieben, den du gern hast, und der dir Gutes thut? Trage deinem Feinde und Beleidiger keinen Haß nach, denn lieben sollst Du ihn wie Dich d. h. wie Du in gleicher Lage auch von ihm behandelt und geliebt sein möchtest. Beiläufig gesagt: Dies ist die richtige Deutung des berühmten Ausspruchs von der Nächstenliebe, der sich nur bei der Liebe gegen den Feind und Fremden findet, weil dem Freunde gegenüber sie sich von selbst versteht. Es heißt nicht: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst;“ — eine solche Liebe ist überschwänglich und unpsychologisch, — sondern: Liebe Deinen Nächsten wie Du willst, daß er Dich liebe. Daher fügt auch Rabbi Hillel die Auslegung hinzu: „Was Du nicht willst, daß man Dir thue, das thu Du auch keinem Andern;“

oder Jesus in positiver Form: „Was Du willst, daß Dir geschehe, das thu' Du auch dem Andern.“ Und daß dies der Geist des Gesetzes ist, beweisen spätere Aussprüche, welche vom Alten Testament ebenfalls wieder in das Neue übergegangen sind: „Alle Fehler Deines Feindes decke mit Liebe zu“ und „wenn Deinen Feind hungert, gib ihm zu essen, und wenn ihn durstet, gib ihm zu trinken, denn feurige Kohlen sammelst Du damit auf sein Haupt, und Gott wird es Dir lohnen“. — Auch die Lehre von der Nutzlosigkeit des Opfers ohne vorherige Versöhnung ist rein jüdisch und in der Bibel wie in dem vielfach verkannten Talmud aufbewahrt. Es wird da gefordert, die Versuche zur Versöhnung des Gegners wiederholt fortzusetzen, bis sie gelingen, und wenn die eigne Kraft dafür zu schwach ist, die Hülfe eigner und fremder Freunde dafür mit in Anspruch zu nehmen. Und wenn der Gegner dennoch unversöhnlich bleibt, so trägt er die Schuld. Von dem Opfer glaube man aber nicht, daß es ohne diese Versuche nütze, oder daß es gelingen werde, jetzt Versöhnung zu erlangen, in dem Gedanken, nachher doch wieder sündigen zu wollen. Ich unterlasse, die Stellen anzuführen, weil Ihnen der Talmud zum Nachschlagen doch nicht zugänglich ist. Dafür will ich aber versuchen, Ihnen die Entwickelung des Judenthums klar zu legen, um zu begreifen, daß derartiges im Talmud stehen kann und muß, und die Weisheit Jesu sich nicht im Gegensatze dazu, sondern in Uebereinstimmung damit befindet.“

Der Pater war von dieser glänzenden Auseinandersetzung und Beweisführung wie bestürzt. Sie war für ihn ebenso neu wie überzeugend. Er konnte nicht widersprechen, aber vermochte es auch nicht über sich zu gewinnen, seine Zustimmung auszusprechen. Auch gestand er es in seinem Innern sich selbst nicht,

daß er überzeugt sei; er vermeinte, in diesem Augenblicke nur keine Gegengründe auffinden zu können. Theils um seine Verlegenheit zu verbergen, lenkte er das Gespräch auf einen andern Gegenstand, theils um auch darüber die Ansicht des Hrn. Baruch zu vernehmen. Er hob die Stelle der Bergpredigt hervor, wo das eheliche Leben berührt wird. Es heißt dort: „Den Alten ist gesagt: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Es ist auch gesagt: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr einen Scheidebrief geben. Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um Ehebruch, der macht, daß sie die Ehe bricht; und wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe.“ Der Pater war nicht im Voraus sicher, hier einen Sieg über Hrn. B. und sein Judenthum erfechten zu können, im Gegentheil, er war sich der vorzüglichen Sittlichkeit im ehelichen Leben der Juden bewußt. Aber er hoffte doch, eine verwundbare Stelle und schwache Seite des Judenthums hier oder dort zu finden, und wollte vor Allem einerseits nur Zeit gewinnen, andrerseits den Hrn. B. sich völlig erschöpfen lassen, um das nächste Mal seinem Gegner mit einem vollständig durchdachten Angriffsplane und Vertheidigungssysteme gegenüber treten zu können. Welcher Täuschung unterlag er hier, und mit welchem Gefühle der Niederlage mußte er sich zunächst aus diesem Streitgegenstande zurückziehen!

Hr. B. war sich in diesem Punkte wie nie im Voraus seines Sieges bewußt und antwortete deßhalb in einer solchen Ruhe, daß er durch diese fast ebensosehr, wie durch die sachlichen Gründe seinen Gegner überwand, obwohl nicht gewann. „Schon das sittliche und innige Ehe- und Familienleben der Juden, welches zu keiner Zeit einen Angriff duldete und überall wie

zu jeder Zeit, selbst bei ihren größten Feinden, Anerkennung fand, läßt voraussetzen, daß die Anforderungen der jüdischen Religion an die Sittlichkeit des Ehelebens keine Steigerung zulassen. Denn die physische Heißblütigkeit des Orients hätte auch bei den Juden andere Voraussetzungen begünstigt, als sie das jüdische Leben der alten wie neuen Zeit bietet, und die Religionen wie Sitten der heidnischen Völker mußten sie eher in der Abweichung von der reinen Sittlichkeit bestärken. Und wenn wir gar sehen, daß der politische und confessionelle Druck des Mittelalters, welcher die Schließung jüdischer Ehen erschwerte und verhinderte, dennoch die festen Grundprinzipien der Sittlichkeit und ehelichen Treue nicht erschütterte; worin anders soll denn das Motiv und der Erklärungsgrund für diese Erscheinungen im Judenthum gefunden werden können, als in den Lehren und Lebensanweisungen, den Prinzipien und Gesetzen der jüdischen Religion? Aber mehr noch! Wenn wir in neuester Zeit gewahren, wie durch die Lockerung der religiösen Banden und die Annäherung an die christlichen Sitten auch bei den Juden Beispiele ehelicher Untreue und tiefer Sittenlosigkeit gefunden werden: so werden wir in der Anschauung noch mehr bestärkt, daß das Judenthum sich als einen bei weitem stärkern Hüter der Sittlich- und des ehelichen Familienlebens bewährt, als das Christenthum. Nie hat das Judenthum Prostitutionen und gelockerte Zustände im Ehe- und Familienleben gekannt, wie sie die christliche Welt zu allen Zeiten dargeboten hat, und in der Gegenwart bei sich steigender Unsittlichkeit und Unreligiösität fast noch mehr darbietet, als in der Vorzeit. Was seit neuester Zeit von solchen moralischen Krankheitszuständen sich bei den Juden vorfindet, ist durch Nachahmung auf diese übertragen worden."

Das waren historische und factische Ueberzeugungsgründe,

welche der Pater nicht zu widerlegen vermochte. Um dennoch nicht Alles zuzugestehen, bemerkte er verlegen: „Sie haben in Vielem Recht, geehrter Herr Baruch. Das Christenthum mag sich in Manchem nicht stark genug bewiesen haben; es theilt ja hierin ein gleiches Loos mit dem Judenthum. Aber dennoch könnte es in seinen Principien einen Vorzug vor diesem bewahren; — und dies möchte ich sogar fest behaupten."

„Sie irren, Hr. P.," erwiderte Hr. B. „Der Vorzug der Prinzipien bewährt sich nur in ihrer practischen Brauchbarkeit. Was thue ich mit allen Sittlichkeitslehren, wenn sie die Menschen nicht sittlicher zu machen vermögen? Die Geschichte aber hat es sogar mit Ihrem Zugeständnisse bewiesen, daß trotz der viel ungünstigeren Umstände der Vorzug hier auf Seiten der Juden und ihrer Religion zu finden ist, und die Kosten seiner neuesten Schwächen eigentlich von dem Christenthum getragen werden. Aber ich gehe Ihrem Ansinnen nicht aus dem Wege und nehme mit Ihnen auch einen Vergleich der Sittlichkeits-Principien beider Religionen vor."

P. „Ich bin begierig, zu hören, ob Ihnen auch hier das Kriegsglück günstig ist."

B. „Lassen Sie uns von dem Ausspruche ausgehen, welcher in der Bergpredigt die Grundlage des hervorgehobenen Gegensatzes zwischen der alten und neuen Religion ist: „Du sollst nicht ehebrechen." Man mißversteht gewöhnlich diesen Ausspruch und setzt voraus, daß er auf die Unterdrückung der rohesten Unsittlichkeit und ehelichen Untreue gerichtet sei, deren Vorhandensein der Ausdruck „ehebrechen" ahnen läßt. Aber es läßt sich hierbei ebensowenig auf eine sittliche Verderbtheit der Zeit oder des Volks schließen, wie bei den Verboten: „Du sollst nicht morden und stehlen." Es sind dies vielmehr negative Aussprüche

der Grundprinzipien aller Sittlichkeit: Sicherung des persönlichen Lebens, des Familienlebens und des Eigenthums. Der Mosaismus unterscheidet sich eben darin vom Neuen Testamente, daß er die religiösen Prinzipien nicht in Form von theoretischen Lehren, sondern für ihre practische Anwendung in Form von Gesetzen gibt. Unter Ehe ist hier nicht das einseitige Verhältniß der Gatten, sondern auch der übrigen Glieder des Hauses und der Verwandtschaft untereinander: Eltern, Kinder, Geschwister, überhaupt der ganzen Familie verstanden. Nur weil die Familie mit der Gründung der Ehe, des Gattenverhältnisses, zunächst beginnt, ist sie „Ehe" genannt. Demnach ist auch hier unter Ehebruch nicht blos die Störung und Auflösung des Gattenverhältnisses, sondern des ganzen Familienlebens gemeint, und beispielsweise die Störung oder Auflösung des guten Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern oder der Geschwister unter einander ebenfalls so genannt. Hieraus also geht schon hervor, daß der Begriff von „Ehebruch" nicht, wie es in der Bergpredigt zu geschehen scheint, ganz eng ausschließlich von der gröbsten Art ehelicher Untreue und sittlicher Versunkenheit zu verstehen ist; er umfaßt vielmehr ebenso gut, ganz im Sinne des Neuen Testaments, auch die gelindeste Verletzung reiner Sittlichkeit, auch die geringste Abweichung von den Ansprüchen ehelicher Treue, auch wo diese, um mit dem N. T. zu reden, nur durch einen lüsternen Blick, durch ein sinnliches Begehren, durch einen sündhaften Gedanken in der tiefsten Verborgenheit des Herzens geschähe."

Der P. saß still für sich hinsinnend, mit geschlossenen und gesenkten Augen, den Zeigefinger der rechten Hand forschend an die Nase gelegt und mit der linken Hand den Ellenbogen der rechten Hand unterstützend.

Hr. B. unterbrach seine Auseinandersetzung, um etwaige Einwürfe des Paters entgegen zu nehmen. Dieser indeß, die Stille bemerkend und die Absicht des Hrn. B. begreifend, hub mit verstellter Freundlichkeit an: „Bitte Hr. B., fahren Sie nur fort, ich höre. Schließen Sie nicht aus meiner Schweigsamkeit auf etwaige Theilnahmlosigkeit, ich bin vielmehr Ihr aufmerksamer und gespannter Zuhörer.“

„Ich war nicht unbescheiden genug, Herr Pater,“ fuhr Hr. B. fort, „auf Ihre ungetheilte Theilnahme bei so lang andauernder Rede, wie ich sie zu halten habe, zu rechnen; ich freue mich, jetzt des Gegentheils versichert zu werden.“

„Ja, Hr. B.,“ sprach der Pater, welcher inzwischen seine Gedanken etwas gesammelt hatte: „Nach Ihrer Auseinandersetzung über den Begriff des Ehebruchs, schulden Sie mir eigentlich noch den Begriff von der Ehe. Sie werden doch wohl nicht den Fortschritt leugnen, welchen durch den höhern Begriff von der Ehe das Christenthum der Stellung des Weibes gebracht hat. Hat doch das Weib bei den Juden bis auf die neueste Zeit eine gleich untergeordnete Stellung bewahrt, wie bei allen orientalischen Völkern.“

B. „Sie irren, Hr. P. Die Unkenntniß von dem jüdischen Leben und der jüdischen Religion, wie sie durchgehends den Christen, Gelehrte und Theologen nicht ausgenommen, eigen ist, bringt solche falsche und schiefe Urtheile hervor. Man hat vordem absichtlich die jüdische Lehre falsch dargestellt, und darauf fußt heute noch das Urtheil der christlichen Welt; die Berichtigungen der Juden werden nicht beachtet oder für parteiisch gehalten. Man hat auch das Leben, die Sitten und Gewohnheiten der Juden absichtlich in falsche Bahnen gelenkt, und von dem Bestreben der Juden unserer Tage, sich dem modernen

Leben anzuschließen, glaubt man, daß sie damit die ererbte Tradition verlassen und christliches Leben dem Scheine oder der Wirklichkeit nach adoptiren. Man betrachtet eben nur die in alter, überkommener Weise fortlebenden Juden als die wahren, ihrer Religion und eigenthümlichen Anschauung treu gebliebenen, die modernen aber als die abgefallenen, der Form oder der Wirklichkeit nach Christ gewordenen, oder doch dem Christenthum zuneigenden Juden. Man weiß eben nicht mehr oder will es nicht wissen, wie man vordem christlicherseits aus religiösem Fanatismus Religion und Leben der Juden entstellt, ihr Denken und Handeln in falsche Richtungen gezwungen hat, und wie nachdem theils aus Unkenntniß, theils aus Gewohnheit einzelne Juden in denselben verblieben sind. Christlicherseits gibt man sich nicht die Mühe, die Wahrheit zu erkennen, oder weigert sich, sie anzuerkennen, weil es gar zu wohl thut, die Religions- und Lebensunterschiede, welche früherer Fanatismus aufgestellt hat, um die Uebereinstimmung zwischen Juden- und Christentuhm zu verwischen, auch heute noch festzuhalten. Bei all dem aber ist es auffällig, wie man glauben kann, daß die jüdische Ehe und das jüdische Familienleben heute noch durch Stellung und Behandlung des Weibes zum despotischen und verblendeten Orientalismus hinneige, wovon weder die früheste noch spätere Vergangenheit je eine Spur gezeigt hat, und wofür die Gegenwart auch nicht bei dem fanatisch-orthodoxen Juden irgend welchen Landes den geringsten Anhaltspunkt bietet. Hier liegt Unkenntniß und absichtliche Entstellung um so mehr zu Tage, als das Judenthum von Anfang an wie überhaupt, so auch für das eheliche Leben den Anschauungen und Sitten des Heidenthums principiel und practisch entgegengetreten ist, und auch die christlichen Grundsätze über die Ehe, wie so viele andere, dem Juden-

thum entnommen sind und der Art übereinstimmen, daß sie in Nichts von einander abweichen."

P. „Ich glaube, Hr. B., Sie suchen Ihre Behauptungen durch Kühnheit interessant zu machen, weil Sie vielleicht selbst fürchten, daß es ihnen an innerer Wahrheit gebricht."

B. „Hr. P., ich verlange vorläufig von Ihnen blos den Glauben, der Sie befähigen möge, mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit zu schenken, um Ihnen die Ueberzeugung beizubringen. Es ist ja nicht das erste Mal, Hr. P.," setzte der Redner freundlich lächelnd und in Spaß hinzu, „daß Sie einem frommen und gelehrten Juden in religiösen Dingen Glauben schenken, obwohl Ihnen nicht immer eine nachträgliche Ueberzeugung geworden ist."

P. „Sie scherzen, Herr Baruch, in einer so ernsten Sache."

Hr. B., welcher dem Gespräche aus Gutmüthigkeit eine so launige Wendung gab, um den Druck der geistigen Niederlage dem Pater zu erleichtern, erwiderte sanft lächelnd: „Ich verliere den Ernst der Sache doch nicht aus den Augen, Herr Pater; ich leugne den Einfluß des Christenthums weder in dieser, die Ehe und Stellung der Frauen betreffenden Frage, noch in anderen Fragen der Civilisation. Aber dieser Einfluß ist dem Christenthum nicht als solchem, sondern nur Kraft seines Zusammenhangs mit den jüdischen Lehren eigen, welche seine Grundlage und seinen Inhalt ausmachen. Der deutliche Beweis hierfür liegt darin, daß die Abweichungen von der jüdischen Lehre, die Differenzpunkte zwischen Juden- und Christenthum, den civilisatorischen Einfluß des Letzteren sehr geschwächt und gehindert haben."

P. „Haben Sie dabei bestimmte Unterscheidungslehren im Sinne, Herr Baruch?"

B. „Wohl das, Hr. P. Ich meine diejenigen Lehren,

mit deren Annahme das Christenthum sich dem Heidenthume anbequemte und heidnische Elemente in sich aufnahm. Paulus, dem es darum zu thun war, jüdische Gotteserkenntniß und jüdische Gesittung an die Stelle der heidnischen zu pflanzen, mußte doch auf Hindernisse stoßen, wenn er darauf drang, die sinnlich sicht- und greifbaren Naturgötter mit ihrem Unsittlichkeit und Genußsucht fröhnenden, wie das Leben erheiternden Naturdienst gegen die monotheistische Auffassung eines unsichtbaren, geistigen Gottes und gegen die ernste und strenge Sittlichkeit des Judenthums zu vertauschen. Hieraus ergaben sich die Concessionen, welche das paulinische Judenthum, Christenthum genannt, dem Heidenthume machte, ganz im Widerspruche mit dem palästinensischen Christenthum, welches sich weder von den Lehren noch Gesetzen des Judenthums entfernt hatte. Nicht nur daß Paulus das Cermonialgesetz des Judenthums preis gab; er nahm geradezu den Proselyten zu Liebe heidnische Elemente auf oder modificirte nach ihnen die jüdischen Grundlehren über Gott und Sittlichkeit. Dahin gehört die Versinnlichung und Verkörperung Gottes durch die Lehre von der Göttlichkeit Jesu und der Fleischwerdung Gottes in ihm. Dahin gehört ferner die Lehre von der Erbsünde, welche in der heidnischen Anschauung von der angeborenen Schlechtigkeit des Menschen wurzelt, und in Verbindung damit die Lehre von dem erlösenden Opfertode Jesu, welche einerseits an die Opfertheorie des Judenthums anklingt, aber ebenfalls heidnisch mißdeutet und modificirt, andererseits an den ewigen und bewältigenden Kampf der Naturelemente und -Kräfte, deren Unterliegen und Wiederauferstehen, mythologisch dargestellt in dem nothwendigen, aber vorübergehenden Tod und Wiederaufleben der Naturgötter. Damit trat Paulus und seine Lehre in direkte Opposition zum Judenthum, wie dies sein Kampf mit der

palästinensischen Muttergemeinde hinreichend darthat. Das Heidenchristenthum siegte zwar, weil das Urchristenthum weder bei den Juden, noch Heiden Einfluß und Anerkennung gewinnen konnte, die paulinische Lehre aber durch ihre Accomodationstheorie Ausbreitung erlangte, und durch die Verwandtschaft mit dem Judenthum immer noch geistige Kraft genug besaß, das alte Heidenthum zu bezwingen und zu verdrängen. In der ursprünglichen Feindschaft zwischen Paulus und den Aposteln, wie dem numerischen und politischen Uebergewicht der zum Christenthum bekehrten Heidenvölker ist denn auch der vorläufige Sieg des Christenthums über das Judenthum begründet, der aber immer nur und noch ein Sieg der Gewalt und Unterdrückung, nicht der Ueberzeugung und Wahrheit ist."

P. „Ich will vorläufig auch über diese Ansicht von dem Verhältniß beider Religionen zu einander nicht streiten, aber bitte Sie, mir zu erklären, warum das Christenthum durch diese inneren Beziehungen zum Heidenthum an civilisatorischem Einfluß verloren und eingebüßt hat. Ihre eigenen Schilderungen weisen doch mit Deutlichkeit nach, daß es gerade durch diese an Ausbreitung, Macht und Einfluß gewonnen hat, während das Juden- und Urchristenthum, welches sich diesen inneren Beziehungen zum Heidenthum fern hielt, unterlag und zu Grunde ging."

B. „Sie haben scheinbar Recht. Ihre Bemerkung ist mir auch um so willkommener, als sie mir Zeugniß gibt, daß Sie die Intention meiner bisherigen Auseinandersetzungen vollständig begriffen haben: daß ich das Wesen des christlichen Dogmatismus und Mysticismus gezeichnet, aber gleichzeitig auch nachgewiesen habe, wie dasselbe ein fremdartiges, heidnisches Reis ist, welches auf den jüdischen Glaubensbaum gepfropft wurde. Das christliche Dogma und die christliche Mystik gerade sind es, welche

nicht blos das Urchristenthum zu Grunde gerichtet und das Judenthum von sich gestoßen haben, sondern auch innerhalb der Kirche die Quelle aller Spaltungen und Sektirungen bis auf die heutige Zeit geworden sind. Die Entbehrung jener Vorzüge, welche des Judenthums Stärke geworden sind, womit es trotz der Minderheit seiner Bekenner dem Anprall der größten Gewalten Widerstand zu leisten vermochte: seine innere Einheit durch Fernhaltung eines jeden Glaubenszwanges und seine offene Wahrheit durch Bekämpfung einer jeden Geheimlehre, macht des Christenthums Schwäche aus. Innere Spaltung und Theilung schwächt ein jedes Gemeinwesen; dagegen „durch Eintracht wächst seine Stärke." Das Christenthum strebte zwar auch nach dieser Einheit, aber sie ist nie eine innere gewesen. Denn selbst die katholische Kirche hat sie immer nur mit Gewalt erzwingen können, indem sie alle Andersdenkenden und Zweifler innerhalb wie außerhalb der Kirche als Ungläubige und Ketzer ausschloß und verfolgte: Was aber weder mit den Sinnen wahrgenommen, noch mit dem Verstande begriffen werden kann, also das Gebiet des Dogma's und der Mystik, ist stets dem Zweifel und dem Wechsel der Meinungen unterworfen. Der Denker, welcher zu Zweifeln an den Lehren seines Gottes und seiner Religion kommt, wird alsbald auch zum Leugnen derselben gelangen, und dann um so schneller auch die Autorität des ewig wahren Sittengesetzes von sich werfen, je niedriger der Grad seiner geistigen und sittlichen Bildung ist. Glauben Sie aber nur nicht, daß ausschließlich Gelehrte über religiöse Wahrheiten denken und zweifeln. Der Umstand, daß in rein katholischen Ländern, wie Italien und Spanien, die Sittlichkeit des gemeinen Volks auf einer so niedrigen Stufe steht, beruht nicht blos auf dem kirchlichen Glaubenszwange, welcher die Denkfreiheit unterdrückt, sondern eben so sehr auf

den geheimen Zweifeln und der innerlichen Verwerfung der religiösen Glaubenslehren, denen diejenige der Sittenlehren, des ceremoniellen Apparats und des ganzen Zusammenhangs mit Kirche und Religion auf dem Fuße folgt. Auch die propagandistischen Bemühungen und Missionsbekehrungen werden an der Dogmatik und Mystik des Christenthums zu Schanden. Indem die Denker sie verwerfen und die Nichtdenker nicht begreifen, muß das ganze Bekehrungswerk vereitelt werden."

P. „Ich kann Ihren geistreichen Bemerkungen und scharfsichtigen Beobachtungen nicht widersprechen; die Erfahrung der Geschichte steht Ihnen zur Seite. Aber Sie können trotzdem doch nicht alle Erfolge des Christenthums ableugnen."

B. „Wie könnte, oder sollte ich das wollen!! Das Christenthum hat gewiß einen bedeutsamen Einfluß auf die Bildung und Gesittung der Nationen geübt; aber der geistigen Macht des Judenthums, welche und insoweit diese dem Christenthum inne wohnt, ist dies zu verdanken. Nur dieses Verdienst hat das Christenthum, die Bekehrung zu seiner Aufgabe gemacht zu haben und dafür weder Opfer noch Anstrengung der größten Art zu scheuen. Wahrhaft bewundernswerth sind hierin oft die missionären und propagandistischen Bestrebungen, anstaunenswerth ist die Hingebung und Selbstverleugnung vieler ihrer Träger. Das Judenthum steht nicht an, auch hierin einen Act providentieller Waltung zur Ausbreitung seiner Lehre zu sehen und anzuerkennen. Aber der Erfolg wäre sicherlich größer geworden, wenn die Propaganda ihrem Geiste, wie ihrer Ausführung nach jüdisch geblieben wäre. Durch die christliche Dogmatik und Mystik, worin man wesentlich das Werk des Heils und der Erlösung für die Völker concentrirte, und welche man, wenn sie nicht verstanden und deßhalb verworfen wurde, ihnen aufzwang,

gab man es überhaupt auf, durch Lehre und Ueberzeugung zu wirken. Man ging in gleicher Weise mit Feuer und Schwert vor, wie die Bekenner des Islams. Deßhalb behaupte ich auch hierbei wieder: durch die Abweichung vom Judenthum, durch das specifisch Christliche ist das Christenthum geschädigt und sein civilisatorischer Einfluß gehindert worden."

P. „Aber ist denn das Judenthum frei von Dogmatik und Mysticismus, und geht es nicht auch auf Propaganda aus?"

Der Pater stellte diese Fragen, ohne sich ihres Inhalts recht bewußt zu sein. Er kannte das Judenthum zu wenig, um mit Bewußtsein diese Fragen stellen zu können. Er verdeckte nur damit seine Verlegenheit, welche ihm die Angriffe B's bereitet hatten, und die er nicht abwehren konnte. Außerdem war es ein Versuch, die Waffe umzukehren und B. Verlegenheiten durch Angriffe auf das Judenthum zu bereiten.

„Sie zeigen wahrhaftes Feldherrn-Talent, Hr. Pater," erwiderte zuvorkommend Hr. B., „nicht blos in Ihrer Vertheidigung des Christenthums, sondern auch in Ihren Angriffen auf das Judenthum. Es sind ja riesige Batterien, welche sie von allen Seiten zugleich gegen mich auffahren lassen.

„Sie belieben zu spotten, Hr. B.," fiel der Pater wohlgefällig ein, da er schon glaubte, das Judenthum an seinen schwächsten Stellen getroffen zu haben. Im Voraus zwar der vermeintlichen Verlegenheit und voraussichtlichen Niederlage B's sich freuend, suchte er doch einerseits diese innerliche Freude noch zu verbergen und andrerseits es dem Gegner an Zuvorkommenheit und Nachsicht gleich zu thun. Er nahm daher die Bemerkung B's zum Schein als Spott auf und erheuchelte den Glauben, daß B. sich schon mit Glanz zu vertheidigen wissen werde, indem er vorgab, nicht zum Behufe des Angriffs,

sondern lediglich zum Zwecke seiner Belehrung diese Fragen gestellt zu haben, da es ihm an Aufklärung über diese und andere Punkte der jüdischen Religion fehle, und er schwerlich eine so reichliche Quelle jüdischen Wissens wieder aufzufinden vermöge, wie sie sich ihm in Hrn. B. freiwillig biete.

„Freilich," nahm Hr. B. jetzt das Wort, „ist Mysticismus dem Judenthum nicht ganz fremd geblieben, denn es ist ein geistiges Saatkorn, vom Himmel auf die Erde geworfen, — göttliche Offenbarung genannt Hier aber ist seine Entwickelung und sein Wachsthum, wie alles Andere, von irdischen Einflüssen abhängig und bedingt, Sturm und Sonnenschein ausgesetzt gewesen. Die sinaitische Offenbarung enthält daher nur die allgemeinen Grundsätze und ewigen Wahrheiten von Gotteserkenntniß und Pflichten gegen Gott und Menschen, und hat diese deßhalb als in Stein geschrieben, mit dem göttlichen Finger eingegraben bezeichnet, um ihre Ewigkeit und Unverbrüchlichkeit anzudeuten. Aber Moses hat sowohl Elemente der frühern, historisch traditionellen und im Volke eingelebten Gesetzgebung aufgenommen, als auch nach ihm das Judenthum sich den Einflüssen der spätern Zeit nicht entziehen konnte. Es fehlen daher im Judenthum weder heidnische, noch christliche Anklänge. So waren es namentlich auch die persische Magie und die griechische Philosophie, welche das Judenthum beeinflußten. Zum Beweise aber, daß das Fremdartige in diesen Zweigen menschlichen Glaubens und Forschens, welches trotz aller innern Umbildung und äußerlichen Modification eine innige Verbindung mit dem Judenthum nicht eingehen konnte, keine Aufnahme in das Judenthum erfuhr, wurden diese Zweige des Wissens und Glaubens als Geheimlehre für Auserwählte verbreitet. Verirrungen, die dennoch vorkamen, wurden ausdrücklich als solche bezeichnet. Religion und

Volk sollte davon fern gehalten werden und keinen Schaden leiden. Es galt vollständig als etwas außerhalb des Judenthums Stehendes und wurde auch so bezeichnet. Die griechische Philosophie gewann in Palästina um so weniger Boden, als sich damit auch griechische, mit jüdischer Gotteserkenntniß und Moral in Widerspruch stehende Lebensweise verband und daher religiös verpönt wurde. Sie wurde besonders in Aegypten, in der von Alexander dem Großen zwangsweise mit jüdischen Colonisten bevölkerten Stadt Alexandria, gepflegt und gab hier die Vorschule für Dogmatik und Mystik des Christenthums ab. Die persische Magie sagte dagegen dem wunder- und abergläubigen Volksgeiste mehr zu; sie nahm nicht den Geist in Anspruch, sondern beschäftigte Sinne und Phantasie. Besonders galt dies von der Volksmasse der Provinz Galiläa, welche unwissend und heidnischen Berührungen mehr ausgesetzt und zugänglicher war. Hier fand deßhalb auch Jesu vorgebliche Wunderthätigkeit ein um so ergiebigeres Feld. Aber auch diese Mystik stand dem eigentlichen Judenthum fern und wurde von seinen wahrhaften Trägern perhorrescirt. Man darf dies dreist behaupten, obgleich die biblische und nachbiblische Literatur Beweise liefern, daß auch die jüdische Welt von persischen Religionsanschauungen durchwühlt war, und Versuche gemacht worden sind, sie zu modificiren und mit jüdischen Religionsanschauungen in Einklang zu bringen. Das spätere Mittelalter ward diesen Bestrebungen sogar auf's Neue wieder günstig, als die von Spanien ausgehende philosophische und freidenkende Richtung in den Augen Vieler der orthodoxen Religion schädlich zu werden drohte. Man suchte den Geist in Fesseln zu schlagen, und die Phantasie, ja Phantasterei begann wieder ihre Herrschaft. Es kam nicht blos so, sondern man begünstigte es auch. Die Pflege der Kabbalah, die philo-

sophische sowohl, wie die praktische mit ihrem Amuletenkram und ihrer Geisterbeschwörung, ja Dämonen-Austreibung der Magie entstammend, begann auf's Neue. Im Christenthum war es gerade so. Auch hier begannen um diese Zeit die Vorläufer der Reformation, wie geschichtlich nachweisbar, sogar von jüdischen Religionsphilosophen angeregt. Die Kirche traf ebenfalls ihre Maßregeln; Glaubenszwang und Inquisition, Ketzergerichte und Scheiterhaufen folgten. Das Tridentiner Concil codificirte auf's Neue die Glaubenssätze, wie der Schulchan Aruch im Judenthum die Gesetze. Die Denkkraft sollte zum Stillstande gebracht werden. Im Judenthum gelang es nicht, denn es hat keine Glaubenssätze, und die Mystik ist ihm fremd und äußerlich. Dem Christenthum aber sind beide wesentlich, deßhalb trennte sich auch die Reformation nicht davon, und die freireligiöse Richtung, welche diese in neuerer Zeit einschlug, führte dahin, auf den orthodoxen Grund der anfänglichen Bewegung wieder zurückzulenken."

P. „Und wie verhält es sich mit den Glaubenssätzen des Judenthums? Constatiren Sie denn auch hierin einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Religionen? Ich kann mir nicht denken, wie es eine Religion ohne Glaubenssätze geben könne. Ich halte sie für das Fundament derselben, mit dessen Entfernung das Gebäude zusammenstürzt, so daß, wer die Glaubenssätze nicht anerkennt, die ganze Religion leugnet. Der Glaubenszwang scheint doch hiernach durch die Sache geboten und ist keine von Fremden geübte Gewaltthat, sondern eine Consequenz, welche sich naturgemäß jeder Leugner selbst auferlegt. Wähnend und vorgebend, ausgeschlossen zu werden, schließt er sich eigentlich selbst aus."

B. „Sie urtheilen, Hr. P., vom specifisch christlichen Standpunkte, das Judenthum hat wohl Fundamental-, aber keine

Glaubenslehren im Sinne des christlichen Dogmas. Die Grundlehren des Judenthums, mit deren Entfernung freilich auch hier das Gebäude zusammenstürzt, und mit deren Leugnung auch eine folgerichtige und nothwendige Ausschließung erfolgt, sind nicht dem unbegreifbaren, dem Verstande widersprechenden, blinden, mystischen Glauben anheimgegeben, sondern beruhen auf Wissen und Erkenntniß. Die Bibel hat den Ausdruck „Glauben" in solchem Sinne nicht; das bezügliche hebräische Wort heißt vielmehr „für wahr halten, vertrauen," und Gottesglaube wird geradezu als Gotteserkenntniß erklärt. Moses hatte, wie ich bereits bemerkt habe, vorgefundene Rechtsanschauungen, auf welche er weiter baute, und, wie ich jetzt hinzufüge, auch vorgefundene religiöse Anschauungen, welche er benutzte. So fand er monotheistische Gotteserkenntniß und Unsterblichkeitslehre vor. Er suchte, um streitige Dogmatik und Mystik fern zu halten, beide zu vergeistigen. Der abrahamitische Gottesbegriff beruhte auf Naturerkenntniß; Gott war die, aus Naturoffenbarung und der sichtbaren Schöpfung entnommene, oberste und einzige, deßhalb allmächtige Schöpferkraft. Moses erklärte Gott aus dem Wesen des Geistes als das höchste, unerschaffene und unbestimmbare Wesen, welches ist, war und sein wird. Außer seinem Dasein von Anfang an und in Ewigkeit hin wissen wir Nichts von ihm. In ihm hat alles Sein seinen Ursprung, sein Dasein und seine Bestimmung. Ueber das Wie seines Seins, seines Schaffens und Waltens wissen wir aber Nichts. Nur, daß es ist und waltet, können wir erkennen, das Wie ist von unserm menschlichen Wissen ausgeschlossen. Alle mystische Offenbarung und Verbindung des Menschlichen mit dem Göttlichen ist also damit im Judenthum unmöglich gemacht. Das Gottmenschliche geht nicht über die gottebenbildliche Schöpfung des Menschen hinaus.

Vom jenseitigen Wissen heißt es ausdrücklich: Dieses kann das menschliche Auge nicht erreichen. Das göttliche Walten auf Erden, welches man für zugänglicher halten könnte, ist ebenfalls a priori, von vornherein, als nicht erreichbar dargestellt; erst hinterher, a posteriori, nach vollendeter That wird diese als eine göttliche Fügung und Waltung nach Absicht und Ausführung zu erkennen sein. Die Schrift drückt dies eigenthümlich so aus: „Mein Angesicht kann der Mensch nicht sehen, nur meinen Rücken kann er sehen."

P. „Aber Hr. B., diese Darstellung des Gottesbegriffs ist doch eine ganz universale; woher stammt denn die Auffassung des jüdischen Gottes als eines nationalen?"

B. „Diese Frage, welche indeß nicht Ihr persönliches Eigenthum ist, erscheint in der That um so auffälliger, als in dem ersten biblischen Buche Gott bereits als der Schöpfer und Herr der ganzen Welt und Menschheit dargestellt wird. Man wollte eben für das Christenthum etwas Besonderes und Neues, Etwas, was das Judenthum noch nicht hatte. Um jenes nun auf eine höhere Stufe zu erheben, um für das Christenthum den Fortschritt, ja die höchste Stufe der Entwickelung zu vindiciren, mußte das Judenthum degradirt werden. Man nahm ihm daher den universalen Gottesbegriff, und stellte Israels Gott und Religion als national hin. Auch diente die falsche Auffassung des Gottesnamens Jehova oder Jahwe dazu. Man hielt dies eben für eine Bezeichnung des jüdischen National-Gottes, wie auch die Heidengötter besondere Namen führten. In der That aber hat Gott keinen Eigennamen, weil er seines Gleichen nicht hat, sondern nur einen Begriffsnamen, und ein solcher ist Jehova oder Jahwe, womit aber Gott als „das ewig Seiende" bezeichnet wird. Zwar hängt dieses Wort wohl mit der heidnischen Gottesbe-

zeichnung Ju, wie Jupiter, zusammen. Ist es aber doch auch mit unserm Deutschen „Gott“ nicht anders, welches ursprünglich Goz oder Göz d. h. „ein gegossenes Bild“ lautete. Wir verbinden jetzt auch hiermit unsern geläuterten Gottesbegriff, ohne an dessen ursprüngliche Bedeutung zu denken.“

P. „Mir ist dies Alles ebenso neu, wie belehrend. Ich beschränke mich daher heute darauf, Ihr aufmerksam horchender Schüler zu sein, ohne natürlich an Widerspruch und Einwendungen zu denken. Aber Sie wollten auch von der Unsterblichkeitslehre des Judenthums nachweisen, daß sie weder etwas Dogmatisches, noch Mystisches enthalte.“

B. „Auch diese fand Moses vor; er lehrte sie darum nicht. Das Volk kannte sie nicht blos, sondern sie war auch eine Folgerung der dualistischen Schöpfungslehre des Menschen. Der den Menschen belebende göttliche Hauch, die Seele, theilt mit Gott auch die Eigenschaft der Ewigkeit und Fortdauer. Unsterblichkeit ist des Menschen Antheil von seiner göttlichen Ebenbildlichkeit her. Sein Leib ist nur menschlich-göttlich, so lange er lebt; nach dem Tode, durch die Entfernung des Göttlichen aus ihm, tritt wieder wie vor der Belebung durch die Seele die irdische Natur des Leibes hervor. Darauf gründet sich bei Moses die Idee von der „Verunreinigung“ des menschlichen Leichnams; nur der göttlich belebte Mensch ist „rein“. Auch wollte Moses hiermit der egyptischen Auffassung von der Unsterblichkeit entgegentreten, welche bekanntlich, auf Seelenwanderung basirend, den Leichnam für die Wiedereinkehr der Seele zu erhalten suchte. Er schloß eben alles detaillirte und specificirte Wissen von der Unsterblichkeit aus und verhütete dadurch auch hier wieder dogmatische und mystische Lehrsätze und Streitigkeiten. Wie beim Gottesbegriff lehrte er auch hier: Wir wissen nur,

daß eine Unsterblichkeit und ewige Fortdauer der Seele ist; wie diese ist, bleibt unsrem Auge und unsrer Forschung auf Erden verborgen."

P. „Sehr belehrend für mich, da nach gewöhnlicher Annahme gelehrt wird, weder Moses noch das Judenthum kenne die Unsterblichkeitslehre; sie sei vielmehr specifisches Eigenthum des Christenthums. Aber das Judenthum kennt doch die Auferstehung des Fleisches!"

B. „Schon dieser Umstand hätte die christlichen Theologen eines Bessern belehren können. Auferstehung des Fleisches ist die persische Auffassung von der Unsterblichkeit. In Persien lernte sie das jüdische Volk kennen und hielt sie fest. Auch das Christenthum hat sie vom Judenthum aufgenommen und lehrt eigentlich und ursprünglich nicht die psychische Unsterblichkeit, sondern die Auferstehung. Jesus mußte „auferstehen" und sich „leiblich" den Jüngern zeigen. Sie erkennen, in Wahrheit steht also auch hier wieder das Christenthum auf jüdisch nationalem Boden und lehrt nicht einmal die Unsterblichkeit in ihrer reinen psychischen Auffassung des Mosaismus. Das Christenthum stellt also hier keinen Fortschritt dar, sondern ist hinter das reine Judenthum zurückgegangen. Aber selbst zu Jesu Zeiten protestirte das reine Judenthum noch gegen diese Versinnlichung der Unsterblichkeitslehre durch die Auferstehung des Leibes. Die saducäischen Priester, als die Vertreter des reinen Judenthums, stritten darüber mit den volksthümlichen Pharisäern. Falsch ist daher auch die gewöhnliche Meinung, daß die Saducäer die Unsterblichkeit geleugnet haben. Wie hätten sie dies Moses und dem Volksglauben gegenüber gekonnt? Sie leugneten nur die Auferstehung und hielten fest an der psychischen Unsterblichkeit, als Princip mit Ausschluß aller dogmatischen und mystischen

Details. Auch erkennen wir an diesem Beispiele, wie sehr Jesu Wirksamkeit im Boden des volksthümlichen Judenthums wurzelte und gar nicht danach strebte, sich davon loszulösen."

P. „Ich staune sowohl Ihre Aufklärungen über das Judenthum, wie Christenthum an, dem ich vorläufig nichts entgegenzusetzen habe. Aber woher erlangte das Christenthum seinen universellen Charakter und seine universale Bedeutung, wenn es nicht verstand und versuchte, sich vom nationalen Judenthum loszulösen?"

B. „Dies führt uns zur Beantwortung Ihrer dritten Frage, die Propaganda betreffend.

Eigentliche Propaganda ist dem Judenthume fremd."

P. „Und doch schreiben Sie dem Judenthum eine universale, und nicht blos nationale Bestimmung zu?"

B. „Ohne Zweifel. Wir erkennen Gott als den Schöpfer und Herrn der ganzen Welt, als Vater aller Menschen. Die Abstammung der Menschen von Einem Menschenpaare, wie sie die Bibel erzählt, um uns die Einheit des Menschengeschlechts zu lehren und darauf die Gleichberechtigung Aller vor Gott und den Menschen zu gründen, hebt alle Unterschiede der Menschen und Völker vor Gott auf. Alle Menschen sind seine Kinder, alle sind sich Brüder. Gott nennt Israel sein erstgeborenes Kind, weil Jacob (Israel) vor Esau das Recht und die Pflicht der Erstgeburt in Anspruch nahm: Träger der Gotteslehre in der Familie Abraham's zu sein. Und was Jacob seiner Familie und seinem Volke, das sollte Israel den Völkern der Welt, der Menschheit gegenüber sein: das Priestervolk der Menschheit. Als solches heißt es auch: das auserwählte Volk Gottes. Gott hat seine Lehre für die ganze Menschheit bestimmt, und Israel soll sie ihr bewahren und bringen. Darin liegt also der uni=

versale Charakter des Judenthums, dessen Bestimmung als Weltreligion ausgesprochen."

P. „Wie verträgt sich denn hiermit die nationale Abschliessung Israels?„

B. „Im Stillen bildet sich das Talent, im Geräusch der Welt der Charakter. Dieser Ausspruch unsers großen Dichters bewährt sich bei dem Einzelnen, wie bei ganzen Völkern. Die nationale Abschliessung Israels in Palästina beruhte nicht auf Egoismus, sondern hatte seine Vorbildung für den spätern, heiligen Beruf, seine hohe Weltbestimmung zum Zweck. Für den lernenden Jüngling ist nur die Stille des Hauses geeignet, nicht das Geräusch der Welt. Nachdem aber Israel in der Erkenntniß Gottes, in der Treue gegen ihn und seine Lehre, in der Begeisterung für seinen Beruf erstarkt war, zerschlug Gott das nationale, beengende Gefäß, auf daß Israel in die Welt trete, und sein Geist sich über die Völker ergieße."

P. „Also doch erkennen Sie Israel einen civilisatorischen Beruf zu, aber keine Aufgabe für Propaganda? Und welche Stellung weisen Sie für denselben Beruf dem Christenthum neben dem Judenthum zu?"

B. „Die unterdrückte Stellung des Judenthums bis gegen die neueste Zeit, die weltgebietende Macht des Christenthums, dem das Judenthum politisch unterlag, schmälerte diesen Einfluß des Judenthums. Und dennoch war er vorhanden. Ich habe schon angedeutet, daß das Christenthum seinen Einfluß nur dem Judenthum verdankte, und wie es ihm entstammt ist, so auch durch alle Jahrhunderte von der jüdischen Religions- und philosophischen Literatur abhängig war. Als es sich gegen diese wehrte und seine specifische Kirchlichkeit ausbildete, als es mit Inquisition und Scheiterhaufen den vom Judenthum getragenen

und geförderten, reformatorischen und fortbildenden Geist zu unterdrücken strebte, brach die Welt den kirchlichen Einfluß und brachte den Geist der Menschheit zu den Quellen humaner Bildung bei den Griechen und Römern zurück. Daher schreibt sich der oppositionelle, antikirchliche und antireligiöse Geist, welcher in unseren Tagen mächtig genug geworden ist, um den Einfluß der Religion auf Bildung und Gesittung immer mehr zu beschränken, um in Gesetz- und Religionslosigkeit, in materiellem Besitz und Genuß, ja in Selbstsucht und Sittenlosigkeit allein das Heil und Glück der Menschheit zu suchen. Durch diese sinkende Macht des Christenthums gelangte indeß das Judenthum zu einer Art von Gleichberechtigung, womit auch dessen civilisatorischer Einfluß wieder offenbarer und eingreifender wurde. Dennoch hat das Judenthum nie die Propaganda zu einem selbstständigen Berufe gemacht und gleichsam geschäftlich betrieben, wie das Christenthum, welches keine Art von Gewaltthätigkeit dabei scheut und selbst Kinderraub für erlaubt hält, um Zwangs- und bewußtlose Taufen zu vollziehen. Das Judenthum will nur durch Ueberzeugung, Belehrung und Bildung gewinnen und vertraut diesen Factoren, um seines endlichen Sieges trotz der Ungunst der Zeiten stets versichert zu bleiben. Obwohl es an der Zahl seiner Bekenner nicht abgenommen hat, weist es dennoch nicht auf deren Größe hin, denn es zählt die Häupter seiner Lieben nicht. „Weder durch Zahl, noch durch Macht kommt Gottes Sache zum Siege, sondern nur durch seinen Geist.“ Im Christenthum ist jeder Gewinn an neuen Bekennern recht, jeder ist willkommen, und wäre es der Schlechteste, wären seine Motive die unlautersten. Man verschmerzt daher auch sehr schwer irgend welchen Verlust und ereifert sich über die unbedeutendste Anzahl von Abfälligen und Austretenden. Im Judenthum dagegen

nimmt man es mit der Prüfung der Proselyten sehr genau und untersucht ihre Treue und Beweggründe auf's Sorgfältigste. Die Schwerfälligkeit ihrer Aufnahme mag vielfach in der gegedrückten Stellung der Juden liegen, welche ihre eigene, wie die Verfolgung der Proselyten seitens der Christen fürchten; aber zu allernächst ist sie im Wesen des Judenthums begründet, welches innere Ueberzeugung und beharrliche Treue fordert und oberflächliches Bekenntniß, wie Wankelmuth und Fahnenflucht verabscheut. Dennoch aber freut sich das Judenthum der Mithülfe, welche ihm der Bekehrungseifer des Christenthums bereitet. Dieses war wegen der Concessionen, die es dem Heidenthum in seinen Anschauungen und seiner Lebensweise bietet, viel geeigneter zur Vermittelung, als das strenge Judenthum. Das Judenthum mußte vielmehr dem Heidenthum möglichst fern bleiben, um sich für jetzt und die Zukunft, wo es Gemeingut der ganzen Menschheit geworden sein wird, in seiner Reinheit zu erhalten. Und es that dies mit jungfräulicher Sprödigkeit. Das Christenthum bereitet Geist und Herz, Erkenntniß und Leben der Völker vor und bildet gleichsam die Brücke, auf welcher sie zu dem gegenüber liegenden Judenthum, der wahren und reinen Religion Gottes, gelangen." –

P. „Ich begreife Ihrerseits diese Anschauung, obwohl ich deren Richtigkeit nicht zugestehe. Wir werden uns in diesen Ideen wohl noch einmal begegnen, um sie alsdann ausführlicher zu besprechen. Ich will Sie jetzt nicht weiter unterbrechen, da wir von unsrer ursprünglichen Besprechung der Eheverhältnisse im Judenthum schon zu weit abgekommen zu sein scheinen." Der Pater hoffte hier mehr Lorbeeren zu ernten und drängte daher Hrn. Baruch, darauf zurückzukommen.

B. „Wir können schon leicht wieder dahin zurücklenken.

Was das Christenthum vor dem Judenthum voraushaben will, ist das sittliche Princip als Fundament der Ehe. Nicht wahr, Hr. P.?"

P. „So ist es."

B. „Dem Judenthum aber fehlt dieses Princip nicht nur nicht als Grundlage der Ehe; sondern das Christenthum hat dies, wie so Vieles, vom Judenthum überkommen. Moses, Propheten und Talmud, und unter den talmudischen Lehrern namentlich auch solche, welche, wie Moses und Propheten, älter als das Christenthum sind, sprechen sich in diesem Sinne aus, und die Geschichte der jüdischen Ehe und des jüdischen Familienlebens steht ihnen zur Seite. Denn daß faktisch die jüdische Ehe auf sittlichem Principe ruht, gestehen selbst unsere größten Feinde zu. Um Ihnen aber auch den theoretischen Beweis nicht schuldig zu bleiben, erinnere ich Sie nur an zwei Stellen der heiligen Schrift. Bekanntlich schildern die Sprüche die Sittenlosigkeit eines abtrünnigen Weibes. Sie wird geschildert als „Eine, die den Vertrauten ihrer Jugend verlassen und den Bund ihres Gottes vergessen hat." Darin liegt ausgesprochen, was die Grundlage der Ehe sein soll, worauf sie gebaut werden muß, und wodurch sie erhalten wird. Treues Festhalten zum Gatten, mit dem man ein inniges, auf Vertrauen und Sittlichkeit gegründetes Verhältniß eingegangen hat. Der Ehebund heißt ein Bund Gottes; er ist mit ihm und vor ihm geschlossen. Gott war Zeuge dessen nicht blos, was der Mund geredet, sondern auch, was das Herz gedacht hat; er ist auch später Zeuge des Abfalls durch die geheime That, wie den verborgenen Gedanken. Noch deutlicher wird diese Auffassung von der Ehe als die specifisch jüdische dadurch gekennzeichnet, daß das abtrünnige Weib, vor dessen Verführung und Umgang gewarnt wird, als fremde und

ausländische Heidin bezeichnet wird. Und daß diese Auffassung nicht vereinzelt dasteht, erkennen Sie aus einer andern, prophetischen Stelle, wo Untreue als Sündenthat und Abweichung von Lehre und Sitte bezeichnet wird: „Ihr bedecket den Altar Gottes mit Thränen, mit Jammern und Weinen, so daß er sich nicht mehr zu eurer Opfergabe wenden, nichts mehr in Gnade annehmen mag aus eurer Hand. Und ihr fraget: Weßhalb? Weil Gott Zeuge ist zwischen dir und dem Weibe deiner Jugend, gegen welches du treulos bist, obwohl sie deine Gefährtin und das Weib deines Bundes ist." Auch der Talmud sagt in gleichem Sinne: „Der Altar Gottes, welcher Zeuge war der Treue, welche Gatten sich an ihm geschworen, weint Thränen über jede Verletzung ehelicher Treue und Liebe."

Aber damit Sie nicht glauben, daß diese Auffassung erst eine spätere Errungenschaft des Judenthums sei, oder gar erst der nachchristlichen Zeit angehöre, lade ich Sie ein, mit mir einen Blick in die vormosaische Zeit zu werfen und dafür das erste Blatt der Bibel und die Erzählungen aus der Patriarchen-Zeit und dem Familienleben der Erzväter aufzuschlagen. Ich sagte Ihnen schon: Moses hat sein Judenthum auf gut bebauten Boden gegründet; dahin gehören auch die sittlichen Anschauungen und Gewohnheiten auf dem Gebiete des ehelichen Lebens. Die Bibel faßt die Ehe von vorn herein als ein treues, inniges Zusammenleben der Gatten auf, nicht als eine vorübergehende Vereinigung der Geschlechter, der das sittliche Moment fehlt. Dem Menschen ist das Bedürfniß dazu eingeboren; auch ist es unterschieden dargestellt von demjenigen der Thiere. Die geeignete Persönlichkeit, sein Weib, nimmt der Mann nicht, wo er sie findet, sie wird ihm von Gott zugeführt, gleichsam im Schlafe für ihn geschaffen, d. h. die Wahl des Weibes, wie das Ver-

hältniß der Gatten soll ausschließlich in Gott ruhen, rein und sittlich sein, aller menschlichen Leidenschaften entkleidet, die vor Gott „schlafen“ und schweigen. Das Weib ist gleichsam der Rippe des Mannes entnommen, Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, d. h. gehört ganz zu ihm, ist sein eigenes Wesen, sein zweites Ich. Beide machen darum auch nur gleichsam Eine Person; „sie sollen werden zu Einem Fleische“. Das Weib ist dem Manne eine Gehülfin und Genossin des Lebens wie des Strebens, also keine Fremde, welche er nimmt und entläßt, mit der er sich verbindet, und von der er sich wieder trennt; sie ist und bleibt sein „gleichberechtigtes Gegenüber“, denn als eine solche ist sie von ihm gesucht, ist sie ihm von Gott bestimmt worden. Man könnte diese Auffassung eine mosaische nennen, obgleich sie den ersten Blättern der Bibel entnommen ist. Aber wir finden sie im Familienleben der Patriarchen wieder; Moses fand sie also vor; sie war in den Anschauungen und dem Leben Israels schon vor Moses begründet. Principiel war sogar die Ehe der Erzväter monogamisch, wie die Bibel sie von Anfang darstellt. Denn die Abweichungen bei Abraham und Jacob beruhten auf Ausnahmen und zufälligen, nicht intendirten Nebenumständen.

Die Stellung des Weibes in Israel war von Anfang an und durch alle Zeiten, abweichend von den anderen Völkern, keine untergeordnete und ausschließende. Die Werbung beruhte nicht auf Kauf und Zwang. Die Einwilligung des Weibes war erforderlich und unerläßlich, wie schon das Beispiel Rebekka's beweist. Sie galt als gleichberechtigte Herrin im Hause und betheiligte sich sogar am öffentlichen Leben. Sie galt als die eigentliche Vertreterin des Hauses, so daß wir dem Ausspruche begegnen: „Ohne Weib weder Haus noch Häuslichkeit.“ Ein andrer Aus-

spruch zeugt von der Achtung und Liebe, welche man dem Weibe entgegen trug: „Einem Manne ohne Weib fehlt Segen und Zufriedenheit.“ Wären ohne solche Grundsätze auch Dichtungen im Judenthum möglich gewesen, wie Ruth und das hohe Lied? Und das Verständniß für solche Dichtungen setzt wiederum voraus, daß sie auf reellen Verhältnissen im Volke beruhten, daß ihre Möglichkeit einen wirklichen Boden im israelitischen Leben hatte.

Von der Ehe, deren Schliessung und Führung läßt sich nun aber auch ein Schluß auf deren Auflösung und Scheidung machen. Auch diese muß auf sittlichem Grunde ruhen. Die gesetzliche Zulässigkeit, ja Vorschrift der Scheidung ist gerade ein Beweis dafür. Denn so das innige Verhältniß der Gatten gestört und die Wiederherstellung desselben unmöglich geworden ist; so also die sittliche Grundlage der Ehe unterwühlt, ja geschwunden ist: erscheint es als ein Hohn auf das Princip der Ehe, ein widernatürlich, aus Irrthum, Heuchelei oder Frevel eingegangenes, eheliches Verhältniß zwangsweise fortbestehen zu lassen und gesetzlich zu erhalten. Die Auflösung und Scheidung der Ehe ist da vielmehr angezeigt und ein Beweis, daß das sittliche Princip zu aller Zeit die Grundlage der Ehe sein und bleiben soll.

Freilich sind die besten Gesetze dem Mißbrauche preisgegeben. Auch hier kann die Zulässigkeit der Scheidung das Mittel in der Hand eines böswilligen Gatten werden, sich vom Joche der Ehe willkürlich zu befreien. Aber immer muß man zugestehen, daß in einem solchen Falle innerlich das Princip der Ehe schon verletzt ist, in Wahrheit auch schon die Herzen geschieden sind und die Ehe aufgelöst ist, das Gesetz also nachträglich nur die formale Scheidung hinzufügt. Indeß hat die Ausbauung des Gesetzes auch dafür Sorge getragen, die leicht-

sinnigen Scheidungen nicht zu unterstützen, indem die Zustimmung beider Gatten zur Trennung erforderlich, eine einseitige und willkürliche Entlassung also gar nicht möglich ist. Auch ist dabei dem Weibe ein gleiches Recht wie dem Manne eingeräumt, und die Ordnung der Vermögensverhältnisse unterliegt bei der Scheidung einem gleichen Zwange, wie bei der Eingehung der Ehe.

Nothwendig erscheint die Scheidung bei ehelicher Untreue. Dies gibt auch die Bergpredigt zu. Es ist also die jüdische Religions- und Sittenanschauung, welche auch dem Christenthum in diesem Punkte zu Grunde liegt. Aber auch darin geht die Tochter nicht über die sittliche Strenge der Mutter hinaus, daß sie dafür nicht blos die vollendete That, sondern schon die Absicht als maßgebend betrachtet. Schon bei Moses wird der Verdacht hierfür als genügend betrachtet (Num. 5), und die vorchristliche Schule Hillel's charakteristirt sich in diesem Punkte sehr deutlich, indem der in formaler Beziehung freisinnige Hillel in sittlicher Beziehung äußerst streng ist und darum auch schon den Gedanken, den Verdacht und das Gelüste einer unsittlichen That als ausreichend betrachtet, die Scheidung zu begründen. Sündhafte Gedanken sind überhaupt auf dem ganzen Gebiete der Sittlichkeit strafbar, wie die That. Diese Anschauung liegt dem Decalog, wie dem ganzen jüdischen Sittengesetze zu Grunde. Daher, schließt das Zehngebot nach Aufzählung der Sünden der That (6—8 Verbot) und der Rede (9 Verbot) mit dem Verbote des bösen Gelüstes (10), um auch die Gesinnung zu heiligen. Und daß dies specielle Anwendung auf den Ehebruch hat, ist ausdrücklich ausgesprochen: „Du sollst nicht gelüsten nach des Nächsten Weib." Also ganz nach dem Sinne und Wortlaute der Bergpredigt: Nicht derjenige nur bricht die Ehe, welcher sich

von dem Weibe scheidet, es sei denn um Ehebruch (That der Untreue), oder wer eine Geschiedene freiet (der wirkliche oder intellectuelle Urheber des Ehebruchs und der Scheidung); sondern auch, wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren (lüsterne, sündhafte Gedanken, unsittliche Absicht). Das Christenthum geht also auch hier nicht über die Principien und Gesetze der Sittlichkeit im Judenthum hinaus, und es liegt somit durchaus keine Veranlassung zu den Gegensätzen vor, wie sie die Bergpredigt bietet: „Den Alten ist gesagt worden . . . .; ich aber sage euch . . . .“

P. „Sie werden aber doch nicht leugnen, daß das Christenthum den Frauen der modernen Welt eine andre und bessere Stellung bereitet hat, als die Frauen der alten Welt besaßen.“

B. „Ich gebe zu: eine andre und bessere, als in der heidnischen, aber nicht der jüdischen Welt; und zu dieser heidnischen Welt gehört auch die alt-germanische.“

P. „Aber hier denn doch durch den Einfluß des Christenthums.“

B. „Ich wiederhole Ihnen gern, Hr. P., daß ich den civilisatorischen Einfluß des Christenthums nicht leugne, aber ich betone auch wiederholt, daß derselbe nur auf dem Zusammenhange mit dem Judenthume beruht und sich auch nur stets in so weit geltend gemacht hat, als dieser Zusammenhang vorhanden ist. Ja sogar nicht blos die Lehren, sondern auch die Lehrer des Judenthums sind es zum Theil, denen der Ruhm dieser sittlichen Eroberungen in der Welt gebürt. Schon bei den Römern machte sich der Einfluß des Judenthums und seiner Lehrer geltend, trotz der unterwürfigen Stellung, welche die Juden bei ihnen einnahmen. Es war dies nur dem geistigen Uebergewicht ihrer Religion zu danken. Vielfache Bekehrungen

kamen namentlich in den höheren und gebildeten Kreisen vor, diejenigen des Hofes nicht ausgeschlossen. Ich erinnnere an Fulvia und den geistigen, wie freundschaftlichen Verkehr Marc Antoniu's mit Rabbi Jehuda, dem Patriarchen von Jerusalem. Im Mittelalter waren wiederum die spanischen Gelehrten und Philosophen Israels die Vermitteler der Bildung und Träger der Wissenschaft. Ich erinnere an Maimonides und Avicebron und den directen Einfluß, welchen diese auf Albertus Magnus, Thomas von Aquino und Andere übten, wie an denjenigen, welchen die freisinnige Philosophie jener Männer auf die Erweckung derjenigen freisinnigen Richtung im Christenthum übte, welche in allen Ländern die Vorläufer der Reformation erzeugte. Ich halte Sie für gebildet genug, Hr. P., um ein offenes Urtheil über jenes historische Ereigniß anzuhören, welches man Reformation nennt. Denn ich rede nicht von derselben in ihrem Verhältnisse zum Katholicismus, sondern als historischem Faktum, als einem Ereignisse, welches der Geschichte angehört. Und so werden Sie mir auch noch erlauben hinzuzufügen, daß selbst der Kampf, welchen Reuchlin im Interesse der Wissenschaft für die Erhaltung des Talmud's führte, den Dunkelmänner bekanntlich verbrannt haben wollten, nicht nur auf der Bildung beruhte, welche er Juden und dem Judenthum verdankte, sondern daß dieser Kampf und die Aufregung, welche er hervorief, wie das Interesse, welches er weckte, mächtige Hebel waren, um das Werk der Reformation zur Entwickelung und zur Entscheidung zu bringen. Um Ihnen nun auch einen Juden der neuern Zeit zu nennen, welcher durch den Geist des Judenthums, womit er getränkt war, von entscheidendem Einflusse auf die Bildung überhaupt und die Philosophie unserer Tage insbesondere geworden ist, — Sie wissen schon, wen ich meine: Spinoza; und

auch das werden Sie zugeben, daß seine Werke direkten Einfluß auf die religiösen, wie politischen und socialen Verhältnisse der Welt übten."

P. „Wohl das; aber wurzelt die Philosophie Spinoza's nicht in Carthesius, dem Christen, und wurde Spinoza als Jude nicht von der Synagoge verfolgt und ausgeschlossen?"

B. „Auch ich sage hier: Wohl das; aber Charthesius übte auf Spinoza nur einen formalen Einfluß; real wurzelte seine Bildung und Anschauung in dem Judenthum und den jüdischen Religionsphilosophen. Carthesius war für ihn schon seines Christenthums wegen nur ein Durchgangspunkt. Sie werden dies weniger auffällig finden, wenn ich Sie daran erinnere, daß sogar die viel spätere, aber von Spinoza abhängige Philosophie des Leibnitz direkt auf die jüdischen Philosophen, besonders Maimonides recurrirte. Doch dies nur nebenbei; gehen wir zu unserm Gegenstande zurück.

P. „Ja, ja! Da meine ich aber: Die Stufe, auf welche das Ritterthum des Mittelalters das Weib erhob, findet sich im Judenthum nicht wieder. Hier können sie doch den specifischen Einfluß des Christenthums nicht leugnen."

B. „Die erwähnte Erscheinung ist nicht maßgebend. Sie ist nach Zeit und Raum beschränkt, war vorübergehend und bewegte sich nur innerhalb der Grenzen Deutschland's. Sie bildet einen Gegensatz zu der extremen Unterordnung, worin das Weib bei den germanischen Heiden stand, und trieb die chevalereske Vergötterung des Weibes wiederum ins Extreme. Die Erscheinung ist also krankhaft und wurzelt ebenso sehr in heidnischer Sinnlichkeit, wie in christlicher Sittlichkeit. Das ganze germanische Ritterthum mit seiner Rauf- und Raublust wurzelt ja überhaupt noch tief in den Anschauungen und Gewohnheiten des

rohen Heidenthums, an dem sich anfänglich die civilisatorische Macht des Christenthums noch sehr schwach erwies."

Der Pater schwieg. Julia, welche dem ganzen Gespräch aufmerksam gefolgt war und mit ebenso viel Interesse als Stolz die weisen und begeisterten Auseinandersetzungen des lieben Vaters angehört hatte, bemerkte doch mitleidig die Verlegenheit und den Verdruß des Paters, dem nirgends auch nur der geringste Sieg für sein Christenthum hatte gelingen wollen. Ohne ihrer Anhänglichkeit an dem Judenthum auch nur das Geringste vergeben zu wollen, glaubte sie, die menschliche Pflicht zu haben, dem geschlagenen Pater zu Hülfe kommen zu müssen, und ohne das Christenthum zu berühren, vermeinte sie die Möglichkeit zu erkennen, ihn aus seiner moralischen Niederlage und gedrückten Demüthigung aufrichten zu können. Gleichzeitig war es ihr aber auch selbst Bedürfniß, in diesem Punkte die Belehrung ihres geehrten Vaters nachzusuchen. Der Pater indeß bemerkte diese Absicht nicht, sondern erkannte in dem menschenfreundlichen Benehmen Julia's einen offenen Zug innerer Zuneigung, die er sich nur scheute, anders als mit einem freundlich lächelnden Blicke zu erwidern. Des Mädchens Sinn war natürlich zu unbefangen, diesen Blick zu verstehen; sie glaubte nur darin ein Wiederaufleben seines gedrückten Gemüths zu erkennen und hatte ihre innere Freude daran. Sie frug daher den Vater:

„Wenn nun aber nach Gottes Willen und der Bibel Aeußerung das Weib dem Manne gleichberechtigt sein soll, spricht denn das Judenthum damit nicht schon der Emancipation des Weibes das Wort?"

V. „Von diesem Schwindel, meine geliebte Tochter, ist denn doch unsre Religion weit entfernt. Du verstehst unter Emancipation wohl die Gleichstellung des Weibes mit dem Manne.

Dies ist eine faktische Unmöglichkeit; natürliche und geistige Beschaffenheit des Weibes sprechen dagegen. Gleichberechtigt — innerhalb seines Kreises und seines Berufes — ist das Weib dem Manne, aber nicht ihm gleichgestellt. Könnte und sollte das Weib dieselbe Stellung einnehmen, wie der Mann, warum denn diese Doppelschöpfung von Gott: Mann und Weib? Wie in der Natur, so ist dies auch in der menschlichen Gesellschaft nicht möglich, weder im Hause, noch in der Welt. Es galt von jeher als unweiblich, so das Weib in die Sphäre des Mannes freiwillig tritt oder sich drängen läßt. Das Weib soll dies weder wünschen noch erstreben. Das Weib ist für das Haus, nicht die Welt; das Haus ist seine Welt, seine Berufssphäre, dort hat es seine Thätigkeit, seine Stellung — als Gattin, als Mutter, als Stütze des Mannes, als Pflegerin und Erzieherin der Kinder. Das Weib kann der Stütze des Mannes ebenso wenig entbehren, wie der Mann derjenigen des Weibes; beide ergänzen sich, wie in natürlicher, so in geistiger und socialer Beziehung. Was das Weib für Hauswesen und Kindererziehung bietet, dafür ist nirgends Ersatz zu finden. „Ohne Weib gibt es weder Haus, noch Häuslichkeit.“ In unsrer Zeit des Egoismus und Materialismus, welche die Menschen in Selbstsucht getrennt leben und für einander keine Opfer bringen und tragen läßt, ist das Weib in die falsche Stellung gedrängt worden, worin es der Verbindung mit dem Manne und seiner Stütze entbehrt. Durch solche Vereinsamung sind die Gedanken an Emancipation des Weibes gereift. Ohne Haus glaubt das Weib in die Welt treten zu können und zu müssen, und hier eine gleiche Stellung und Beschäftigung wie der Mann suchen zu sollen.“

Julia. „Glaubst Du, lieber Vater, daß in dieser speciellen und auch wohl vorübergehenden Erscheinung, welche den Männern

das Heirathen erschwert, allein die Bestrebungen für Emancipation des Weibes wurzeln? Sollten Sie nicht einen tiefern Grund haben und mit allgemeinen und dauernden Zeitströmungen zusammenhängen?"

B. „Du hast recht erkannt oder geahnt, meine Tochter. Weder in der Natur, noch im Einzel- und Völkerleben steht irgend Etwas vereinzelt; Alles hat einen innern Zusammhang und gehört der allgemeinen, geschichtlichen Entwickelung an. So auch die Idee der Frauen-Emancipation. Sie ist, wie Du richtig ahnst, nicht blos eine Folge momentaner Zustände und vorübergehender Verhältnisse; sie ist vielmehr aus der freilich falsch verstandenen und angewandten Erkenntniß hervorgegangen, daß alle Menschen gleich seien und eine gleiche Berechtigung am Besitze der Welt und den Genüssen des Lebens haben. Man strebte nach Gleichheit und Verbrüderung der Menschen und vergaß hierbei der Unterschiede, welche Natur und Geschichte geschaffen haben, und die theilweise unabänderlich sind, keinesfalls im Nu beseitigt werden können. Die Idee allgemein menschlicher Vereinigung und kosmopolitischer Verbrüderung wollte weder persönliche, noch nationale Individualität und Selbstständigkeit, weder gesondertes Familienleben, noch nationalen Patriotismus gelten lassen. Auch der gesonderte Besitzstand sollte aufgehoben werden und eine communistische Verschmelzung des Gesammtvermögens stattfinden. Selbst die Arbeit sollte keine getheilte, sondern eine gemeinschaftliche sein; in gleicher Weise die Ernährung. Darin hat auch die Arbeiterbewegung unsrer Zeit ihren Grund und ihre Entstehung — zur Aufhebung des Unterschieds zwischen Herrn und Diener, Arbeitgeber und Arbeitnehmer. So ist es auch mit der — Frauenfrage. Zweifelsohne beruht sie, wie vieles Andere unsrer Zeitströmung, in den Mißverhältnissen der

frühern Zeit, worin, wie die Arbeiter, ganze Stände, ja ganze Völker, auch die Frauen gehalten waren. Und so wird die Frauenfrage, ganz übersehend, worin Natur und Geschichte das Weib von dem Manne geschieden haben, ebenfalls in diese Strömung der Gleichmachung gedrängt. Die Frage über die Emancipation der Frauen wurzelt also durchaus nicht ausschließlich, wie Du richtig bemerkst, liebe Julia, in den momentanen Mißverhältnissen unsrer Zeit und kann demnach auch nicht allein durch deren Ordnung gelöst werden. Das Judenthum an sich bleibt unberührt davon. Ich habe schon erklärt, daß dieses einem solchen Mißverhältnisse nie Vorschub geleistet hat. Die Stellung, welche Natur und Ideal nach meiner Angabe der Frau anweisen, stimmt ganz mit seinen Lehren überein."

Der Pater, wie die Gesellschaft, waren nach dieser Unterhaltung leiblich und geistig abgespannt. Der Pater, dem besonders daran lag, sich für heute zurückzuziehen, benutzte die Pause, welche jetzt entstand, um das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Man trennte sich in freundlichster Weise und mit der Absicht, wie mit dem Versprechen, zur Fortsetzung der interessanten Erörterungen baldigst wieder zusammenzukommen.

V.

Der Heimweg.

Die Familie B. hätte Grund gehabt, sich des Sieges zu freuen. Aber so geistig vollkommen ihr Sieg, so sittlich vollkommen war auch ihre Freude. Nicht das geringste Gefühl von Schadenfreude wandelte sie an. Im Gegentheil hätte das Interesse an der Wahrheit und religiösen Ueberzeugung es gestattet, man wäre versucht gewesen, aus Höflichkeit auf den Sieg, wie die Freude zu verzichten. Frau B., welche dem logischen Gedankengange des Zwiegesprächs und den gelehrten Auseinandersetzungen ihres Mannes nicht vollständig hatte folgen und von der geistigen Ueberlegenheit desselben, wie den Vorzügen der verfochtenen Religion mehr Ahnung als Bewußtsein hatte, meinte sogar: man hätte dem Pater, den man doch als Gast aufgenommen habe, das drückende Gefühl der Niederlage nicht so empfindlich machen sollen. Hr. B. erklärte ihr indeß die Unthunlichkeit ihres Vorschlags, da das Bekenntniß der Wahrheit in diesem Falle um so weniger Abbruch erleiden dürfe, als das Gespräch sich um die heiligsten Interessen und die höchsten Güter der Menschheit gedreht habe, nämlich die religiöse Ueberzeugung. Die Liebe zur Menschheit mache es sogar zur Pflicht, für die Anerkennung und Verbreitung der religiösen Wahrheit überall zu kämpfen. Denn von der richtigen religiösen Erkenntniß habe zu jeder Zeit das friedliche Zusammenleben der Menschen abgehangen. Die politischen Verfolgungen der Juden in der Vorzeit, wie ihre sociale Mißstellung in der Gegenwart seien nur

in den falschen religiösen Anschauungen der Christen begründet. Die Aufklärung hierüber habe bereits schon Vieles zum Guten gebessert und werde noch Weiteres bessern. Aber auch die Christen selbst hätten unter dem Einflusse falscher religiöser Anschauungen zu leiden gehabt und litten noch darunter. Man diene ihnen also selbst mit der religiösen Aufklärung, welche das Licht des Judenthums über die Grundsätze des politischen und socialen Zusammenlebens der Menschen ausbreite. Hierin werde noch viel zu wirken sein. „Uebrigens," fuhr Hr. B. fort, „haben wir den Streit ja nicht provocirt, wenn auch der Pater ihn in der Voraussetzung und Hoffnung unternommen haben mag, siegreich das Feld zu behaupten. Indeß geziemt es dem Sieger, Großmuth gegen den unterliegenden Feind zu gewähren. Es wird unsre Aufgabe sein müssen, dem Pater gegenüber jedes Gefühl der Ueberhebung, welches uns anwandeln könnte, zu unterdrücken; vor Allem aber mit der größten Hochachtung und Heiligkeit von seiner Religion zu sprechen, da er ihr ernstlich anhängt und dient. Zudem geschieht dies ja unserseits nicht einmal mit Ueberwindung. Sie enthält ja heilige Momente, welche sie unsrer Religion stammverwandt macht, und hat trotz ihrer vielseitigen Ab- und Verirrungen doch auch mit Ernst und Erfolg die wahren Interessen der Menschheit fördern helfen."

Solche Gedanken und Gespräche waren es, welche nach der Entfernung des Paters die Familie B. beschäftigten.

Begleiten wir auch den Pater auf seinem Heimwege.

In der Gesellschaft hatte er mit Mühe und Anstrengung seine innere Aufregung bekämpft und unterdrückt. Auf dem Heimwege ließ er ihr nun in gleichem Maße vollen Lauf. Er ging eilenden Schritts und in fortwährendem, oft lautem Gespräche mit sich selbst. Oft stand er nachdenkend still und gab die innere

Bewegung durch Fußstampfen zu erkennen; dann eilte er wieder weiter, bald leise murmelnd, bald heftig gesticulirend. Vorübergehende hätten ihn für trunken halten können; er war aber im Baruch'schen Hause so sehr vom Gegenstande der Unterhaltung eingenommen gewesen, daß er das Trinken vergessen hatte und selbst den wiederholten Aufforderungen der Frau Baruch, sein Glas zu leeren, nicht nachgekommen war. Er ließ auch beim Fortgehen das volle Glas zurück. Der Pater war dennoch trunken, obwohl nicht vom Weine.

So betrat er seine Zelle und warf sich erschöpft und nachdenkend in seinen Stuhl. Hier wurde er erst seiner Aufregung so weit Herr, daß er sich der Sachlage bewußt und der weitern Ueberlegung und Fassung neuer Gedanken fähig wurde. Jedoch wogten seine Entschließungen immer noch hin und her, denn er wurde von zwei Gedanken hin- und herübergezogen. Er mußte innerlich zugeben, daß die Wahrheit auf Seiten seines Gegners war, aber seine Stellung, welche ihn zwang, der Kirche zu dienen, verbot ihm, dies laut zu gestehen. Er bekämpfte daher in sich auch die Anerkennung der Wahrheit des Judenthums und sann vielmehr darauf, wie er die erlittene Niederlage des Christenthums wieder wett zu machen und dessen Wahrheit in seinen und Anderer Augen zu heben vermöge. Aber er erkannte auch, daß ihm dies durch einen neuen Kampf theoretischer Discussion nicht möglich sein werde; er traute dafür weder sich, noch seiner Religion die Kraft zu. Der Sieg, meinte er, müsse dem Christenthum auf practischem Wege verschafft werden. Die Macht dazu stand ihm ja auch als herrschender Religion zur Seite, und die Geschichte rechtfertigte es auch vor seinem Gewissen, wenn er jetzt auf Gewaltmaßregeln sann, da die Kirche ihre Herrschaft zu keiner Zeit anders, als durch Gewalt begründet und ihre

Siege durch nichts weniger als auf dem Wege der Lehre und Ueberzeugung erkämpft hat. Selbst die Bekehrung, dies sagte er sich wiederholt, sei im Christenthum ein erzwungener Glaube, und da es zur Ehre Gottes wie zum ewigen Heile des Menschen geschehe, so liege in Zwangstaufen, Kerkerhaft, Ketzergericht und Scheiterhaufen durchaus kein Unrecht. Die Kirche, das heißt Gott selbst, befehle es so ihren gehorsamen Dienern. Nur glaubte er, dafür weder allein handeln zu können, noch zu dürfen; er bedurfte dazu der Mitwissenschaft und Mithülfe des Kloster-Priors.

Aber der Pater hatte noch einen andern Beweggrund, außer dem sachlichen auch einen persönlichen. Zu dem Schritte, welchen ihm Sache und Stellung gebot, mußte er eigentlich sein Herz überreden und treiben. Er war gutmüthig und fühlte noch menschlich genug, um von Natur aus solchen Zwangs- und Gewaltmaßregeln um der Religion willen zu widerstreben. Aber von der andern Seite trieb ihn das persönliche Motiv wieder dazu hin. Es war die Neigung und Liebe zu Julia, dem schönen und gebildeten Judenmädchen, welches er sich dadurch näher zu bringen hoffte. So wurde der Pater von zwei Gewalten nach verschiedenen Seiten getrieben. Seine ursprüngliche Gottesnatur war noch stark genug, ihm von dem gefaßten Plane abzurathen, sie hielt ihm das Unrecht gegen Wahrheit und Menschenwürde, gegen Freiheit und Familienglück, worauf der Angriff eigentlich berechnet war, und welches Alles Gefahr lief, durch ihn zertrümmert zu werden, vor. Diese hielt ihn davon zurück. Seine Liebe zu Julia aber, stärker noch als die Pflicht seines Kirchendienstes, übte eine viel größere Gewalt. Diese trieb ihn unablässig dazu an. Er vermochte nicht zu widerstehen; sein Gewissen war betäubt, — er hörte dessen mahnende Stimme nicht mehr,

oder vielmehr, er hörte sie noch, aber verstand sie nicht mehr. Wie von einer unsichtbaren Macht aus seinem Stuhle geschnellt, verließ er raschen Schrittes und heftigen Trittes, wie zu einer großen That sich selbst ermuthigend, mit erhobener Hand seine Zelle und ging auf diejenige des Priors zu. Der späte und ungestüme Besuch des Paters mußte dem Prior auffallen.

Prior. „Welche dringliche Angelegenheit, Hr. Pater, führt Sie zu mir?“ frug entgegenkommend und freundlich nach den ersten und gewöhnlichen Begrüßungsformeln der Prior.

P. „Eine wichtige, sehr wichtige, Herr Prior. Sie werden die Eile und Dringlichkeit mit mir anerkennen und damit auch die Art meines Eintritts und meiner Aufregung erklären und entschuldigen.“

Der Prior nickte schweigsam mit wohlwollender Zustimmung, und der Pater fuhr fort:

„Sie kennen ja die Veranlassung und den Zweck meiner Rundgänge in der Stadt, auf denen ich auch jüdische Häuser besuche. Eines derselben, welches ich häufiger frequentire, ist dasjenige des Kaufmanns Baruch. Sowohl seine Wohlthätigkeit, wie seine theologische Gelehrsamkeit veranlaßen mich dazu. So oft ich auch komme, ich gehe nie mit leeren Händen fort, und sehr oft hat auch, der Herr, die Frau und die Tochter des Hauses, jeder besonders gegeben, nicht nur ohne, sondern bisweilen auch mit Vorwissen des Andern. Ich suche es daher, wo thunlich. möglich zu machen, jeden im Hause zu sprechen; ich frage bei dem Herrn nach der Frau, und bei dieser nach der Tochter. Man hält mir diese Freundlichkeit und Zutraulichkeit zu Gute und freut sich, mich zu der Zahl der Hausfreunde zählen zu können, welche zu dem engern Familienkreise Zutritt hat.“

Der Pater beobachtete während seiner Erzählung scharf und genau die Augen und Physiognomie des Priors, um zu ahnen, welchen Eindruck diese Offenbarungen auf den Prior machten, und glaubte die Bemerkung hinzufügen zu müssen: „Meine Stellung sichert mich ja bei diesem nähern Umgange mit den Juden vor religiösem und sittlichem Verdachte. Mir hat sogar schon sehr oft der Gedanke vorgeschwebt, ob diese Leute, welche ein so braves Herz gegen die Christen zeigen, nicht auch in ihrem Glauben dem Christenthum bereits nahe stehen. Ich glaubte dies um so eher voraussetzen zu dürfen, als dem Hrn. Baruch ein hoher Grad wissenschaftlicher Bildung und biblischer, wie talmudischer Gelehrsamkeit eigen ist. Wie sollte ich da nicht denken, daß er die Irrthümer seiner Religion längst erkannt habe und in mir vielleicht nur die passende Gelegenheit suche, in den Mutterschooß der heiligen Kirche einzutreten. Aber darin wurde ich bitter enttäuscht. Ich mied es nicht, wiederholt in theologische Discussionen mich mit ihm einzulassen. Aber mir ist es noch nicht gelungen, in die dicke Mauer, mit welcher er sein veraltetes und verstocktes Judenthum hartnäckig vertheidigt, auch nur die kleinste Bresche zu legen. Es ist dazu bei ihm nicht, wie bei den meisten anderen Juden, Orthodoxie, Glaube und herkömmlicher Gebrauch, sondern feste, innere Ueberzeugung."

Pr. „Ich höre Ihre Rede mit Verwunderung und Interesse. Handelte es sich bei Ihrem Gespräche mit dem Juden um die Absicht, ihn zur Annahme des Christenthums zu bewegen? Denn ich kann mir bei Ihnen das eben so lächerliche, wie sträfliche Vorgehen nicht denken, mit einem Juden ein religiöses Gespräch blos in der Absicht einzugehen, die Vorzüge der beiden Religionen vor einander zu erörtern."

P. „Sicherlich lag mir der Zweifel an den Vorzügen unsrer

heiligen Religion damals eben so fern, wie er mir eben noch liegt. Die Absicht der Bekehrung lag selbstredend bei mir im Hintergrunde verborgen; ich sprach sie wohlweislich nur noch nicht aus."

Pr. „Die Schwierigkeit, Juden auf dem Wege der Ueberzeugung zu bekehren, ist ja allbekannt. Es ist dies ebenfalls ein Theil des göttlichen Fluches, welcher auf diesem Volke fort und fort lastet, daß ihnen die göttliche Gnade ehemaliger Geistesgröße entzogen ist, und sie durch Entbehrung des göttlichen Lichts in der Verblendung beharren. Nur bei Einzelnen, welche durch die göttliche Gnade erleuchtet werden, gelingt es, sie durch das Licht der heiligen Kirche aufzuklären. Die Kirche hat derartige Disputationen, welche in der Vorzeit wiederholt öffentlich veranstaltet worden, aber immer erfolglos geblieben sind, längst aufgegeben und darum den Weg gewaltthätiger Bekehrung vor- und eingeschlagen. Folter, Kerker, Feuertod, Kinderraub, Zwangstaufe, wie auch politische Verfolgung und Zurücksetzung, sociale Beschränkung und Unterdrückung — alles dies erklärt und rechtfertigt sich daraus. Einsichtslose und Thoren nur, welche Entstehung und Zweck dieser Vorgänge nicht kennen, können in vermeintlichem Freiheitsschwindel und in mißverstandener Menschlichkeit Solches tadeln. Denn es handelt sich doch dabei sowohl um die Rettung des himmlischen Seelenheils solcher Unglücklichen, wie um die Anerkennung und Verbreitung des Gottesreichs auf Erden."

P. „Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, eine Rechtfertigung des Christenthums durch Vernunftgründe ist gar nicht möglich, weil es eine göttliche Gnadeneinrichtung ist, welche auf mysteriösem Grunde ruht, und deren Tiefen unerforschlich sind, wie das Wesen der Gottheit selbst. Das Judenthum aber

kämpfte gegen Dogma und Mysticismus, weil es die menschliche Verstandeserkenntniß im Gegensatze zum mysteriösen und autoritätsmäßigen Glauben zum Ausgangspunkte und Maßstabe für göttliche Dinge nimmt. Darin liegt seine irdische Natur, seine Unterordnung unter das Christenthum und die Nothwendigkeit seines Untergangs begründet.

Pr. „Sie werden auf diesem Gebiete den verstockten Juden aber niemals zur Nachgiebigkeit bringen. Zu dieser Einsicht und Erkenntniß ist eben schon ein gewisser Grad göttlicher Erleuchtung erforderlich, welchen wir mit Menschenkraft nicht geben können. Dieser Strahl göttlichen Lichts muß von oben kommen. Darin liegt ja gerade die Rechtfertigung der Zwangstaufen, weil durch diese das irdische Gefäß erst gereinigt und zur Aufnahme des göttlichen Gnadenlichts befähigt wird. Indeß verlassen Sie doch den Weg nicht, welchen die Schrift und der Apostel Paulus selbst andeutet, der den Vorzug der neuen Lehre in der Aufhebung der starren Gesetzlichkeit legt. Hier liegt der Vorrang des Christenthums offenbar zu Tage, sowohl für den Philosophen, wie den Theologen. Zu dieser Erkenntniß bedarf es nicht göttlicher Erleuchtung; dazu reicht auch der menschliche Verstand hin."

P. „Wie freue ich mich, Sie, Herr Prior, in das Geheimniß meines Unternehmens eingeweiht zu haben. Das dunkle Licht meines Geistes belebt sich förmlich an den hell leuchtenden Flammen Ihrer weit reichenden Erkenntniß und flackert wieder hell auf. Ich bin Ihnen für diese Andeutung sehr dankbar."

Pr. „Ich erwarte dann Mittheilung über Ihre weiteren Versuche."

Die beiden Geistlichen trennten sich. Den Prior bewegte diese Angelegenheit vorläufig nicht weiter; er hatte die Mittheilung des Paters nur von der geschäftlichen Seite aufgenommen. Der

Pater aber, welcher, wie wir wissen, außer den religiösen auch noch persönliche Motive hatte und erstere nur als Mittel für letztere benutzte, hatte wirklich die Klarheit der Erkenntniß verloren. Er hatte immer noch Interesse genug sowohl an seiner Religion, wie an seinem Amte, um sich gern als Sieger aus diesem Kampfe hervorgehen zu sehen. Aber sein Herz war gleichzeitig zu sehr mit in Anspruch genommen, um mit voller geistiger Kraft denken zu können. Er freute sich jetzt daher um so mehr der Beihülfe des Priors, als er den von ihm angedeuteten Weg practisch fand. Er betrachtete diese Beihülfe wie ein verstärktes Licht, welches mit doppelter Kraft leuchtet. Auch sagte er sich: „Durch das Aneinander-Reiben zweier Steine sprühen die Funken; für mich selbst hat durch die Unterredung mit dem Prior die Sache an Klarheit gewonnen. Ich werde, ja ich muß weiter in dieser Angelegenheit mit ihm verhandeln; jedoch freilich nur bis zu einem gewissen Punkte, welcher ihm Geheimniß bleiben muß.“ Mit diesem Gedanken an seine Julia warf er sich auf's Bett, um die gewohnte Ruhe zu suchen. Sein aufgeregter Geist ließ ihn zwar noch lange nicht den erquickenden Schlaf finden; aber es war ihm in seinem theils aufgeregten, theils abgespannten Geiste auch nicht mehr möglich, einen klaren Gedanken für seine weiteren Schritte zu fassen.

VI.

Die Erneuerung.

Die Aufregung und Unruhe verließ auch den Pater am folgenden Tage nicht. Er vermied es zwar der Auffälligkeit wegen, schon am nächsten Abende seinen Besuch bei Familie Baruch zu erneuern; aber sowohl seine Begierde nach erneuertem Kampfe, wie seine Sehnsucht nach Julia ließ ihn alsbald alle Rücksicht außer Acht setzen. Der so bald erneuerte Besuch fiel indeß im Baruch'schen Hause auf; man errieth des Paters Absicht. Die Aufnahme war zwar freundlich, wie zuvor. Besonders Julia überbot sich in Freundlichkeit, um bei dem Pater den Schmerz der frühern Niederlage in Vergessenheit zu bringen. Aber dieser verstand die gute Absicht Julia's nicht und legte sie als Zeichen persönlicher Zuneigung aus.

Wir haben von Julia schon erfahren, mit welchem Geschick und mit welcher Energie sie ihre Religion gegen Angriffe zu vertheidigen verstand; aber sie liebte religiöse Discussionen nicht, weil es ihrem Gemüthe eben so wehe that, Anderen Niederlagen zu bereiten, wie solche selbst zu erleiden. Sie glaubte daher auch verpflichtet zu sein, solche dem Gaste zu ersparen. Dennoch unterstützte sie halbweges den Pater dieses Mal in der Aufsuchung einer neuen Gelegenheit zum Kampfe, weil sie sich in ihm recht gut das Bestreben denken konnte, die Scharte auszuwetzen. Hr. Baruch dagegen, dem als Juden jede Bekehrungssucht fremd war, ja dem nicht einmal daran gelegen war, die Wahrheiten des Judenthums anzupreisen, sondern nur sie gegen Verdächtigungen

und Vorurtheile zu vertheidigen, war um so weniger aufgelegt, sich so schnell wieder in neue religiöse Discussionen einzulassen, als er Angriffe gewärtigte, die er alsdann gezwungen war, rücksichts- und schonungslos abzuwehren, und, des Sieges im Voraus zu sicher, mochte auch er in seiner Gutmüthigkeit dem Gegner die gewisse, neue Niederlage gern ersparen. So wurde es denn dem Pater heute Abend durchaus nicht leicht, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen, indem sich das Gespräch des Tisches lange um andere Dinge drehte. Wenn die Unterhaltung einen Augenblick stockte, benutzte Frau Baruch schnell die Gelegenheit, den Pater an das Trinken zu erinnern, und je mehr sich der Pater durch den Wein erhitzte, um so mehr wuchs eine Unruhe. Es wäre ihm heute Abend vielleicht gar nicht gelungen, für sein Thema den gesuchten Boden zu finden, wenn Julia ihn nicht darin unterstützt hätte. Der Pater verfehlte nicht, im Stillen dies bei ihr als ein Interesse an den Siegen des Christenthums zu deuten, und versuchte jetzt, um so muthiger vorzugehen.

Es war eine jener peinlichen Pausen eingetreten, wie dies in gesellschaftlichen Kreisen oft der Fall ist, wenn die Unterhaltung noch nicht recht in Gang gekommen ist, oder wenn sie nach lebhafter Discussion plötzlich abbricht und das Nachdenken des Gegners in Anspruch nimmt, oder auch wenn sie beendigt und ein neuer Gegenstand noch nicht aufgenommen worden ist.

Julia benutzte diesen Augenblick zu einer Erklärung, welche ihr schon beim Eintreten des Paters auf dem Herzen gelegen:

„Ich habe,“ sprach sie, „in Veranlassung unsrer vorigen Unterhaltung Gelegenheit genommen, die Bergpredigt nachzulesen und gestehe, sie als eine wirkliche Fundgrube reiner Sittenlehren

erkannt zu haben. Ich behaupte nicht, daß diese mit Recht einen Gegensatz zu den Lehren des Judenthums darstellen, obwohl sie dazu den Schein annehmen; ich behaupte sogar, daß sie nicht ursprünglich sind und ihre erste Quelle im Judenthum haben. Aber die Forschung hierüber geht mich nicht an; diese überlasse ich den Gelehrten. Ich hatte meine doppelte Freude beim Lesen an der Sache selbst; einmal an ihrer Zusammenstellung und dann auch an ihrer Anerkennung in nicht-jüdischen Kreisen. Mag das Judenthum diese Lehren aufgestellt haben, das Christenthum hat jedenfalls einen großen Antheil an ihrer Verbreitung."

P. „Sie, Frl. Julia, haben zu einer solchen Bemerkung mit doppeltem Rechte das Wort ergriffen. In solchen Augenblicken stiller Schweigsamkeit, wie sie eben in unsrer Gesellschaft herrschte, sagt man, fliege ein Engel durch das Zimmer. Ich glaubte wirklich in Ihren Worten eine Engelsstimme zu vernehmen. So wohlklingend schlugen sie an mein Ohr, so wohlthuend waren sie aber auch meinem Herzen. Sie sprachen in so gerechter und beredter Weise dem Christenthum das Wort, daß ich mir fortwährend im Stillen wiederholen mußte: „Dies aus jüdischem, dies aus Ihrem Munde!" Ich muß Ihnen in Dankbarkeit und Anerkennung die Hand reichen." Der Pater erhob sich, Julia die Hand reichend, und das Mädchen stand mit leichter Erröthung auf und ergriff sie in graziöser Verbeugung.

B. „Ich muß hier betonen, Hr. P., daß die Bemerkung meiner Tochter durchaus nicht auf subjektiver Anschauung beruht. Ich theile diese Hochachtung vor der gerühmten Wirksamkeit Ihrer Religion vollkommen, und sie beruht auf dem objektiven Urtheil des Judenthums über dieselbe."

7

P. „Mich befremdet dies nicht, Hr. B.; Sie haben bereits schon einmal Gelegenheit genommen, mich dessen zu vergewissern. Aber nach meiner Kenntniß des alten Judenthums und speciel der mosaischen Urkunden, welche doch für Israel bis zur Gegenwart verbindlich geblieben sind, vermag ich nicht zu begreifen, wie das Judenthum aus sich selbst zu einer solchen Vergeistigung seines Inhalts gelangt sein kann, daß in der Bergpredigt für dasselbe kein Fortschritt gelegen haben soll, sondern daß es, wie Sie behaupten, deren Wahrheiten gleichsam bereits vorweg genommen habe. So blieb beispielsweise der Eid in der jüdischen Gerichtsbarkeit bestehen; das Judenthum verstieg sich also doch faktisch nicht in seiner Praxis zu jener Höhe sittlicher Anschauung, wie sie in der Bergpredigt zu Tage tritt, daß auch ohne Eid das einfache Wort schon verpflichte. Und so auch das Gesetz von „Auge um Auge.“ Es ist doch an keinem Ort und zu keiner Zeit aufgehoben worden; es ist vielmehr der Art für Gerichtsbarkeit und Leben maßgebend geblieben, daß auch das spätere jüdische Schriftthum diesen Rachegeist nicht blos im jüdischen Volke, sondern auch im jüdischen Gott bezeugt. Der Geist der Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit, wie an dieser Stelle der Bergpredigt ihn das Christenthum athmet, kann demnach dem Judenthum nicht eigen gewesen sein. Im andern Falle hätte auch Jesus nicht wagen dürfen, sich in solche Gegensätzlichkeit zum Judenthum zu stellen, wie es in der Bergpredigt geschieht. Diese bekundet vielmehr einen wirklichen Fortschritt und gilt als Zeichen ihrer Zeit.“

B. „Zeichen ihrer Zeit,“ mag sein. Die neue Bewegung im Judenthum schreibt sich ja schon von Hillel her, welcher bekanntlich vor Jesus lebte, und von dessen Geist nicht blos, sondern auch Aussprüchen das Neue Testament voll ist. So z. B. die

Erklärung des Gebots: „Du sollst Deinen Nebenmenschen lieben wie Dich selbst“ als Hauptgebot und Grundlage des ganzen Gesetzes, und die Auslegung dieses Gebots: „Wovon Du nicht willst, daß man es Dir thue, das thu Du auch Deinem Nebenmenschen nicht.“ Aber auch Hillel nahm diese Bewegung nur von den Propheten auf, von denen her sie sich durch die ganze jüdische Geschichte zieht. Es ist dies die universelle Seite des Judenthums neben der nationalen, die ideale neben der formalen, die geistige neben der realen. Der Mosaismus nämlich hat das Judenthum nicht nach seinen Ideen als theoretische Lehrsätze und Philosopheme dargestellt, sondern als Gesetze, auf den Geist dieser Ideen gegründet und nach den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen der Zeit geformt. Dadurch gestaltete und bewahrte sich das Judenthum als ein nationales. Die Bestimmung desselben war aber von Anfang an eine universelle, denn die Ideen hatten einen allgemeinen Welt-, keinen national-beschränkten Volkscharakter. Sie bergen allgemeine Wahrheiten, welche der ganzen Menschheit angehören. Dadurch ist das Judenthum, seinen Ideen und allgemeinen Grundsätzen, nicht seinen nationalen Gesetzen nach, bestimmt, Eigenthum aller Menschen, eine Weltreligion zu werden. Das nationale, formal-gesetzliche Judenthum ist das historisch überlieferte, das ideal-universelle gehört der geistigen Bewegung und historischen Entwickelung an, welche mit den Propheten ihren Anfang genommen, heute aber ihr Ende noch nicht erreicht hat. Ihr Ende ist das, was man messianische Zukunft nennt. Während des babylonischen Exils, nach der Auflösung der nationalen Selbstständigkeit, ist diese prophetisch-universelle Bewegung, sogar auch mit messianischer Färbung, besonders gepflegt worden. Zeuge dessen sind die Propheten des Exils. Nach den maccabäischen Kämpfen, in Folge der Wieder-

herstellung der nationalen Selbstständigkeit und des jüdischen Königthums, gerieth sie wieder eine Zeitlang ins Stocken und wurde die nationale Seite des Judenthums betont, bis Hillel sie wieder in Fluß brachte. Auch Jesus, welcher alsbald nach ihm lebte, war von dieser Richtung erfaßt. Sie war nicht neu und gegensätzlich zum Judenthum, sondern ihm eingeboren und aus ihm heraus erzeugt. Sogar daß Jesu Wirksamkeit eine messianische Färbung annahm, läßt sich zum Theil aus der Natur dieser Richtung erklären und hängt weniger mit der Person Jesu, als mit der von ihm vertretenen Sache zusammen, wie sie denn auch ihr Präcedenz in anderen Männern jener Zeit und Richtung hatte."

P. „Wenn ich auch nicht leugne, daß das Christenthum theilweise auf jüdischem Boden entstanden und durch das Judenthum vorbereitet worden ist — der Apostel Paulus nennt ja selbst das jüdische Gesetz einen „Zuchtmeister" auf Jesum und schreibt ihm somit einen vorbereitenden und erziehlichen Zweck zu —: so hat doch das Judenthum damals schon die Kraft nicht mehr gehabt, die neue Bewegung praktisch zu verwerthen, die Schranken nationaler Absonderung selbst auf religiösem Gebiete zu durchbrechen und jüdische Gotteserkenntniß und Sittlichkeit universel und der übrigen Welt und Menschheit zugänglich zu machen. Aber ich muß diesem Zugeständnisse, welches ich dem Judenthum damit mache, daß ich es theilweise als Wurzel unsers Christenthums gelten lasse, doch auch noch hinzufügen, daß ich weit entfernt bin, darin allein den Vorzug des Christenthums zu erkennen, daß es die Lehren des Judenthums einfach übernommen und durch ihre Verbreitung in der Welt universel gemacht hat. Mit diesen Lakaiendiensten wäre das Christenthum nichts weiter, als der Schleppträger des sich vornehmer dünken=

den Judenthums geworden. Nein, unsre neue Lehre ist über die alte hinausgegangen und hat auf dem neuen Stamme Früchte gezeitigt, welche nimmermehr auf dem alten hätten wachsen können."

B. „Ich halte Ihnen die Erregung, worin Sie die letzten Worte gesprochen haben, zu Gute, Hr. Pater, und schreibe sie auf Rechnung Ihrer Begeisterung für die Sache, der Sie dienen. Aber lassen Sie uns diese vermeintlichen Vorzüge Ihrer Religion ein andres Mal mit mehr Ruhe erörtern. Ich räume sogar dem Christenthum das Verdienst ein, für die Verbreitung jüdischer Gotteserkenntniß und Sittenlehre, wie Sie selbst sagen, mehr gethan zu haben, als das Judenthum, ohne mit Ihnen dabei dessen Schwäche zuzugestehen und anzuerkennen. Es geschah dies providentiel und war eine geschichtliche Nothwendigkeit. „Daß von Zion, dem Judenthum, die Lehre und Erkenntniß ausgehen solle für die ganze Welt," war eine anerkannte Wahrheit und durchgehende Ueberlieferung bei allen Propheten. Dennoch heißt es bei Zacharias: „Lebendiges Wasser wird von Jerusalem ausgehen und sich zur Hälfte in das östliche und zur Hälfte in das westliche Meer ergießen, und dann wird Gott der Herrscher sein auf der ganzen Erde, Gott als einzig erkannt werden und sein Name einzig sein." Der Prophet deutet hier divinatorisch an, daß von Jerusalem aus der Strom religiöser Erkenntniß sich in zwei Arme über die Welt nach Osten und Westen hin ergießen werde, wie dies auch einerseits im Christenthum für den Westen und andrerseits im Islam für den Osten geschehen ist, um durch diese die ganze Menschheit in der Anerkennung und Verehrung des Einen Gottes zu einigen. Es war providentiel, daß das Judenthum hierfür der Hülfe zweier Töchterreligionen bedürfe, denn das Werk von einer so erzieh-

lichen Bedeutung machte den ererbten Anschauungen und Gewohnheiten der heidnischen Völker gegenüber Concessionen und Compromisse nothwendig, von denen sich das Judenthum fern halten mußte, um sich in seiner absoluten Reinheit und Wahrheit zu erhalten. Es war gleichzeitig eine durch die innere Verschiedenheit der orientalischen und occidentalischen Völkerschaften gebotene geschichtliche Nothwendigkeit, daß dieser Beruf für den Osten und Westen getheilt und zwei verschiedenen Ausströmungen des Judenthums übergeben wurde. Daß trotz der nahen Verwandtschaft Israels mit den semitischen Völkerschaften des Ostens diese erziehliche Wirksamkeit nicht dem Judenthum selbst übertragen wurde, daraus geht mit größerer Deutlichkeit hervor, daß der Beruf des Islams wie des Christenthums nur ein die volle Anerkennung des Judenthums vorbereitender sein sollte. Das Judenthum bekämpft darum den Fortbestand der beiden Töchterreligionen nicht, aber es hält sich naturgemäß für die höchste Vollendung, wie für den Ausgangspunkt, woher sie ihre Entstehung nahmen, so auch für den Zielpunkt, wohin sie zu streben haben."

P. „Es sind dies formale Streitigkeiten, Hr. B., worüber wir uns nicht einigen können, bis wir die realen Vorzüge beider Religionen erörtert haben. Ich halte vorläufig noch an den realen Vorzügen des Christenthums fest und kann darum auch dessen Wirksamkeit nicht auf einen die allgemeine Anerkennung des Judenthums vorbereitenden Beruf beschränken. Die Wahrheit des Christenthums geht über die des Judenthums hinaus und hat Letzteres überholt; wie sollte es auf dasselbe zurücklenken können? Ich bin Ihnen zwar den Beweis hierfür noch schuldig. Sie wünschten indeß die Erörterung dieser Frage einstweilen noch ausgesetzt zu sehen. Gehen wir daher

zunächst in der sachlichen Erörterung der Bergpredigt weiter."

B. „Das Ende der Bergpredigt gibt zweifelsohne Zeugniß dafür, daß die Grenzen des nationalen Judenthums überschritten werden sollen. Es heißt dort: „Und so ihr nur zu euern Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Heiden auch also?" Es ist hier keinesfalls von Brüdern im engen verwandtschaftlichen oder politisch-nationalen Sinne die Rede, sondern im religiös-humanen, wie dies der Gegensatz „Heiden" beweist, womit die anderen Völker, welche außerhalb des religiös-nationalen Verbandes Israels standen, gemeint sind. Es ist hier also auf die universelle Brüderlichkeit des ganzen Menschengeschlechts hingewiesen. Damit geht aber die Bergpredigt nicht über das Judenthum hinaus. Der Grundsatz der Zusammengehörigkeit des ganzen Menschengeschlechts oder, um mich desselben Ausdrucks zu bedienen, der Brüderlichkeit aller Menschen ist das Alpha und Omega, Anfang und Schluß des Judenthums und macht einen Haupttheil seines ganzen Lehr- und Lebensinhalts aus. Die Lehre von der Abstammung des Menschengeschlechts wird auf dem ersten Blatte der Bibel in der Schöpfungsgeschichte Adam's erzählt und wiederholt sich in der Erzählung der Sündfluth, wo nach dem Untergange des alten Menschengeschlechts Noa als der einzige Stammvater des neuen betont wird. Die Bibel hat hierbei nicht etwa ein naturhistorisches Interesse, um der Ansicht von der Racenverschiedenheit des Menschengeschlechts entgegenzutreten, sondern nur ein religiöses, um die Einheit und Brüderlichkeit des Menschengeschlechts zu lehren. Sie trat damit, wie mit so vielen anderen Lehren, dem Heidenthum d. i. den politischen und religiösen Anschauungen der anderen Völker entgegen, welche die Brüder-

lichkeit im eng-nationalen Sinne nur auf sich beschränkten und die Angehörigen anderer Nationen von ihrer Liebe und Gemeinschaft ausschlossen, also sich untereinander, aber nicht die Fremden Brüder nannten. Diese Gegensätzlichkeit ist es, welche die berührte Stelle der Bergpredigt hervorhebt, womit sie also durchaus auf jüdischem Boden steht. Ich erkenne somit nicht, Hr. P., daß das Christenthum in der Bergpredigt über das Judenthum hinausging. Viele ihrer Worte sind sogar wörtliche Aussprüche der Bibel und des Talmuds."

P. „Aber, Hr. B., Sie können doch nicht leugnen, daß das ganze Christenthum überhaupt, wie die Bergpredigt insbesondere, in grellem Gegensatze zum Judenthum steht. Das Judenthum charakterisirt sich durch seine strenge Gesetzlichkeit, von welcher die strenge Gerechtigkeit mit der Zuchtruthe des Zorns, der Strafe, der Rache nicht zu trennen ist. Das Christenthum befriedigt sich nicht mit der äußerlichen Erfüllung des Gesetzes, sondern fordert den erkennenden Geist, die bewußte Selbstbestimmung zum Handeln, und findet darin erst die wahre Moralität des Menschen. Auch athmet unverkennbar das Christenthum einen Geist der Milde und Liebe, wie ihn das Judenthum nicht kennt."

B. „Sie, Hr. P., wie so Viele mit Ihnen, kennen eben nur das Christenthum, aber nicht das Judenthum. Ich will nicht leugnen, daß Sie das Christenthum theoretisch richtig kennzeichnen, praktisch ist es indeß von der gerühmten Idealität, womit es im Gegensatze zum Judenthum stehen soll, weit entfernt geblieben. Einmal weil es das Leben ausschließlich auf Principien zu gründen dachte, anstatt auf Gesetze, dann auch, weil das, was Sie den Hauptinhalt des Christenthums nennen, der Lehre und dem Volke des Judenthums ureigen war, mit

den religiösen Anschauungen und Lebenssitten der übrigen Welt aber in zu schroffem Gegensatze stand. Darum entbehrt das Christenthum auf das Staatenleben bis auf den heutigen Tag alles Einflusses, und hat der Gegensatz zwischen Staat und Kirche von jeher bestanden und dauert heute noch fort. Selbst aber die Kirche begriff den freien Geist der selbstbewußten Moral, den sie bekannte, so wenig, daß sie ein neues Gesetz aufstellte, in dessen Fesseln sie die Gläubigen schmiedete, und den Geist der Liebe und Milde, den sie predigte, so sehr verleugnete, daß sie Andersgläubige mit Härte und Grausamkeit verfolgte. Ich leugne nicht, Hr. P., daß die Vorzüge, welche Sie Ihrer Lehre vindiciren, ihr ursprünglich und, wie ich sagte, theoretisch eigen sind; aber sie sind es um des Judenthums willen, aus dem sie geschöpft sind, und mit welchem sie nicht im Gegensatze stehen. Es hat eine besondere Bewandtniß mit der Bergpredigt, deren das Christenthum sich eine geschaffen hat, wie das Judenthum sie hat."

P. „Sie scheinen demnach die Bergpredigt gar für eine Dichtung zu halten."

V. „So ist es, und die Ansicht ist so auffällig nicht, wenn wir bedenken, daß von den neutestamentlichen Berichten die wenigsten echt und ursprünglich sind. Dafür bieten sie ja der Abweichungen zu viele, um nicht auch an willkürliche Abänderungen, Ein- und Unterschiebungen zu denken. Sie sind ja auch nicht alle von Einer Hand und sind zu verschiedenen Zeiten geschrieben worden, theilweise erst mehrere Jahrhunderte nach den Geschehnissen, welche sie erzählen, und darum unter ganz veränderten Verhältnissen. So hatte Paulus angefangen, das Christenthum den heidnischen Völkern, insonders den Griechen zu predigen; noch später begann es auch unter den Römern Einfluß zu

gewinnen. In diesen Zeiten und unter diesen Verhältnissen sind Lucas, Johannes und die Apostelgeschichte, wie die Briefe geschrieben. Da gewahren wir den Einfluß der griechischen Philosophie, besonders der alexandrinischen Schule, wie denjenigen der römischen Weltmacht, welche gebot, die Römer und deren Procuratoren-Regierung in Jesu Zeiten unter einem ganz andern Lichte erscheinen zu lassen, als die Geschichte es darbot. Da kam es denn auch schon darauf an, die Gegensätzlichkeit des Christenthums zum Judenthum darzustellen und jenes auf Kosten des Letztern zu erheben. Jesus wußte sich mitten im Judenthum; ihm konnte es nicht einfallen, die Lehren des alten Bundes als verwerflich darzustellen und im Gegensatze dazu diejenigen des neuen hervorzuheben; er konnte es um so weniger, als diese ganze Gegensätzlichkeit auf Irrthum und Fälschung beruht. Jesus kann diese Bergpredigt also nicht gehalten haben; sie ist von späterer Zeit ein- und untergeschoben."

P. „Wenn Sie auch den Zusammenhang der Bergpredigt ihrem Inhalte nach mit der spätern Zeit zu motiviren gesucht haben: so sehe ich doch die Veranlassung nicht ein, welche zur Unterschiebung eines solchen Machwerks drängte, und wenn für Jesus weder Grund noch Möglichkeit vorhanden war, die Gegensätzlichkeit der neuen Religion zur alten hervorzuheben, warum die Erklärungen hierüber ihm in den Mund gelegt werden."

B. „Ihre Fragen sind gerechtfertigt. Erlauben Sie nur, daß ich die letzte zuerst beantworte.

Es liegt im Wesen der Religionen, daß sie nicht von Menschen erdacht, sondern von Gott offenbart sein sollen und ihren Ursprung auf die frühesten Zeiten zurückdatiren. Sie unterscheiden sich eben dadurch von den Philosophemen, mit denen sie inhaltlich oft übereinstimmen. Diese gehen nämlich von den

Menschen aus und gehören auch oft nur denen an, von denen sie ausgehen; sie beruhen also auf den Gedanken und Anschauungen Einzelner und sind somit oft nur rein subjektiv und persönlich aufzufassen. Auch drängen sie nicht auf weitere Annahme und Verbreitung und können auch nur bei denen Annahme finden, welche ihren Inhalt begreifen, den philosophischen Gedanken nachdenken. Im Gegensatze dazu stehen die Religionen. Sie beruhen auf von Außen hereingetragene Ideen, welche auf weitere Annahme dringen, auch wenn sie nicht begriffen werden. Ihre Annahme und Verbreitung ist um so gesicherter, je größer die Autorität ist, welche ihre Verkündigung stützt; also diejenige großer Männer, Gesetzgeber und Propheten, oder gar Gottes selbst. Ferner gehört dazu der Nimbus des Alterthums, um die verkündeten oder offenbarten Gedanken nicht als Erfindungen der Neuzeit erscheinen zu lassen. Das Judenthum hatte nun darin einen Vorzug vor dem neuen Christenthum, daß ihm sowohl die Autorität göttlicher Offenbarung, wie eine mehrtausendjährige Geschichte zur Seite stand. Jesus, des Zimmermanns Sohn, hatte bei den Juden nur taube Ohren gefunden. Man suchte daher die neue Religion, als diese in den späteren Jahrhunderten an Ausbreitung und Macht bei den Heiden gewann, dadurch zu stützen, daß man Jesus vergötterte und seinen Aussprüchen somit die Autorität göttlicher Offenbarungen beimaß, wie auch daß man die eigenen Ideen, um sie nicht als zeitgenössische erkennen zu lassen, auf die Person und Zeit Jesu zurücklenkte. Dies ist die Veranlassung, warum die Ideen der Bergpredigt Jesus in den Mund gelegt werden, obgleich die Aussprüche derselben weder ihm, noch seiner Zeit angehören.

Und daß es gerade die Form einer Bergpredigt ist, welche man zur Einkleidung der sogenannten neuen Ideen wählte, darin

liegt gleichzeitig die Beantwortung Ihrer ersten Frage. Man suchte es nämlich in äußerlichen, formalen Dingen der alten Religion gleich zu thun. Die geschichtliche Autorität des Judenthums beruhte nämlich auf der sinaitischen Offenbarung, also einer göttlichen Bergpredigt. Darum schuf man auch für die neue Religion eine solche. Man vergaß sogar im Eifer und der Eile der formalen Nachahmung die Angabe der äußern Staffage, die Benennung des Berges. Es ist nur von einem unbestimmten Berge die Rede, nicht einem gewissen und bekannten, dessen Namen man sicherlich anzugeben nicht unterlassen hätte, wenn der Vorgang auf historischer Wahrheit und realer Wirklichkeit beruhte. Nur sollten es hier nicht äußerliche Gesetze sein, welche offenbart wurden, sondern im Gegensatze zum alten Bunde innere Principien, und zwar statt der Gesetze der Strenge Grundsätze der Milde. Man vergaß nur wieder zweierlei dabei, sowohl daß die hervorgehobenen Gegensätze gar nicht im Zehngebot der sinaitischen Offenbarung sich vorfinden, abgesehen davon, daß sie vielfach unjüdisch sind, oder keine Gegensätze bilden, wie auch daß das Zehngebot eigentlich auch weniger Gesetze, als Grundsätze aussprechen will, nämlich diejenigen der Erkenntniß und Verehrung Gottes, wie des gesellschaftlichen Zusammenlebens der Menschen, die Grundsätze jüdischer Dogmatik und Ethik. Daher bildet das Zehngebot auch die Grundlage aller politischen, socialen und religiösen Gesetzgebung, ist diese aber nicht selbst. Man ließ sich dabei nur durch die Form verleiten, worin diese Grundsätze verkündet wurden. Aber die Verkennung der sinaitischen Offenbarung ihrem Inhalte, wie ihrer Bedeutung nach ging noch weiter. Man erkannte darin eine Offenbarung Gottes als eines strengen und harten Rachegottes und wollte nun gegensätzlich dazu den neuen Gott sich als einen Gott der Liebe offenbaren lassen."

P. „Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche. Ehe Sie in dieser Auseinandersetzung über den Gott der Rache und der Liebe fortfahren, ersuche ich Sie erst noch Ihre Behauptung von dem Inhalte des Zehngebots als einer Offenbarung von Principien statt Gesetzen genauer und fester zu erhärten. Mir scheint dieselbe noch nicht unumstößlich und über alle Zweifel erhaben zu sein."

B. „Ich bin Ihnen sehr gern zu Diensten, denn auch mir ist es nicht um vage Behauptungen, sondern um die reine und volle Wahrheit zu thun.

Ich gebe zu, daß die Form der zehn Aussprüche am Sinai nur gar zu leicht irre leitet und glauben läßt, daß hier Gesetze vorliegen nach Art der übrigen in den mosaischen Büchern enthaltenen. Aber dennoch kennzeichnet sie die Bibel doch vor den anderen. Sie läßt sie nämlich auf Stein und von dem Finger Gottes geschrieben sein. Selbstredend ist dies eine bildliche Bezeichnung und anthropomorphistisch zu fassen, da sonst der Finger Gottes dessen Körperlichkeit voraussetzen ließe, was dem Begriffe Gottes als Geist widerspricht. Gott kann ebensowenig sichtbar mit dem Finger schreiben, wie vernehmbar mit dem Munde reden. Er vermittelt seine Offenbarungen nur auf geistigem Wege, der Geist Gottes thut es dem Geiste des Menschen kund, oder wie die Bibel sagt: „Gott redet mit dem Menschen." Wenn die Bibel sagt: „Eine Gestalt Gottes habt ihr nicht gesehen, nur eine Stimme habt ihr gehört"; so widerspricht das Letzte dem Ersten, wenn hier von einer organisch articulirten und sinnlich vernehmbaren Stimme die Rede wäre. Am Sinai erkannte ganz Israel die ewige Wahrheit des Zehngebots, welche Gottes Geist dem Menschengeiste offenbarte. Dies heißt denn auch: Diese zehn Aussprüche waren gleichsam vom Finger Gottes

in Stein gegraben, oder mit anderen Worten: sie kennzeichneten sich vor anderen Gesetzen, welche, wie ja so viele in der mosaischen Gesetzgebung dem Wechsel und der Abänderung je nach Orts- und Zeitverhältnissen unterworfen waren, dadurch, daß sie unabänderlich und ewig sind und als solche den Stempel göttlichen Ursprungs an sich tragen. Dies aber können sie nur, insofern sie Principien aussprechen, welche die ewigen Träger der Gesetze sind. Und in der That der vierte Ausspruch vom Sabbat hat nicht einmal die Form eines Gesetzes, sondern spricht in der ursprünglichen Lesart: „Gedenke" auch formel ein wirkliches Princip aus. Das Princip der Anerkennung Gottes als Schöpfers der Welt aus dem Nichts im Gegensatze zu der heidnischen Lehre von der Ewigkeit des Urstoffs, aus welchem Gott die Welt geformt habe. Hieran reiht sich erst später das Gesetz von der Heiligung des Sabbats nach der Lesart: „Beobachte."

Diese heidnische Anschauung von der Schöpfung der Welt aus einem ewigen Urstoffe ist durchaus verwandt mit der materialistischen Anschauung der modernen Philosophie, welche ebenfalls einen vorweltlichen Urschleim annimmt, aus dem sich die Arten der Schöpfung von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer jetzigen Vollkommenheit selbstständig entwickelt haben. Ein solcher Materialismus führt principiel wie faktisch zum Atheismus, zur Gottesleugnung wie Sittenverderbniß. Die Sabbatfeier, welche den Gedanken an Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, anregt und erhält, ist darum mit Recht die tragende Stütze und Säule des religiösen und sittlichen Denkens und Lebens. Der Sabbat ist dies sowohl durch seine symbolische Bedeutung, wie durch sein Gebot der Ruhe von aller weltlichen Arbeit, um den Menschen Gott und seinen seelischen Interessen wiederzugeben.

Auch der erste Ausspruch enthält ein ähnliches Princip von dem Dasein eines einheitlichen, außerweltlichen und persönlichen Gottes, frei waltend und providentiel fürsorgend, der die Welt durch sein Wort schuf und durch sein Gesetz erhält, im Leben der frei handelnden Menschen aber, der Einzelnen wie der Völker, durch seine Vorsehung eingreift. Hieran reiht sich im zweiten und dritten Ausspruche das Princip von dem Ausschluß der Versinnlichung Gottes, sei es durch Uebertragung einer fremden Gestalt auf Gott oder die Uebertragung seines Namens auf falsche Götter.

Vom fünften Ausspruche an sind die Grundsätze des socialen Zusammenlebens der Menschen aufgestellt, welches von der Familie beginnt, im Staatenleben sich fortbildet und in der brüderlichen Vereinigung der ganzen Menschheit gipfelt. Dieses Zusammenleben ist eben dem Menschen zum Unterschiede von der übrigen Schöpfung innerlich nothwendig und charakteristisch. Die Grundsätze dafür lauten: Ehrfurcht vor den Eltern, Heiligung und Sicherung des Einzel-Lebens (Du sollst nicht morden), des Familienlebens (Du sollst nicht die Ehe brechen, d. i. das Familienleben nicht stören) und des Eigenthums (Du sollst nicht stehlen). Zum friedlichen Zusammenleben gehört aber auch, daß diese Güter nicht blos durch die Hand nicht geschädigt, sondern auch durch falsche Rede nicht gefährdet werden (Du sollst nicht Falsches reden wider deinen Nebenmenschen), und daß wie das verlautbarte Wort, so auch die innere Gesinnung des Nebenmenschen ebenso rein und treu befunden werde (Du sollst nicht gelüsten). Diese Principien ewiger Gesetzgebung werden Sie anerkennen und wohl weder behaupten, daß diese durch das Christenthum und die Bergpredigt überholt worden seien, noch je überholt werden könnten."

P. „In der That nicht; diese Auffassung und Darstellung des Zehngebots ist mir neu. Ich will Sie nun in Ihren weiteren Auseinandersetzungen über die Bergpredigt nicht mehr stören, aber mir vorbehalten, auf Ihre Theorie göttlicher Offenbarung zurückzukommen, denn eine göttliche Inspiration der Art beruht auf Täuschung. Was man da Gottes Geist zu nennen pflegt, ist im Grunde der Menschen eigner Geist. Doch ich will Ihren Widerspruch nicht hervorrufen, der uns zu weitläufigen Erörterungen führen und von unserm Gegenstande wiederum ablenken würde. Lassen wir dies also jetzt und kehren zu unserm Gegenstande zurück. Sie begannen auseinanderzusetzen, wie die vermeintliche Darstellung eines Rachegottes in der sinaitischen Offenbarung die gegensätzliche Kundthuung eines Gottes der Liebe in der christlichen Bergpredigt veranlaßt habe."

B. „Die Anschauung vom jüdischen Gotte als einem Rachegotte wurzelt eigentlich in dem Vorzug, welchen man für das Christenthum vor dem Judenthum in Anspruch nimmt. Das Judenthum sollte eben tiefer stehen, als die neue Lehre, welche sich auf Kosten der alten erhob. Sie mußte Neues auch für den Gottesbegriff gelehrt haben, da sonst eine neue Offenbarung und der Name „neue Lehre" nicht gerechtfertigt war. Der Begriff „Rachegott" gehört also mit zu den jüdisch-christlichen Gegensätzen. Von einer Entwickelung der Gotteserkenntniß gibt zwar selbst die Bibel Zeugniß, aber die dortige Feststellung des neuen Gottesbegriffs ist auch der Art, daß darüber nicht hinausgegangen werden kann. Gott spricht nämlich dort zu Moses: „Die Väter Abraham, Isaak und Jacob haben mich nur als „höchste Allmacht" erkannt, mit meinem Namen „der Ewig-Seiende" bin ich ihnen nicht bekannt geworden." Dies ist nämlich die neue Offenbarung an Moses, seine Erkenntniß von ihm.

Die Erkenntniß von der Einheit Gottes, welche den Begriff der höchsten Allmacht in sich schließt, war auch Abraham schon eigen; nur war dies für ihn eine Offenbarung Gottes aus der Natur. Moses Erkenntniß beruht auf einer Abstraction des Denkens und erklärt Gott als den Seienden, aber Unbestimmbaren. Gott ist ihm das Wesen, welches ist, denn die geschaffenen Dinge sind nicht, sie vergehen; aber es ist unbestimmbar, sowohl was, als wie Gott ist. Jede Bezeichnung, selbst die Allmacht, ist eine Beschränkung des göttlichen Wesens, denn Gott ist nicht blos allmächtig, sondern er ist Alles, was ist. „Ich bin, der ich sein werde,“ sagt Gott von sich, — das Wesen, welches ist, war und sein wird, der Ewige und Unveränderliche.

Diese „Einheit“ Gottes schließt den Begriff eines bösen, eines „Rachegottes,“ aus, welcher ausschließlich im Heidenthum und vorzüglich in den dualistischen Religionen desselben wurzelt. Denn dort ist das gute und böse Princip gegensätzlich und in verschiedenen Göttern getrennt gehalten; der eine Gott vertritt principiel und ausschließlich das Gute und die Liebe, der andere in gleicher Weise das Böse, die Rache. Der „einheitliche“ Gott des Judenthums aber schließt das Böse und die Rache geradezu von sich aus und ist nur die Liebe und bleibt sie als der Unveränderliche in Ewigkeit fort. Das Judenthum trat damit sogar in direkten Gegensatz zum Heidenthum und erklärte die Welt als einen Ausfluß, eine Schöpfung der göttlichen Liebe, die als solche vollkommen gut, nicht ein Ort der Qual und des Jammers, sondern ein Garten der Lust und Freude, ein Paradies ist. Das Heidenthum dachte sich seine Götter menschlich, mit menschlichen Eigen- und Leidenschaften. Darum fehlte ihnen auch der Zorn und Rachedurst nicht, der nach Menschenart auch befriedigt und besänftigt wurde: durch Geschenke und Opfer, und

zwar besonders blutiger Art, weil rohe menschliche Zornesaufregung sich auch in der Regel nicht anders legt, als beim Anblick des gegnerischen, feindlichen Blutes. Gott aber spricht zu Moses: Wenn du, o Mensch, auch in deiner Schwäche und Kurzsichtigkeit meine Waltung nicht begreifst, so wisse doch, daß ich in Allem, was dir begegnet im Leben, nur meine Liebe und meine ganze Liebe an dir vorüberführe (Exod. 33, 19.) Und weiter: Gott ist Gott d. h. immer die Liebe; Lohn wie Strafe, Glück wie Unglück, Alles sind Ausflüsse seiner Gnade und Liebe. Gott ist darum gnädig, barmherzig, langmüthig, voll Liebe und Wahrheit, der die Liebe Tausenden bewahrt, der Schuld, Fehl und Sünde vergibt (Das. 34, 6). Dies ist der Gott des Judenthums, dessen Erkenntniß das Christenthum aufnahm und den Heiden als einen neuen, christlichen predigte, den selbst das Judenthum nicht gekannt habe. Ueber den jüdischen Gottesbegriff hinaus gibt es keinen höheren, er ist der absolut wahre. Der jüdische Gott ist der Gott der Liebe, schon weil er der einheitliche Gott des Universums und aller Menschen ist. Er kann als Rachegott, als lediglich strafender und vernichtender Gott, nicht uneins mit sich werden und gleichsam gegen sein eignes Fleisch, sein Werk und seine Schöpfung wüthen. Er kann als Gott der Liebe, der gute Gott, als den er sich in der Schöpfung kund thut, sich nicht selbst widersprechen und gleichzeitig als Gott des Zornes, als das böse Princip, auftreten."

P. „Aber worin meinen Sie denn, daß die Ideen des Zornes und der Rache wurzeln, welche man dem jüdischen Gottesbegriffe zuschreibt? Es müssen sich doch auch Anhaltspunkte dafür in dem Zehngebot finden."

V. „Ich sagte schon, daß man christlicherseits den jüdischen Gottesbegriff auf das Niveau des Heidenthums herabdrückte,

über welches man erst das Christenthum erhaben glaubte. Die Bibel enthält zwar auch rachedurstige Aussprüche in Stellen, wo Menschen den individuellen Gefühlen freien Lauf lassen. Für diese sind die allgemeinen Grundprincipien der Religion ebenso wenig verantwortlich zu machen, wie wenn ein Einzelner heute noch in leidenschaftlicher Aufregung den Ausdruck seines Mundes nicht meistert, oder im Gebete seinem gepreßten Herzen Luft macht. Auch ähnliche Ausdrücke von Gott sind entweder nur dem Genius der Sprache zur Last zu schreiben oder bildliche Ausdrücke. Ausdrücke aber wie „Gottes Zorn, Eifer, Strafgericht“ haben selbst dem Gott der Liebe gegenüber volle Berechtigung. Sie sind Folgerungen der „göttlichen Gerechtigkeit,“ welche selbst dem Gott der Liebe und Gnade nicht fehlen darf. Denn die Begriffe von „Gnade“ und „Gerechtigkeit“ decken sich in Gott; Gottes Gnade beruht nicht wie bei Menschen auf Willkür und Laune, sondern ist eine Forderung der Gerechtigkeit, und seine Gerechtigkeit ist nicht ein Ausfluß seines Zorns, sondern der Liebe. Gott übt Gerechtigkeit aus Liebe, um wohlzuthun und zu bessern, um die Herrschaft des Guten zu bewirken und zu befestigen; die ungerechtfertigte Nachsicht gegen den Sünder, das Abstehen von der Strafgerechtigkeit, die Zuwendung unverdienter Gnade und Milde würde Gleichgültigkeit gegen die Herrschaft des Guten, die Unterstützung des Bösen voraussetzen und — ungerecht sein. Nicht minder aber würde auch die Uebung von Strafgerechtigkeit, welche der Liebe entbehrt und und eine Folge leidenschaftlicher Aufregung und Zornesaufwallung ist, dem Begriffe göttlicher Gerechtigkeit widersprechen. Die Anwendung von Strafe, wie das Maaß derselben darf die Liebe zum Sünder nicht außer Augen lassen, muß ihn durch die Strafe vom Wege der Sünde und des Verderbens zurückführen, aber

ihn nicht verderben wollen. In Entbehrung der Gerchtigkeit hört also die Liebe auf, Liebe zu sein, wie die Gerechtigkeit in Entbehrung der Liebe keine Gerechtigkeit mehr ist. Von „Zorn“ und „Rache“ läßt sich also bei Gott nicht anders reden, als im bildlichen Sinne, in Wirklichkeit nicht. Gericht übt er, um gerecht zu sein, und um gerecht zu sein, kann sein Gericht nicht der Liebe entbehren.

An derselben Stelle, wo die Liebe gezeichnet ist und von ihm gesagt wird: „er vergibt Schuld, Fehl und Sünde,“ heißt es auch: „Aber er läßt den Schuldigen nicht ungestraft; er gedenkt der Schuld der Väter bei den Kindern bis in das dritte und vierte Geschlecht.“ Aehnlich heißt es auch im zweiten, oder, wie christlicherseits gezählt wird, im ersten Ausspruche des Zehngebots, — je nachdem man das Verbot der Abgötterei als einen besondern Ausspruch oder zum ersten von der Anerkennung des „einen Gottes“ zählt. Dort heißt es: „Der Herr ist ein eifervoller Gott, welcher der Schuld der Väter den Kindern und Enkeln gedenkt bis in das dritte und vierte Geschlecht, dann nämlich, wenn sie mich hassen, und welcher Liebe übt an Tausenden, so sie mich lieben und meine Gebote halten.“ Man hat hierin eine deutliche Zeichnung des göttlichen Zornes und Rachegeistes zu erkennen vermeint, der nicht befriedigt ist mit der Bestrafung und Vernichtung des Sünders, sondern dafür auch noch die folgenden Geschlechter, Kinder, Enkel und Urenkel, heimsucht und verfolgt. Mit einer solchen Auslegung glaubte man denn auch die Gegensätzlichkeit des Christenthums gerechtfertigt, dessen Gott nur Liebe und Gnade athmet, nicht die Sünder bestraft, sondern ihnen verzeiht, und einer solchen Anschauung verdankt die Bergpredigt ihre Entstehung. Dieser aber schwindet der Boden der Berechtigung unter den Füßen, weil die Voraussetzung und

Schrift-Auslegung, worauf sie als Basis ruht, eine irrige und falsche ist. Denn selbst im Neuen Testamente fehlt die Anschauung und Lehre von der Bestrafung der Sünder nicht, wie Aussprüche der Art beweisen: „Der Baum, welcher keine Früchte trägt, wird umgehauen und in's Feuer geworfen.“ Auch wird das göttliche Gericht geschildert als ein Tag des „Zitterns und Zähneklapperns.“ Ebenso hat darin ja die katholische Lehre von Fegefeuer und der ewigen Verdammniß ihren Grund. Es ist ja auch nach rationellen Gründen gerechtfertigt, daß der Sünder nicht straflos ausgehe. Aber welcher Sünder? Derjenige, welcher unwissend, oder auch mit Schuld gesündigt, aber seine böse That bereut? Nein. Die Stellen der Bibel kehren ja überall wieder, wo Gott langmüthig und nachsichtsvoll die Sünder wieder zu sich ruft, zur Umkehr auffordert, sie ermahnt, nur vom Bösen abzulassen, denn eines Andern bedürfe es nicht, um ihnen seine Gnade zuzuwenden, ihnen die böse That zu vergeben, das Geschehene zu vergessen und sich wieder mit ihnen gänzlich zu versöhnen. Ihnen, Hr. P., ist ja die Bibel geläufig genug, um nicht die einzelnen Stellen namhaft machen zu müssen. Gott straft eben nur den schuldigen Sünder, denjenigen, welcher bei seiner Sünde beharrt, seine Kinder darin erzieht und so das Böse, die Sünde und das Laster bis in das dritte und vierte Geschlecht gleichsam großzieht und vererbt. So wird auch der erklärende Zusatz verständlich: „Dann nämlich, wenn sie mich hassen,“ d. h. so die folgenden Geschlechter den Sünden der Väter anhangen und dieselben Wege des Lasters gehen. Dann also nur erfolgt Strafe. Nicht aber ist gesagt, daß Gott die schuldlosen Kinder und Enkel für die Sünden der bösen Väter leiden lasse. Im Falle ihrer Schuld, welche natürlich eine Folge von der Schuld der Väter ist, fordert Gottes Gerechtigkeit, daß

er gegen sie einschreite, um das Böse nicht erblich auf Erden werden und die Herrschaft des Guten gänzlich unterdrücken zu lassen. Auch geschichtlich zieht sich diese Ansicht durch das jüdische Alterthum. Denn dem vorsündfluthlichen Geschlechte wird eine Frist von 120 Jahren, gleich vier Geschlechtern, bewilligt, nach welcher Gottes Strafgerechtigkeit einschreiten müsse (Genes. 6, 3.) Ebenso wird Abraham geweissagt, daß seine Nachkommen fremden (ägyptischen) Druck unschuldiger Weise zu erdulden haben würden, aber doch nicht länger als vier Geschlechter hindurch; dann würde Gottes Gerechtigkeit sühnend und helfend einschreiten (Das. 15, 16.) Es liegt also auch jenem Ausspruche die Ansicht zu Grunde, daß Gott selbst mit den sündigenden Vätern noch Nachsicht üben könne, um zu sehen, ob die folgenden Geschlechter vielleicht aus sich selbst den bösen Weg der Väter meiden und das Gute thun. Erst, wenn er sieht, daß auch diese ihn und sein Gebot hassen und wie die Väter den Weg der Sünde wandeln, dann gedenkt er ihnen der Schuld der Väter. Er muß strafen, das fordert seine Gerechtigkeit; aber er übt Nachsicht bis in das dritte und vierte Geschlecht und straft da noch mit Milde, weil er „gedenkt, daß die Kinder und Enkel durch die Schuld der Väter so handeln." Wir sehen also, Hr. P., die gewöhnliche Auslegung dieser Schriftstelle beruht auf einer vollständigen Mißdeutung und gibt so wenig Veranlassung, darin einen Ausspruch von Gottes „Zorn und Rachegeist" zu finden, daß sie überall, nach welcher Seite wir sie auch wenden, umgekehrt die göttliche Liebe athmet. Wenn Gott hier eifervoll genannt wird, so ist diese Bezeichnung darum auch weit entfernt, auf seinen Racheeifer und leidenschaftlichen Zorn hinzudeuten, sondern es wird damit Gottes Eifer bezeichnet, womit er aller Orten und Zeiten für das Gute ein- und dem Bösen entgegentritt; der Art, daß seine Heimsuchung

der Bösen nur als eine Folge seines Eifers für das Gute aufzufassen ist. Selbst in den Beweisen der Liebe ist Gott darum nicht ungerecht, sondern er hat auch hierbei die Förderung des Guten zum Zwecke. Das Maaß seiner Liebe übersteigt wohl das Maaß seiner Strafgerechtigkeit; Gott gedenkt des Bösen bis in das vierte Geschlecht, aber lohnt das Gute an Tausenden. Indeß auch nur dann, so sie Gott lieben und seine Gebote wahren. Nicht also, so die folgenden Geschlechter Sünder sind und von den Wegen der Tugend, der Gerechtigkeit und Sittlichkeit abweichen. Auch hier verfolgt demnach Gott die Förderung des Guten und bezweckt sein Liebes-Eifer die Stärkung von dessen Herrschaft auf Erden."

P. „Ihre Schriftauslegung hat Vieles für sich und die darauf gebaute Vertheidigung des Judenthums ist sehr geschickt. Ich gestehe Ihnen dies ein, insofern es sich bei Ihrer Auffassung von Gottes Strafgerechtigkeit auf Erden handelt; aber ich glaube den Vorzug des Christenthums in seiner Lehre über Gottes Liebe beim jenseitigen Gottesgerichte darthun zu können. Indeß führt uns dies jetzt wieder von der Besprechung der Bergpredigt ab. Diese beurtheilte die von Ihnen angeführte und erklärte Schriftstelle des zweiten Ausspruchs oder eigentlich des ersten, wie ich sagen muß, darum als eine Hindeutung auf den göttlichen Zorneseifer, weil ja auch, im Einverständnisse mit anderen Schriftstellen, die Vorbereitungen zur Offenbarung des Zehngebots Gott als einen Donnerer schildern, dem man ohne Gefahr nicht nahen könne, und vor dem das Volk auch bebend zurückschrickt und zurückweicht."

B. „Die Bergpredigt weiß wohl nichts von einer solchen Auffassung; ihre Erklärer haben nur danach gesucht, und „wer sucht, wird finden," ist ja ein Ausspruch des Neuen Testaments.

Gott wird nicht als ein Donnerer dargestellt im Sinne eines polternden, zürnenden und eifernden Gottes, sondern die Schilderung beabsichtigt, wie viele andere der heiligen Schrift, Gottes Erhabenheit in der Natur zu zeichnen, auch diese als eine Offenbarung Gottes hinzustellen, und als eine Quelle der Erkenntniß von seinem Dasein, seiner Allmacht, seiner Weisheit und Güte, seiner Gerechtigkeit und Liebe zu empfehlen, wie sein offenbartes Wort. Auch in der Natur redet Gott laute Reden, seine Thaten sind seine Worte. Wer nur ein Ohr hat, sie zu hören und zu verstehen! Auch hier zeigt sich Gottes drohender Finger, um den Sünder zu erschrecken, wie bei dem ewig unwandelbaren Gesetze, welches sein Finger eingegraben hat. Die Bibel tritt ja selbst der von Ihnen angedeuteten falschen Auslegung entgegen (Ex. 20, 20). „Ihr braucht euch nicht zu fürchten,“ sagt Moses dem erschreckten Volke, „Gott will nur, daß ihr nicht sündiget.“ Nicht also der Rachegott soll hier geschildert werden, sondern der Gott der Liebe ruft dem Sünder warnend zu: „Laß ab von der bösen That, denn sie schädigt nicht blos dich, sondern auch die folgenden Geschlechter; thu' Gutes, denn Tausende genießen mit dir den daraus sprießenden Segen.“

Ueberhaupt widerspricht die Eigenschaft der Rache schon dem Begriffe Gottes als Geist. Weil Gott im Judenthum nicht körperlich gedacht wird, sind auch alle körperlichen Eigen- und Leidenschaften von ihm ausgeschlossen, und „Zorn,“ „Rache,“ beruhen jedenfalls in leiblicher Beschränktheit und in der Wallung leidenschaftlicher Aufregung, deren man nicht Herr werden kann. Dem Gotte des Judenthums sind „Zorn und Rache“ durchaus fremd und fern, und man könnte sagen, daß man christlicherseits ihm diese Eigenschaften angedichtet hat, sowohl um das Judenthum und seinen Gott auf die erniedrigende Stufe des Heiden-

thums herabzudrücken, als weil man in der eignen heidnischen Religion gewohnt war, Gott menschlich zu denken, sowohl ihn in menschlicher Gestalt, wie in menschlichen Eigen- und Leidenschaften vor- und darzustellen".

P. „Ich muß Ihre Vertheidigung des Judenthums um so geschickter nennen und mit um so größerer Bewunderung anerkennen, als Sie jetzt den Spieß umzudrehen scheinen und dem christlichen Gottesbegriffe die Eigen- und Leidenschaft des Zorns und der Rache zuschreiben. Nicht also daß der Gott der Juden, sondern der Gott der Christen der Gott des Zorns und der Rache sei; nicht daß der christliche Gottesbegriff, sondern der jüdische der höhere sei."

B. „So ist es in der That, mein lieber Hr. P. Es thut mir leid, Ihnen diese Enttäuschung bereiten zu müssen. Mein Trost und meine Rechtfertigung ist, daß ich eine solche nicht provocirt habe. Wenn Sie mich zur Offenlegung meiner Ansichten nicht drängen, so will ich Ihnen in der That die Meinung von dem höhern Standpunkte des christlichen Gottesbegriffs nicht nehmen, worin Sie bis jetzt Befriedigung und Beseligung gefunden haben. Nichts hält mich dazu an, Sie über Ihr Christenthum zu belehren; es sei denn, daß Sie es wünschen. Nur zur Widerlegung falscher Anschauungen über mein Judenthum hielt ich mich verpflichtet."

P. „Nein, Hr. B. Obgleich ich nicht erwarten kann, durch Sie eines Andern und Bessern über mein Christenthum belehrt zu werden, ist es mir doch interessant, Ihre Ansichten darüber kennen zu lernen. Aber ich wünsche auch auf diesen Gegenstand zurückzukommen, wie auf einige andere, deren Besprechung im Verlaufe unsrer Unterhaltung angeregt wurde. Jetzt möchte ich

die weiteren Auseinandersetzungen über die Bergpredigt nicht unterbrochen sehen."

B. „Ich bin Ihnen um so lieber zu Willen, Hr. P., als ich nunmehr in der angenehmen Lage bin, auch eine vortreffliche Seite der Bergpredigt hervorheben zu können; nämlich den universellen, geistigen Charakter derselben. Es läßt sich nicht leugnen: sie urgirt diese Seite der Gesetzgebung und sucht darin einen Vorzug der neuen Lehre vor der alten kundzuthun. Die mosaische Gesetzgebung ist auch beschränkt, sowohl in nationaler, wie örtlicher und zeitlicher Beziehung. Es ist sogar zum Theil richtig, wie Paulus thut, das alte Gesetz einen Zuchtmeister für die universelle neue Gesetzgebung zu nennen und demselben eine vorbereitende Stellung, eine erziehliche Bedeutung für die höhere geistige Stufe der principiellen Erkenntniß und des selbstbewußten sittlichen Lebens zu geben. Aber diese Seite des Judenthums hatte die mosaische Gesetzgebung von Anfang an, ist in den Propheten sogar gegensätzlich hervorgetreten, aber in Jesu und des Christenthums Wirksamkeit und Lehre weder zuerst erkannt und gepredigt, noch vollständiger und allgemeiner erreicht und verwirklicht worden, als in den Zeiten der Propheten und durch dieselben. Die Verallgemeinerung einer solchen Erkenntniß und die Verwirklichung eines solchen Strebens wird Aufgabe aller Zeiten und auch der Zukunft nach uns bleiben. Ich gebe Ihnen also hier den hohen Standpunkt der Bergpredigt zu, aber er ist kein höherer, als derjenige des Judenthums von Anfang an, und die hervorgekehrte neue Seite der Lehre ist im Grunde keine neue Lehre, sondern der bereits von den Propheten gepredigte, und auch von Moses nicht ausgeschlossene Universalismus des alten Judenthums. Moses nämlich ist Gesetzgeber, nicht ein solcher, welcher nach Art der alten despotischen Herrscher seine

Gesetze von Laune und Willkür dictiren läßt, sondern sie auf unwandelbare Principien geistiger und ewiger Wahrheiten basirt."

Man sieht gewöhnlich die Sache falsch an, wenn man das Leben der aus Aegypten entführten israelitischen Familien — denn eine gesonderte Nation bildeten sie damals noch nicht, und von einem eigenthümlichen, nationalen Leben konnte bei ihnen auch noch keine Rede sein — zur tabula rasa macht und diese, wie die Tafeln des Zehngebots, mit Verwischung alles Bestehenden, neu beschreiben läßt. Alle Existenzen ruhen auf einer Vergangenheit, welche sie nie vollständig verleugnen können, und so auch das Leben einzelner Menschen wie ganzer Familien und Nationen. Auch Moses vermochte das neue, israelitische Nationalleben nicht von seiner frühern Vergangenheit gänzlich loszulösen. Er scheint zwar die Absicht gehabt zu haben, wie er dies durch die langjährige Absonderung Israels in der Wüste und die Aufziehung einer neuen aus sich selbst aufgewachsenen und durch ihn erzogenen Generation bekundet; aber die Anschaunngen und Gewohnheiten des frühern, patriarchalischen Lebens, wie des Zusammenlebens mit den kanaanitischen und ägyptischen Völkerschaften, endlich der Einfluß des allgemein menschheitlichen Lebens und der übrigen Weltzustände, machten sich auch bei den veränderten Orts- und Zeitverhältnissen Israels geltend und waren von Moses für seine neue, politisch- und social-religiöse Schöpfung unter Israel nicht zu übersehen. Moses hat demnach politisch- und social-religiöse Elemente vorgefunden, auf welche er das neue Leben Israels fortbauen mußte, weil die sofortige Entfernung des vorhandenen aus dem Menschen- und Völkerleben niemals thunlich ist. Zu diesen vorgefundenen Elementen des israelitischen Familienlebens gehörten: Polygamie, Schwagerehe, Blutrache, Sclaverei, Opferdienst, Geburtspriesterthum. Ich

führe nur diese beispielsweise an; ihre Zahl läßt sich vermehren. Diese standen geradezu in Widerspruch mit Moses' Ideen, und dennoch konnte er die Verwirklichung seiner Ideen nicht sofort an die Stelle der vorgefundenen Lebenseinrichtungen und -Anschauungen setzen. Er konnte sie nur umformen, um ihre Härten vorläufig zu mildern und ihre spätere Entfernung allmälig vorzubereiten. So hat er die Monogamie als Ideal empfohlen, aber die Polygamie als zulässig noch bestehen lassen und gestatten müssen. Für die Principien des mosaischen Judenthums läßt sich daraus natürlich kein Vorwurf über die Anschauungen in Betreff der Ehe und die Stellung der Frauen folgern. Diese stehen hoch genug, aber die Wirklichkeit des israelitischen Lebens reichte damals noch nicht sofort an sie heran. Aehnlich verhält es sich mit der Schwagerehe. Sie ist keine ausschließlich israelitische Institution, denn sie findet sich auch bei anderen Völkern des Orients, oder gehört doch schon der Patriarchenzeit an. Moses fand sie also vor, aber sie widersprach seinen idealen Anschauungen von der monogamischen Ehe, weil sie die Zulässigkeit sowohl der Zwangsehe wie der Polygamie bedingt. Sie war zu tief eingelebt in die gewohnten Anschauungen des Volks, um sie sofort aufheben und beseitigen zu können. Die Rücksicht auf ein polygamisches Verhältniß drängte ihn auch nicht dazu, weil dies ohnehin gestattet war. Nur dem Zwangsverhältnisse trat er entgegen und gab dem verwittweten Weibe ihr Einwilligungsrecht zurück. Der Mann sollte zur Ehelichung verpflichtet sein, so die verwittwete Schwägerin darin willigte, oder ihn gar darum anging; das Weib nicht. Der Mann unterlag daher auch einer beschimpfenden Ceremonie seitens des Weibes; diese aber nicht seitens des Mannes. Moses erwartete die vollständige Aufhebung der Polygamie wie der Schwagerehe von

dem civilisatorischen Einflusse der Zeit, und er hat sich darin nicht getäuscht; es ist so gekommen.

Aehnliches läßt sich von der Blutrache sagen. Diese reicht auf die Zeiten des hohen Alterthums zurück, wo es eine öffentliche, gemeinsame Rechtspflege noch nicht gab. Jeder Einzelne im Volke hatte sich selbst Recht zu verschaffen, wo er das seinige verletzt glaubte. Mit dem Faustrecht, der Lynchjustiz verhält es sich gerade so. Wenn deren Spuren heute noch sichtbar sind, so ist es nicht zu verwundern, wenn Moses bei dem Mangel an allem öffentlichen Leben und bei der Forterhaltung der überkommenen patriarchalischen Zustände die Blutrache noch vorfand und um so eher gezwungen war, sie fortbestehen zu lassen, als sie im Leben südlicher und heißblutiger Völker heute noch fortbesteht. Aber ihren bösen und gefährlichen Einfluß suchte er auch hier durch Einrichtung von Asylstädten für den unschuldig Verfolgten zu mildern. Es kam ja eben nur darauf an, für die ersten Momente der Aufregung die Verfolgung und eigenmächtige Vergeltung unmöglich zu machen; bei nachherigem gerichtlichen Rechtsverfahren konnte man alsdann schon auf vollständige Beruhigung der Gemüther rechnen.

Den Opferdienst nahm Moses auch auf. Bei ihm aber haben die Opfer nicht, wie im Heidenthum, reale Bedeutung, sondern symbolische. Die Opfer werden im mosaischen Cultus nicht dargebracht, um Gott reale Geschenke zu geben, sei es seinen Zorn zu besänftigen, oder seine Gnade sich zuzuwenden und zu erhalten; sie sind vielmehr symbolische Handlungen, sichtbare Ausdrücke für geistige Gedanken, wie die Worte des Gebets hörbare Ausdrücke dafür sind. Israel war an diese Art des Gottesdienstes, blutige Opfer nämlich, in Aegypten wieder gewöhnt, denn bei den Patriarchen kommen Thieropfer nicht vor.

Die wenigen Beispiele, welche bei Abraham dafür zu sprechen scheinen, sind keine Thieropfer zu cultuellen, sondern symbolischen Zwecken. Wie die Opfer, so haben folgerichtig nun auch das öffentliche Heiligthum und der abgesonderte Priesterstand nur einen provisorischen Charakter. Ideal war für Moses das demokratische Priesterthum des ganzen Volkes, der Art, daß das Haus der Tempel, der Tisch der Altar, Jedermann ein Priester und das Leben der Gottesdienst sei. „An jeglichem Orte, wo ich meines Namens gedenken höre, komme ich zu Dir, Dich zu segnen.“ „Ihr sollet mir ein Priesterreich sein.“ Diese und andere sind die betreffenden Aussprüche darüber. Die Einsetzung eines gesonderten Priesterstandes war aber eine vorläufige Nothwendigkeit, welche erst von der spätern Geschichte nach langen und heftigen Kämpfen zwischen Saducäern und Pharisäern, den Vertretern des aristokratischen und demokratischen Priesterthums, überwunden und beseitigt wurde.

Die politische Verfassung sollte daher auch nach Moses Idee die Republick auf theokratischer, nicht hierarchischer Grundlage sein. Denn nicht, daß der von ihm so hoch gestellte Priesterstand Gewalt ausgeübt hätte; weltliche Herrschaft war ihm nicht gegeben, Unterjochung der Staatsgewalt durch die priesterliche ganz unmöglich. Der mosaische Priesterstand war machtlos, ohne Eigenthum und Besitz, in Abhängigkeit vom Volke gestellt. Theokratisch bedeutet nur, daß Gott und seinem Gesetze absoluter Wahrheit und Gerechtigkeit die Herrschaft gebüre. Und trotz dieser idealen Anschauung forderten auch hier wieder praktische Rücksichten zur Nachgiebigkeit auf, indem die Möglichkeit eines Königthums offen gelassen wurde; nur daß auch hier die theokratische Grundlage des Staatslebens gewahrt werden müsse. Das Gottesbuch müsse leitendes Gesetz für den israelitischen

König werden; er solle kein willkürlicher und luxuriöser Gewaltherrscher nach Art der Despoten anderer Länder und Völker sein; auch keine Kriegsmacht zur Unterdrückung eigner oder fremder Volksrechte unterhalten, Kriege zu Eroberungszwecken nicht führen."

P. „Ich habe Sie mit Bewunderung angehört, weil Ihre ganze Auseinandersetzung einen auffallenden Beleg zu den Institutionen unsrer heiligen Kirche gibt. Sie beweist die Nothwendigkeit eines gesonderten Priesterstandes, wie der obersten Herrschaft der Kirche als der unfehlbaren Verkünderin ewig wahrer und absolut gerechter Lehren und Gesetze, sei es daß die Kirche durch den Mund ökumenischer Concile, einer Versammlung sämmtlicher Bischöfe der Welt, oder des päpstlichen, unfehlbaren Oberhauptes redet. Nach Ihrer Darstellung erscheinen die Einrichtungen sowohl als eine Nachahmung alttestamentlicher Vorgänge, wie als eine Folgerung faktischer Weltzustände, welche bis heute dieselben geblieben sind, wie ehemals, und von der durch Moses geträumten Idealität heute noch ebenso weit entfernt sind, wie damals."

B. „Sie kommen mit Ihren unterbrechenden Zwischenfragen dieses Mal der Entwickelung meiner Gedanken entgegen, Hr. P.; ich gehe daher um so lieber auf deren sofortige Beantwortung ein. Die Empfehlung Ihrer katholischen Anschauung von der obersten Herrschaft der Kirche rechtfertigt die Stellung, welche Moses seinem Volke Israel gegenüber einnahm. Er war nämlich ebenso Führer und Gesetzgeber, wie Rathgeber und Lehrer. Das Leben, wie die ganze Entwickelung und Bildung des Menschen, des Einzelnen wie der Völker, beruht auf geschichtlicher Ueberlieferung und Autorität. Ohne diese müßte eder Mensch wieder von den Uranfängen der Menschheit beginnen,

und es wäre nicht nur an ein Weiterkommen und an eine Fortentwickelung nicht zu denken, auch die Benutzung des Bestehenden und Erworbenen wäre nicht möglich. In physischer wie in geistiger Beziehung wurzelt das Leben des Menschen in der Vergangenheit, von welcher sich sowohl seine Existenz wie seine Fortentwickelung nicht loslösen kann. Der Unterricht des Kindes im Hause wie in der Schule ruht auf Autorität. Die Mittheilung der Eltern und Lehrer ruht für das Kind auf autoritätsmäßiger Annahme; es prüft noch nicht, es glaubt. Und wie sein Denken, so ruht auch sein Handeln auf autoritätsmäßiger Mittheilung, auf Vorschrift; es bedarf dafür des Gesetzes."

P. „Es ist mir sehr interessant, zu hören, wie Sie den „Glauben" rechtfertigen. Nach Ihrer Darstellung und Auffassung bedarf der Mensch des Glaubens nicht blos für den Himmel, sondern auch für die Erde; nicht blos das kirchliche, auch das weltliche Leben beruht darauf."

B. „Sie verzeihen, wenn ich Ihre Schlußfolgerung berichtige; Sie mißverstehen, um nicht zu sagen: mißdeuten mich. Der kirchliche Glaube ist etwas ganz Anderes, als was ich darunter verstehe und damit habe sagen wollen. Die Kirche faßt darum auch den Glauben anders auf, als die Synagoge. Wenn ich auch sagte: Das Kind nimmt Alles erst auf Glauben an und prüft nicht, so ist damit das Recht zur Prüfung und die Möglichkeit derselben nicht ausgeschlossen. Es wird damit nicht behauptet, daß dem Kinde Mittheilungen gegeben werden, welche dem Verstande nicht zugänglich sind, und von ihm nich erfaßt werden können. Und so lehrt auch das Judenthum nicht Dinge, welche ausschließlich geglaubt und nicht begriffen werden können; im Gegentheil das Judenthum ruht auf Erkenntniß

und fordert sie; es will nicht blinden Glauben, es will Forschung. Es unterscheidet sich auch darin, daß es diese Forschung und dieses Wissen nicht als ausschließliches Eigenthum und vorrechtlichen Besitz einer bevorzugten Priesterklasse erklärt, sondern Jeglichem zur Pflicht macht. Ja es hat nicht einmal ein Wort für „Glauben," sondern es wird dieses geradezu als „Wissen" erklärt (Hosea 2, 22) oder hat die Bedeutung „Vertrauen" (Genes. 15, 6). Dinge übrigens, welche der Erforschung und Cognition des Menschen entzogen sind, wie das Wesen Gottes und der Unsterblichkeit, darüber fehlt auch jede weitere Mittheilung und Offenbarung. Das Judenthum ist weit entfernt, hierüber bindende Glaubenssätze aufzustellen. Ganz anders im Christenthum, welches gerade den Himmel und das Leben darin zum Mittelpunkte seiner Lehre macht, auch nicht das Leben des Menschen auf Erden, sondern im Himmel als Bestimmung seines Daseins und Strebens erklärt, — gerade das, was sich aller Forschung und Erkenntniß des Menschen entzieht. Dieses ist darum auf „Glauben" hingewiesen. Die christlichen Offenbarungen und Lehren beruhen nicht auf Erkenntniß des Verstandes; — sie lassen sich nicht begreifen; sondern ihr Inhalt ist Mystik und Glaubenssache; es tritt damit bindend für Jedermann auf und schließt sogar die Forschung und Prüfung aus. Das Christenthum faßt also Glaube wie Autorität ganz anders."

P. „Sie geben also zu, daß dem Judenthum der Unsterblichkeitsglaube als dem Bereiche des Jenseits und des Glaubens angehörig, dagegen der Erkenntniß und dem Begreifen des Verstandes nicht zugänglich, fremd ist, ja principiel fremd sein muß, und räumen hiermit dem Christenthum einen großen Vorzug ein, welches den tröstlichen Unsterblichkeitsglauben an die Spitze seiner Lehren gestellt und die Erwartungen im jenseitigen Leben

zum Mittelpunkte seiner Offenbarungen für die gedrückte und erlösungsbedürftige Menschheit gemacht hat. Außerdem widersprechen Ihre vorherigen Behauptungen der Geschichte des Christenthums. Die Forderung des Glaubens seitens der Kirche hat dem Geiste des Menschen so wenig die Wege der Forschung verschlossen, daß gerade die Kirche eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ausschließlich die Trägerin der Wissenschaft geworden ist. Die Fürsten der Kirche waren ihre Beschützer, die Diener der Kirche ihre Pfleger und die Räume der Kirche ihre Zuflucht. Die übrige Welt stand der Wissenschaft so fern, daß diese außerhalb der Kirche und Klöster keine, oder doch keine sichere Stätte hatte. Die Männer und Räume der Kirche, als geheiligt und unantastbar, haben allein die Schätze der Wissenschaft gerettet, welche ohne diese im kriegerischen Getümmel der Welt und barbarischen Treiben der Menschen zweifellos gänzlich oder zum großen Theil verloren gegangen wären. Einen großen Theil dieser Schätze bergen sogar heute noch die Klosterbibliotheken. Auch können sie nicht wahrhalten, daß die Wissenschaft seitens der Kirche ausschließlich als ein Eigenthum ihrer Diener und eines gesonderten Priesterstandes mit Beschlag belegt und gepflegt, der übrigen Welt aber vorenthalten worden wäre; der wissenschaftliche Unterricht ist an den gelehrten und Hochschulen hauptsächlich von den Geistlichen ertheilt worden, und an den niederen Volksschulen ist heute noch, nicht blos der Religions-, sondern mit wenigen Ausnahmen aller Unterricht der Leitung und Aufsicht der Kirche unterstellt."

B. „Das Verhältniß, welches das Judenthum zu der Unsterblichkeitslehre einnimmt, ist zwar mit Recht von Ihnen hier in Erwägung gezogen; erlauben Sie mir indeß, daß ich später darauf zurückkomme. Schon jetzt mögen Sie aber die Versicherung

hinnehmen, daß der dabei dem Christenthum vindicirte Vorzug schwerlich wird aufrecht erhalten werden können. Die Beweise bleibe ich Ihnen einstweilen schuldig; die Versicherung gebe ich Ihnen auf Glauben. Ich sehe Sie zwar kopfschüttelnd den Glauben von sich weisen; aber dieser Glaube ist ja keine Zumuthung an den Verstand und das Begriffsvermögen, sondern nur an Ihre Geduld und Nachsicht. Ich wünsche nur zuerst Ihre nicht ungeschickte Vertheidigung der Kirche in Ihrem Verhältnisse zur Wissenschaft zu besprechen.

Es ist nicht unwahr, daß die Kirche Verdienste um die Wissenschaft hat. Die Sache ist auch zu natürlich, da im Alterthum alle Wissenschaft, die heilige wie profane, in den Händen der Priester war und von der Religion ausging. So war es im indischen und ägyptischen Alterthum, bei arischen wie semitischen Völkern. Schon Abram, der als Bramine — worauf sein Name und auch wohl die Schrift hindeutet, welche seinen ursprünglichen Namen Abram im Gegensatz zu Abraham betont, — von dem arischen Hochgebirge in die westlichen Niederungen Asiens herabkam und seine Wanderungen bis nach Aegypten ausdehnte, suchte geistige Erkenntniß und sittlich gehobenes Leben unter alle Schichten der Menschheit zu verbreiten. Die kastenartige Absonderung der herrschenden Stände, der Priesterkaste obenan, führte natürlich zur Unterdrückung der anderen Stände und Menschenklassen. Abram, der Stammvater Israels und der erste Stifter des Judenthums, wurde ihr Lehrer und Befreier und legte damals schon Zeugniß für den Grundsatz ab: Die Wissenschaft macht frei. In Aegypten, dem Lande der Kastensonderung und Priesterherrschaft, wurde Israel selbst mit unterdrückt. Moses wurde dort ihr Lehrer und Befreier. Der Grundsatz, Wissenschaft und Bildung populär zu machen, wurde auch für ihn

maßgebend und blieb es im Judenthum. Aufklärung war bisher nur bei den Priestern gewesen; Gott und Religion waren für das Volk nur Gegenstände mystischen Dunkels, blinden Glaubens und, wie immer, wenn das Licht der Erkenntniß fehlt und die Phantasie ihr Spiel treibt oder gar die Herrschaft übt, des Aberglaubens. Der Umfang des Wissens war damals so weit und groß noch nicht, daß es nicht von Einem Stande hätte umfaßt werden können; es ging dies um so eher an, als alle Zweige des Wissens als Ausflüsse Gottes galten und religiös gefärbt waren. Diese Anschauung war auch besonders geeignet, die untergeordneten und ungebildeten Klassen der Bevölkerung wie in Abhängigkeit von Gott, so auch von seinen Organen, den Priestern, zu erhalten. Sie blieben die Diener der übergeordneten höhern Klasse als von Gott dazu bestimmt; die von den Priestern getroffene Einrichtung ihrer Ueberordnung und der Unterwürfigkeit der anderen galt in den Augen dieser als von Gott so gewollt. Die Herrscherfamilie gehörte darum der Priesterkaste an, war ihr entstammt oder stand im Pakt mit ihr. Es hat auch zu allen Zeiten als ein dynastisches Interesse gegolten, diesen Pakt mit den Priestern zu erhalten. Im Mittelalter herrschte die Kirche; der Papst als oberster Priester erhielt die Kaiser in Abhängigkeit von sich, und diese ließen sich diese Abhängigkeit gefallen, weil sie der Kirche als Stütze ihrer Herrschaft nicht entbehren konnten. In der Neuzeit ist das Verhältniß umgekehrt: Die Kirche steht in Abhängigkeit von den weltlichen Herrschern, aber diese legen immer noch Werth auf ein enges Bündniß mit der Kirche. Dies veranlaßt auch die Kirche, an ihrer Bestimmung zur Oberherrschaft principiel festzuhalten. Sie sieht in der jetzigen Umdrehung des Verhältnisses nur eine momentane und vorübergehende Ungunst der Zeiten und hofft

auf eine baldige Beseitigung aller entgegenstehenden, modernen Verhältnisse, der staatlichen, socialen und religiösen; sie hofft auf eine Wiederherstellung des frühern kirchlichen Principats, ja strebt danach."

P. „Ich muß mich wundern, daß Sie das in der katholischen Kirche so auffällig finden und zu tadeln scheinen, was Moses selbst eingerichtet hat, im Judenthum stets bestanden hat und am Ende von der Kirche nur als eine göttliche Einrichtung von dort entnommen und nachgeahmt worden ist. Moses selbst nämlich setzte ja einen gesonderten Priesterstand ein. Wenn die Nothwendigkeit hierzu aber schon im Alterthum vorlag, wo Ihrem eigenen Bekenntnisse gemäß der Umfang des Wissens noch kein sehr großer war: so scheint diese für die folgenden Zeiten mit dem stets umfangreicheren Wissenskreise zu wachsen. Vordem waren die Priester auch Vertreter der Heilkunst, wie der Rechtswissenschaft. Nach dem Principe von der Theilung der Arbeit und ihrer Bannung in geschlossene Zünfte mußte auch die theologische Wissenschaft einem besondern Stande vorbehalten bleiben. Gleich wie bei den übrigen Wissenschaften und ähnlich bei den technischen Arbeiten und industriellen Unternehmungen mit der Zunahme ihrer Ausdehnung und ihres Umfangs sich immer mehr Specialitäten ausbilden; nämlich: gesonderte Pflege des alten und modernen Rechts, der Heilkunde für innere und äußere Krankheiten, ebenso der Wollen- und Leinenweberei, der Herren- und Damen-Kleidermacherei etc. etc.: so ist dies auch in der Theologie der Fall, welche sich in theoretische und praktische, in die Wissenschaft der Dogmatik, Ethik, Religionsgeschichte u. s. w. theilt. Und da halten Sie eine besondere Fachbildung und demgemäß einen gesonderten Priesterstand nicht für nothwendig?"

B. „Ihre Einwürfe sind zwiefacher Art und hängen ebenso sehr mit theologischen als socialen Fragen zusammen. Was zunächst die Einsetzung eines gesonderten Priesterstandes auch bei Moses betrifft, so ist zwar die geschichtliche Thatsache nicht zu leugnen, aber die Behauptung halte ich doch aufrecht, daß Moses principiel dagegen war und nur aus practischen Gründen nachgab. Er hatte in Aegypten die Nachtheile des Kastengeistes überhaupt und besonders der herrschenden Priesterkaste vor Augen, welche durch ihre privilegirte Absonderung und Bevorrechtung die anderen Volksklassen und mit ihnen die Israeliten unterzuordnen und zu unterdrücken vermochte, so daß diesen die Arbeit, jenen der Besitz und Genuß des Lebens zufiel. Auf der andern Seite war ja von Abraham her den Israeliten das Streben nach Verallgemeinerung der Bildung und Menschenrechte eigen und grundsätzlich vererbt. Moses mußte daher principiel das aristokratische d. h. abgesonderte und privilegirte Priesterthum als unzuläſſig erklären, und er that dies mit dem bereits angeführten demokratischen Ausspruche: „Das ganze Volk ist heilig und ein Priesterreich," d. h. das Priesterthum ist frei, Jedem zugänglich und nicht an eine besondere Klasse der Gesellschaft gebunden. Aber seine Weisheit erkannte auch sehr bald die Unmöglichkeit, einen solchen Grundsatz sofort praktisch auszuführen und das Ideal solcher Zustände zu verwirklichen. Die Familien Jacob's hatten Jahrhunderte lang in ägyptischen Verhältnissen gelebt. Die Anhänglichkeit an diesen klebte ihnen an. Nach dem Rückfall in den Apis-Dienst (goldenes Kalb), welcher bewies, daß das Volk der Wissenschaft und Bildung noch nicht zugänglich, für Selbstständigkeit und Freiheit noch nicht reif war, richtete er auch bei Israel einen gesonderten Priesterstand ein. Aber das mosaische Priesterthum war weit entfernt, eine Rückkehr zu ägyptischer

Einrichtung zu sein; es war vielmehr deren gerades Gegentheil. Die mosaischen Priester lebten nicht abgeschlossen für sich, sondern mitten unter dem Volke, waren nicht bevorzugt durch privilegirte Vorrechte, sondern nur ausgezeichnet durch einen höheren und erweiterten Pflichtenkreis. Sie hatten die Aufgabe, in der Erfüllung der Pflichten den Anderen Muster und Vorbilder zu sein, Frömmigkeit und Sittenreinheit in erhöhter Potenz darzustellen. Ihre Stellung war so wenig zu Macht und Herrschaft geeignet, daß sie ohne allen Besitz von den Gaben aus der Hand des Volks leben mußten. Wissenschaft und Bildung sollten nicht ihr ausschließliches Eigenthum sein, sondern das ganze Volk wurde sofort unter Moses Anleitung denselben zugeführt, und der Beruf der Priester selbst war es, als Lehrer des Volks ihn darin zu unterstützen und das begonnene Werk fortzuführen. Selbst in der Richterperiode kommt vor Eli noch kein Beispiel eines herrschenden Priesters vor. Unter Eli, der Richter und Priester zugleich war, begann darum auch schon die Entartung des Amts und der Mißbrauch der Stellung, wenn auch nicht seinerseits, doch seitens seiner Söhne. Sein Nachfolger Samuel konnte daher den Ruf nach einem weltlichen Herrscher, welcher außerhalb des Priesterstandes Stellung nehme, nicht mehr unterdrücken. Man hoffte, in dieser Weise sowohl dem Priesterthum seine Würde wiederzugeben, wie die weltlichen Interessen besser gewahrt zu sehen. Die äußere Lage des israelitischen Staats, wie dessen innere Zustände rechtfertigten dieses Verlangen Israels nach einem Könige und die Hoffnung, welche man auf ihn setzte. Man sah sich getäuscht, Könige und Priester mißbrauchten nun beide ihre Stellung und richteten das Volk zu Grunde. Das politische Unglück des Exils brachte Israel zur Erkenntniß. Die nun folgende Periode der Schriftgelehrten (Sophrim) pflegte die

Bildung und Wissenschaftlichkeit im Volke. Das aristokratische Priesterthum wurde mit der Rückkehr aus dem Exil zwar wieder restaurirt, ja es folgte sogar ein hasmonäisches Priester-Königthum und damit auch dieselbe Würdelosigkeit, derselbe Mißbrauch des Amts, wie früher, ja wo möglich in noch erhöhterer Weise, da durch die Vereinigung der weltlichen und Priesterkrone auf Einem Haupte die Macht eine erhöhtere war. Indeß war die Macht der Bildung im Volke erstarkt, welches durch die Krone der Wissenschaft auf seinem Haupte im Besitze der größten Macht war. Es begannen jetzt zwischen den Saducäern, der aristokratischen, und den Pharisäern, der demokratischen Priesterpartei, die bekannten und lang andauernden Kämpfe, wie sie jedes Volk gegen die herrschende Partei zu führen hat, welche gutwillig von den ererbten Vorrechten nicht lassen will, aber um des Mißbrauchs willen davon lassen muß. Indeß das Recht ist in solchen Kämpfen auf Seiten des Volks, welche daher immer zum endlichen Siege führen. So auch in Israel. Das aristokratische Priesterthum ist geschwunden; es gibt in Israel keinen gesonderten Priesterstand mehr, bei dem ausschließlich die Macht und Bildung wäre. Moses Ideal ist verwirklicht, die Grundsätze des Judenthums sind aufrecht erhalten worden.

Nun fällt aber auch Ihr Einwurf von dem sich immer mehr erweiternden Umfange der theologischen Wissenschaft, wonach das Princip von der Theilung der Arbeit einen gesonderten Priesterstand fordere. Dieser Anschauung liegt eine Verwechselung des Priesterstandes mit den Fachmännern zu Grunde. Eine Fachwissenschaft ist die Theologie als solche gewiß, nur die primären Anfänge werden davon dem gewöhnlichen Volke zugänglich sein. Die Frage ist nur, ob diese Wissenschaft abgeschlossen oder jedem Gebildeten zugänglich gemacht werden soll. Das Juden-

thum liefert durch alle Jahrhunderte den Beweis, daß die theologische Wissenschaft ein Gegenstand der Beschäftigung für jeden Gebildeten zu sein vermag. Die Fachgelehrten in Israel sind gerade stets aus dem Volke hervorgegangen, und die Gebildeten im Volke überragen sogar sehr oft die Fachgelehrten an theologischem Wissen. Bibel und Talmud sind in Israel dem Volke keine verschlossenen Bücher, und es ist Aufgabe für Jedermann, sich damit zu beschäftigen und ihren Inhalt nach Maßgabe seiner Zeit und geistigen Kraft zu ergründen. Die Zahl der Arbeiter im Weinberge des Herrn ist auf diese Weise eher vermehrt worden, als durch einen abgeschlossenen Priesterstand. Die Kirche hat freilich ihre Arbeiter dadurch heranziehen zu müssen geglaubt, daß sie den Priesterstand mit besonderen Vorrechten umkleidet hat, ähnlich wie mancher Staat dem Lehrerstande und Volke die Bildung vorenthält, um hier die Ansprüche an das Leben, welche mit der zunehmenden Bildung wachsen, zu mindern. Dies heißt: ganz nach ägyptischem Systeme die Wissenschaft und Bildung zum Eigenthum einzelner bevorrechteter Klassen gemacht, welche dadurch die herrschenden und genießenden werden und andere zu den dienenden und entbehrenden machen. Bildung und die damit verbundenen Vorrechte des Genusses und der Herrschaft dürfen nicht Eigenthum gewisser bevorrechteter Klassen sein; es wird deren immer geben, welche die Bildung von sich weisen und lieber dienen, als herrschen wollen, ja müssen, weil ihnen die Vorbedingungen zur Herrschaft fehlen. Es gibt ja deren auch immer, welche ohne Zwang, aus freier Bestimmung die lebensgefährlichsten Beschäftigungen wählen. Daß es Dienende gebe, dafür brauchen keine besonderen Mittel durch Vorenthaltung der Bildung angewandt zu werden. Die Entwickelung hierfür liegt in den Zuständen des Lebens trotz aller Umgestaltungen

desselben. Staat und Kirche haben eben nur die Zugänge zur Bildung und Arbeitsthätigkeit für Alle in gleicher Weise offen zu halten und für Niemanden zu verschließen. Etwaige üble Folgen, welche im Anfange und in Zeiten des Uebergangs von einem Stadium der Entwickelung zu einem andern nicht ausbleiben, gleichen sich von selbst aus. Wir Menschen können nicht für alle Fälle im Voraus sorgen; das ist Sache der waltenden Vorsehung, welche in der Geschichte ebenso wirksam und sichtbar ist, wie in der Natur. Auch in dem Haushalte der Natur kommen störende und unvorhergesehene Zwischenfälle vor, welche endlich doch alle ihre Ausgleichung finden. Aehnlich ist es in der Geschichte der Menschheit. Nichts berechtigt uns da von den großen und ewigen Principien der Wahrheit und des Rechts abzuweichen; das hieße Gott entgegen arbeiten und Störungen herbeiführen, welche durch Gottes Waltung nicht ihre Ausgleichung finden. Die Verwickelungen der Arbeiterfrage unsrer Zeit haben in der Abweichung von jenen Principien ihren ersten Grund und finden in der Rückkehr zu denselben ihre erste Lösung.

Wie aber hat sich dem Judenthum entgegen die Kirche zu der Freiheit der Wissenschaft gestellt?

Die Kirche hat durch den abgesonderten Priesterstand, welcher sich bis heute gegensätzlich zum Laienstande verhält, ganz den alten Kastengeist bewahrt, hat das volle Wissen für sich allein in Anspruch genommen und das Maaß des Wissens für die außen Stehenden beschränkt, ebenfalls mit der Absicht und auch mit der Folge, die ungebildeten Volksklassen sich unterzuordnen und zu beherrschen. Die Kirche ist Pflegerin der Wissenschaft geworden, um sich dieselbe als Monopol anzueignen und fremde Geister und Hände von ihrem Gebiete fern zu halten. So lange die Herrschaft der Kirche und Priester dauerte, gab es keine freien Künste

und Wissenschaften; selbst die Lectüre der Bibel war beschränkt und dem Volke vorenthalten, oder nur in gefärbter und gefälschter Uebersetzung und Deutung gestattet. Die Resultate wissenschaftlicher Forschung, welche im offenen oder scheinbaren Widerspruche zur Bibel stehen, werden von der Kirche verdammt; ihnen zu Trotz wird das Wort der Bibel aufrecht erhalten. So fern steht der Bibelglaube dem Denken, so abhold ist man den Resultaten der Wissenschaft, obgleich man vorgibt, Pfleger der Wissenschaft und Träger des Denkens zu sein, daß den Führern der Kirche selbst der Geist der Bibel abhanden gekommen ist, und sie, die zum Glauben an das Wort der Bibel zwingen, selbst dazu gezwungen erscheinen und sich nicht davon zu erlösen vermögen. Man zwang Galiläi die Wahrheit wissenschaftlicher Forschung und Erkenntniß, die Richtigkeit naturhistorischer Beweise zu widerrufen und abzuleugnen, einem unscheinbaren Worte und Ausspruche der Bibel zu Liebe, welche wie immer, so auch an jener Stelle, wo vom Stillstand und der Bewegung der Sonne die Rede ist, der gewöhnlichen Anschauung und Rede der Menschen folgt, da man noch heute, der Erkenntniß astronomischer Wissenschaft entgegen, vom Aufgang und Niedergang der Sonne spricht. Die Kirche war daher von jeher statt einer Förderin der Wissenschaft und Wahrheit eine Stütze des Irr- und Aberglaubens. In sonderbarer eigener Verblendung hat sie, wieder ein Zeugniß ihres blinden Glaubens an das biblische Wort, die Hexen verbrannt, aber dennoch selbst den Hexen- und Aberglauben begünstigt und gefördert. Aber die Wahrheit läßt sich nicht abschließen, allen Schranken zum Trotz bricht ihr Licht durch, und dann artet der blinde Glaube, weil an Licht und Freiheit nicht gewöhnt, in Unglauben aus. So erklärt sich der religiöse Abfall unsrer Zeit, nachdem die Wissenschaft frei geworden und das Licht der Auf-

klärung in die dunklen Kirchen gedrungen ist. Mit dem Glauben wurde dann auch die Herrschaft der Kirche wankend, und die von dieser verdammten Grundsätze des politischen und socialen Lebens fanden nunmehr Anerkennung und Verwirklichung: Denk- und Lehrfreiheit, Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse, wie politischen und socialen Stände, Ueberwachung des Unterrichts von Seiten des Staats u. s. w. Der priesterliche Fanatismus unsrer Zeit gegen solche freiheitlichen Grundsätze und Bestrebungen beschränkt sich daher wegen der politischen Ohnmacht, in Entbehrung weltlicher Macht und staatlicher Bündnisse, auf das Wort: Fluch und Verdammung, während ehemals solche Freiheit des Denkens und Handelns mit dem Scheiterhaufen und ähnlichen Mitteln der Gewalt bedroht war. Selbst der Islam war grundsätzlich und thatsächlich der Wissenschaft mehr hold, als die Kirche. Durch die Saracenen und in Verbindung mit diesen durch die Juden wurde ihre Pflege sogar gegen den Willen der Kirche in Europa neuerdings angeregt; nach Besiegung und Verdrängung der Mauren durch die Hand christlicher Priester und vandalischer Söldner wüthete die Kirche zwar aufs Neue durch die Macht der Inquisition gegen Wissenschaft und Aufklärung, aber konnte sie doch nicht unterdrücken. Wissenschaftliche, kirchliche und politische Revolutionen waren die Folge; die Wiederbelebung classischer Studien, bezeichnend genug im Gegensatz zur Kirche humane Aufklärung genannt, das Eintreten der kirchlichen Reformation und staatlicher Umwälzungen konnte von der Kirche aufgehalten, aber nicht gehindert werden.“

P. „Ihre Schilderungen sind zwar geschichtlich wahr, Hr. B., aber beziehen sich auf Ausnahme-Bestrebungen in der Kirche.“

B. „Sie kennen die Grundsätze und Geschichte Ihrer Kirche zu gut, Hr. P., um diese Ansicht in Ernst aufzustellen. Die

klericalen Bestrebungen haben zu keiner Zeit aufgehört, das verlorene Terrain wieder zu erobern, und die Maßnahmen der Kirche gegen ihre Diener und Gläubigen sind auch nach ihren Niederlagen noch nicht andere geworden. Regierungen, Schulen und Leben werden heute noch in gleicher Weise von der Kirche beeinflußt. Oft genug sind es sogar gewaltthätige Maßnahmen, welche die Kirche ergreift, häufiger indeß die Mittel kirchlicher Disciplin. Besteht doch sogar heute keine weltliche Macht des Papstes mehr, und doch hält er krampfhaft daran fest, und selbst da diese ihr vollständiges Ende erreicht hat, hört doch der auf seinem Throne bedrohte oder gar depossedirte Papst nicht auf, gegen die Resultate religiöser Aufklärung, wie politischer Freiheit und Gleichberechtigung zu eifern. Denn die Kirche strebt nach der Knechtung des Leibes wie des Geistes. Während das Judenthum die gleichen Menschenrechte aller Klassen der Gesellschaft anerkannte und proclamirte, hat die Kirche darum Sclaverei und Leibeigenschaft der untergeordneten Klassen nicht blos geduldet, sondern begünstigt. Priester- und Adelsherrschaft, die Bevorrechtung der bevorzugten Klassen, gehen deßhalb bis auf den heutigen Tag Hand in Hand, und ebensowenig wie die Kirche läßt auch der Adel heute noch von der Verfolgung der überlieferten Grundsätze und Vorrechte. Die Zustände beruhen dort wie hier nicht auf Ausnahmen, sondern auf uralten und überkommenen Bestrebungen. Auch die Thatsache spricht für mich, daß die Länder, welche der Herrschaft oder dem Einflusse der Kirche unterworfen sind oder nahe stehen, der Wissenschaft wie Gesittung mehr entfremdet sind, als andere. Diese Eigenthümlichkeit theilt ebenfalls die Kirche mit dem Adel, welcher, obwohl ihn, wie die Kirche, Beruf und Stellung verpflichten, in Bildung und Gesittung voranzuleuchten, doch durch seine so-

genannten noblen d. h. unsittlichen Passionen ihnen immer mehr entrathen ist. Die Kirche will eben nicht die Bildung des Volks, welche das freie Denken fördert und den blinden Glauben hindert. Wir überzeugen uns ja: während der Staat es in seinem Interesse hält, den Schulunterricht für Jedermann als obligatorisch zu erklären, weil es leichter und angenehmer ist, über freie Menschen, als über Sclaven zu regieren, weil ferner Bildung auch Wohlstand und Gesittung fördert, lehnt die Kirche sich gegen eine solche Maßnahme und Verpflichtung auf, sucht und strebt, sie mit aller Macht zu hintertreiben."

B. hielt einen Augenblick inne, sei es um sich zu erholen, sei es um auf eine andre Seite dieses Themas überzugehen. Diesen Moment benutzten der Pater und Julia gleichzeitig zu einer Bemerkung. Beide hoben an zu sprechen, doch der Pater hielt sofort inne, um der Dame das Wort zu lassen, und diese wieder weigerte sich weiter zu sprechen, um dem Gaste das Vorrecht abzustehen. Der Pater drang indeß in Julia, fortzufahren. Sie warf dem Vater fragend ein, ob er nicht im Unrecht von der Kirche überhaupt spreche, da doch bekanntlich mit der Reformation eine neue Belebung der Wissenschaft und Kunst erwacht sei.

P. „Ich bin Ihnen dankbar, Frl. Julia, daß Sie für die Kirche das Wort ergreifen. Obgleich ich weit entfernt bin, dieselbe mit der Reformation zu identificiren, so steht dieselbe doch dem Christenthum noch so nahe, daß sie auch ihrerseits den Principien desselben nicht der Art hätte untreu werden können, um Beschützerin der Wissenschaft und Kunst zu werden, wenn deren Pflege der Kirche als solcher widerspräche. Ich meinerseits hatte Sie, Hr. B., noch ersuchen wollen, die Nothwendigkeit vom Untergange der weltlichen Herrschaft des Papstes

zu motiviren, da Sie vorhin dieselbe apodiktisch behauptet haben. Ich bin im Gegentheile der Ansicht, daß an dem Felsen der Peterskirche in Rom die Stürme aller andrängenden Staaten abprallen und alle feindlichen Mächte zerschellen werden."

B. „Erlauben Sie, Hr. P., daß Ihrem galanten Beispiele folgend, auch ich, selbst meiner Tochter gegenüber, der Dame den Vorrang lasse und deren Frage zuerst beantworte. Ja ich muß Ihre Nachsicht noch weiter in Anspruch nehmen und werde auf Ihre Frage erst zurückkommen, nachdem ich das Verhältniß der Kirche zur Kunst erörtert habe, wie ich dies rücksichtlich der Wissenschaft gethan.

Die Reformation war freilich die Tochter der freien Wissenschaft, aber von dieser doch nicht allein geboren; Sie hat ihre Verwandtschaft mit der Kirche um so weniger verleugnet, weil sie nicht als eine rein humane Institution der freien Forschung und Ueberzeugung allein folgte, sondern, ihre schwere Geburt überstehend, um das Licht der Welt zu erblicken, sich nie von der Kirche vollständig trennte und loslöste, vielmehr wie von ihren Säften genährt, auch ihre Eigenthümlichkeiten bewahrte. Es gibt ja überhaupt in unsrer realen Welt, weder in der Natur noch Geschichte, reine Ideale; vielmehr ent- und besteht Alles nur durch Compromisse und gegenseitige Zugeständnisse. Die Geschichte der Reformation weist es nach, daß sie für sich wieder die Eigenthümlichkeiten einer Sonderkirche, Exclusivität und Priesterherrschaft anstrebte, Spaltungen auch in sich erzeugte, ihre Diener und Gläubigen auch nach ihrer besondern Weise, wie im Katholicismus nach ultramontaner, so im Protestantismus nach pietistischen Grundsätzen beherrschte, Wissenschaft und Unterricht kirchlich beschränkte und ihr Grundprincip des freien Denkens und der freien Forschung verleugnete. Freilich in so extremer

Weise, wie die katholische Kirche, that dies die Reformation nicht, denn sie konnte auch ebensowenig ihren Ursprung aus dem Recht des freien Denkens verleugnen. Also auch die Reformation liefert den Beweis, daß die Kirche als solche der freien Forschung und Wissenschaft feindlich ist, obwohl ich gern zugebe, daß die Reformation, durch ihr anderseitiges Wesen gedrängt, nach vielen Kämpfen diese Feindseligkeit der Kirche überwinden wird und muß."

P. „Sie scheinen am Ende der Ketzer-Religion von Reformatoren den Sieg als Weltreligion zuzuschreiben, Hr. B.?"

B. „Ereifern Sie sich nicht, Hr. P., mir sind die inneren Vorgänge des Christenthums und deren persönliche Träger vom religiösen Standpunkte gleichgültig. Darüber maße ich mir kein Urtheil an; ich betrachte sie nur aus objectiv-historischem Gesichtspunkte. Den Sieg erkenne ich dem Principe fortschreitender Gerechtigkeit und aufklärender Bildung zu. Es ist dies auch nicht ausschließlich der Reformation eigen, sondern ebenso und fast noch mehr dem modernen Staate, welcher die Ideen des Rechts und der Freiheit vertritt, aber Beide haben ihre gemeinsame Wurzel in der Humanität, und dieser spreche ich eigentlich den Sieg zu."

P. „Also Sie lehren mit dem Principe der Humanität den vollständigen Abfall von Gott und Religion, Hr. B.?"

B. „Keineswegs, Hr. P. Das wahrhaft Menschliche, Humane, ist dies nur durch die Verbindung mit dem Göttlichen. Der Mensch wurde erst belebtes Wesen durch den göttlichen Odem, welcher ihm eingehaucht wurde, und er bleibt es nur, so lange ihm dieser inwohnt. So dieser entflieht, sei es durch den physischen oder moralischen Tod, sinkt der Mensch zum todten, verunreinigenden Staube zurück. Die rohe Materie ohne den göttlichen Geist ist dem Wesen des Menschen fremd, soll es sein.

Das Reale ohne Verbindung mit dem Idealen ist nicht das Gebiet, auf dem sich der Mensch zu bewegen hat. Aber das ausschließlich Ideale, dem der reale Boden mangelt, das Geistige, welches von den materiellen Bedürfnissen und Bestrebungen des irdischen Lebens absieht, widerspricht ebenfalls dem rein Menschlichen und wahrhaft Humanen. In diesen Unterschieden liegt die Verschiedenheit der kirchlichen Richtung des Christenthums und der religiösen Lehre des Judenthums."

P. „Halten Sie demnach durch den Bestand der Reformation jetzt schon deren Sieg entschieden?"

B. „Nichts weniger als das. Was der Reformation an geistiger Macht zukommt, hat die katholische Kirche an materieller voraus, und wenn jener der moderne Staat, der werdende und sich bildende, zur Seite steht, so dieser der geschichtliche, der gewordene und fertig überlieferte. Der Katholicismus hat eine festgegliederte Organisation, ist etwas Bestehendes, Fertiges, die Reformation aber wie der moderne Staat sind im Werden, ja im Ringen um das Dasein begriffen. Der Katholicismus ist ein festes Bollwerk, welches fallen wird, aber doch erst belagert werden muß. Der Kampf wird daher lange dauern, und der Sieg ist durchaus nicht so nahe. Ein so mächtiger Feind ergibt sich nicht so schnell und erklärt sich nicht sofort für überwunden und besiegt. Dafür bürgt auch die außerordentliche Thätigkeit, welche in der katholischen Kirche entfaltet wird, und womit man sich auf den schweren und langen Kampf vorbereitet und rüstet. Er bedeutet jetzt Sieg oder Untergang; darum ist man auch in der Wahl der Mittel weniger wählerisch. Aber aus dieser scheinbaren, äußerlichen Machtentfaltung ist nicht auf den Sieg zu schließen. Die größere Thätigkeit der Matrosen weist gerade auf den bevorstehenden und drohenden Untergang

des Schiffs hin; vor dem Erlöschen des Lichts flackert die Flamme noch einmal hell auf. Der Kampf wird auf geistigem Gebiete geführt, aber doch mit materiellen Mitteln, weil der Katholicismus an sich wie durch seine Beherrschung des weltlichen Lebens, durch die Abhängigkeit von der Kirche, worin er Fürsten und Völker gebracht hat, eine weltliche Macht besitzt. Auf der andern Seite entfaltet auch die Reformation eine weltliche Macht, weil die modernen Staaten mit ihr gleiche Tendenzen verfolgen. Indeß ist dem Geiste mit der Spitze der Bajonnette und der Schärfe des Schwerts nicht beizukommen; Gewalt zeigt sich da machtlos. Es liegt aber in der Natur des Menschen, zumal wenn die Kampfwuth alle Klassen der Gesellschaft ergreift, wie dies bei einem religiösen Kampfe der Fall ist, daß der Kampf nicht mehr ausschließlich ein Kampf der Geister bleibt. Die religiösen Gegensätze werden sich daher vor der Entscheidung so zuspitzen, daß ein Religionskrieg unausbleiblich sein wird, so sehr man auch anfängt, den Krieg an sich zu perhorresciren. Man erkennt dies auch daran, daß man selbst politischen Kriegen religiöse Tendenzen beimischt, um die Masse der Völker auf beiden Seiten dafür zu interessiren und zu fanatisiren."

P. „Und trotzdem glauben Sie an einen Fall Rom's," frug mit offenem Hohn, aber doch mit durchsichtiger Niedergeschlagenheit der Pater.

B. „Das neue Rom wird fallen, wie das alte gefallen ist, da beide auch sonst viele Aehnlichkeiten haben."

P. „Ich bin neugierig, zu hören."

B. „Das Christenthum birgt ja an sich schon viele Uebereinstimmungen mit dem Heidenthum der Vorzeit, da es sich demselben accommodirte und Elemente desselben in sich aufnahm. Das reine Judenthum bot dem Heidenthum zu wenig Anhalts-

und Berührungspunkte. Dagegen näherte sich dem Judenthum wieder das zum Urchristenthum zurücklenkende evangelische Christenthum, die Reformation. Außerdem ist aber auch die katholische Kirche der Staatsverfassung des heidnischen Rom geradezu nachgebildet. Und wie die Grundlage, so der Bau. Wie damals der alte Götterglaube schwand, und das darauf gegründete Staatsgebäude morsch geworden war, so schwindet jetzt der kirchliche Glaube, und die durch die Stütze der Kirche gehaltenen Throne fangen an zu wanken. Auch damals waren es zuerst die Kreise der Gebildeten, denen der große Haufe mit der Verwerfung des Götterglaubens nachfolgte; auch damals waren es die weltlichen Herrscher und Priester, welche gemeinschaftlich Throne und Altäre schützend umgaben. Damals suchten die Kaiser den Glauben mit Gewalt zu halten, Philosophen ihn der neuen Geistesrichtung anzupassen, die Dichter ihn auf's Neue zu verherrlichen; auf der andern Seite fehlten auch die Spötter nicht für das, was der Verstand verwarf, Verblendung oder Gewalt aber festhalten wollte, und so wurde Skepticismus und Materialismus erzeugt, welche Hand in Hand das alte Rom zu Falle brachten. Ohne die Parallele ausführen zu müssen, erkennen auch Sie wohl darin die Anklänge an die neuere Zeit. Gleiche Ursachen haben auch gleiche Wirkungen."

P. „Es ist vorläufig noch gut, Hr. B., daß Sie sich in Schlüssen und Vermuthungen bewegen. Sie geben selbst zu, daß der Katholicismus zur Zeit noch die Macht hat. Wem der Sieg wird, ist eine Entscheidung der Zukunft, welche wir abwarten wollen. Nehmen Sie daher gütigst Ihre Erörterungen über das Verhältniß der Kirche zur Wissenschaft und Kunst wieder auf, denn dies ist ja eigentlich das geistige Gebiet, auf welchem die Kirche den Kampf zu führen hat."

B. „Sie wollen mich wohl auf das Gebiet der Kunst verweisen, nachdem wir dasjenige der Wissenschaft in seinem Verhältnisse zur Kirche besprochen haben. Lassen Sie mich aber, lieber Hr. P., erst noch mit einigen Worten dessen gedenken, wie das Judenthum zur Wissenschaft steht.“

P. „Ich werde Ihre Auseinandersetzung mit vielem Interesse hören.“

B. „Die Juden sind das erste und einzige Culturvolk der alten Welt. Sie staunen mich an wegen dieser kühnen Behauptung. Aber gemach! ich leugne nicht die culturhistorische Bedeutung der Inder, Aegypter, Assyrer und Perser, welche den Israeliten vorangingen, und der Griechen, welche ihnen folgten. Bei diesen berührte indeß die Bildung und Wissenschaft nur einzelne Stände; bei den Israeliten berührte sie das ganze Volk. Es war ausschließlich der Priesterstand, welcher sich bei jenen Völkern im Besitze der Wissenschaft und Bildung befand, die Masse aber in Dummheit und Verblendung erhielt, in Abhängigkeit und Unterwürfigkeit erzog. Moses verkündete sofort im Gegensatze dazu Namens seines Gottes und seiner Religion: „Ihr Alle sollt mir ein Priesterreich sein und ein heiliges Volk.“

P. „Ist dies nicht das Princip der Theokratie?“

B. „Sie scheinen hiermit einen Tadel aussprechen zu wollen. Verwechseln Sie damit nicht die Hierarchie. Dies heißt: „Priesterherrschaft“ und ruht auf dem Princip einer bevorrechteten, aristokratischen Priesterpartei; jenes heißt „Gottesherrschaft“ und ruht auf dem Princip demokratischer Gleichberechtigung aller Gebildeten und Würdigen im Volke. Priesterherrschaft bedeutet Willkür und Gewalt; Gottesherrschaft Recht und Liebe.“

„Sind Sie jetzt einverstanden mit diesem Grundsatze der Theo- und Demokratie?“

P. „Von diesem Gesichtspunkte bin ich es.“

V. „So fahre ich fort: Diesem Grundsatze gemäß spricht auch Gott bei Moses mit Ausschließung eines prunkvollen, öffentlichen Gottesdienstes als correspondirenden Pendant zu dem allgemeinen Volkspriesterthum: „Einen einfachen Altar von Erde sollst du mir machen, denn an jeglichem Orte, wo ich meines Namens gedenken höre, werde ich zu dir kommen, dich zu segnen.“ Freilich waren dies anfänglich nur ideelle Principien, denen vorläufig der reelle Boden der Verwirklichung und Ausführung bei dem noch rohen und nicht vorgebildeten Israel fehlte. Die Einrichtung eines Tempelzeltes in der Wüste, wie die Erbauung eines Prunktempels im heiligen Lande mit einem gesonderten Priesterstande in Prachtgewändern bei ceremonieusem Gottesdienste bilden deßhalb für den reinen Mosaismus nur Durchgangsstationen zum Zwecke der Erziehung und Vorbildung des Volks. Das Volk erhob sich aber um so schneller zu jener Höhe der Erkenntniß, als die Priester mit den Königen, gerade so wie diese bevorzugten Stände in Aegypten und den anderen Ländern, das niedere Volk mißbrauchten und seine geistigen wie materiellen Kräfte eigennützig ausbeuteten. Die Eiferer und Mahner dagegen, die Lehrer und Erzieher, die Prediger und Aufklärer des Volks waren die Propheten, welche den Verfall des Reichs und das Exil des Volks mit ihren Reden nicht aufhalten konnten, aber ihren geistigen Kampf für das demokratische Priesterthum bis in die Restaurationsperiode des jüdischen Reichs und Tempels fortsetzten. Da war denn das Volk, theils durch die Reden der Propheten aufgeklärt, theils durch die praktischen Erfahrungen und die politischen Mißerfolge der früheren Zustände und

Regierung gewitzigt, selbst so weit vorgebildet und gehoben, daß es, für Gottes und seine Rechte erglühend, in den heißen und heiligen Kampf eintreten konnte. Dies bedingte die interessanten, aber langwierigen Streitigkeiten der Priester- und Volkspartei, der Saducäer und Pharisäer, von denen jene ihre Priestervorrechte festhaltend und ihre Mißregierung fortsetzend, Bildung und Macht dem ungebildeten und geknechteten Volke gegenüber für sich in Anspruch nahmen, während diese, die Gebildeten im Volke, Bildung, als im Volke ruhend und von ihm ausgehend, betonten. Sie, die wahren Führer des Volks, galten dann sehr oft durch Mißverständniß oder Mißdeutung als seine Verführer und büßten, wie bei anderen Völkern alter und neuer Zeit, sehr oft ihr kühnes, menschenfreundliches Vorgehen auch bei der herrschenden Partei in Israel mit dem Tode. So erklärt sich auch, um Ihnen dies an dieser Stelle zu sagen, der gewaltsame Tod Ihres Religionsstifters, obwohl nicht zu verschweigen ist, daß hierbei der Einfluß der römischen Machthaber größer war, als derjenige der jüdischen Priester. Auch Jesus nahm die Grundsätze und Wirksamkeit der alten Propheten auf und trat in den Kampf der pharisäischen Volkspartei ein."

P. „Ihrer Auffassung vom Tode Jesu Christi, unsers Herrn, widerspricht aber der im Neuen Testamente geschilderte Kampf und Streit des Heilands gegen das Wesen und Auftreten der Pharisäer selbst."

V. „Ihre Bemerkung, Hr. P., kommt mir nicht unerwartet; sie drängt sich jedem Bibelkundigen auf. Jesu Auftreten war gegen die Heuchelei und ostentative Formheiligkeit der Pharisäer gerichtet. Die wahrhaft Gebildeten und Frommen verwarfen diese selbst und schlossen solche falsche Genossen von sich aus, wie uns der Talmud berichtet. Die Sache erklärt sich dadurch, daß das

ungebildete Volk, von den Saduckern irre geleitet, bisher das Priesterthum, seine Würde und sein Leben, nur in äußerlichen und ceremoniensen Formen wahrgenommen hatte. Um sich nun diesem Volke ebenfalls als die wahren Priester zu zeigen, waren die Pharisäer genöthigt, die priesterlichen Formen des cultuellen Lebens, ohne welche sich das Volk kein Priesterthum denken konnte, vom Tempel auf das Haus und Leben zu übertragen. Dies mußte natürlich für die Uneingeweihten und Halbgebildeten Heuchelei und Ostentation erzeugen. Der Parteienkampf dauerte bis zum Untergange des Reichs und Tempels fort und nahm an Wirksamkeit wie Bedeutung zu, je mehr die Priester ihre Stellung zu politischen Zwecken mißbrauchten und sich von der herrschenden Herodäer- und Römerpartei zur Unterdrückung des Volks und zum Nachtheil der Religion mißbrauchen ließen. So ward das Princip gerettet und der Sieg errungen. Die Lehre und Wissenschaft des Judenthums, wie die ihnen inwohnende Macht und der von ihnen ausgehende Einfluß ruhten fortan beim Volke und nur beim Volke. Die Träger und Fortbildner der Religion gingen für die ganze folgende Geschichte des Judenthums nicht mehr von einem gesonderten und bevorzugten Priesterstande aus, sondern vom Volke. Selbst von Moses her war der blinde Autoritätsglaube so sehr vom Judenthum ausgeschlossen, und das ganze Religionsgebäude von Anfang an durchaus so sehr auf Wissenschaft und Erkenntniß gegründet, daß trotz der mangelnden Pflege doch das Volk zu keiner Zeit aller Bildung bar war. Davon geben in den ältesten Zeiten schon die Propheten, die Vertreter der Volksintelligenz, Kunde, für welche förmliche Schulen eingerichtet waren. Nach dem Exil wurden sofort Schulen neben den Synagogen eingerichtet, und nach dem zweiten Falle des Reichs blühten jene sogar im Auslande fort.

Und trotz aller kirchlichen und mittelalterlichen Unterdrückung fand die neue Zeit, welche auch die Fesseln der Juden löste und zerschlug, diese geistig so weit vorgebildet, daß sie sofort in die wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, industriellen und socialen Bestrebungen der Neuzeit mit Erfolg theilnehmend und fördernd eintreten konnten. Auf allen Gebieten der geistigen Bewegung haben die Juden ihre großen Männer, und die Zahl der lernenden und studirenden Jugend ist bei den Juden im Verhältniß der Bevölkerung bei weitem größer, als bei den anderen Confessionen. Zu allen Zeiten war das Volk so sehr von Bildung durchdrungen, daß trotz aller socialen Erniedrigung, worin man sie gewaltsam hielt, und trotz des materiellen Druckes, welcher auf ihnen lastete, sie sich doch auf der Höhe wissenschaftlichen und sittlichen Lebens und Strebens erhalten haben, und Verbrecher, wie des Lesens und Schreibens ganz Unkundige bei ihnen verhältnißmäßig seltener waren und sind, als bei den Christen. Dies ist die Folge und Macht der Bildung; sie macht und erhält den Menschen leiblich und geistig frei, sie gibt seinem Geiste die Herrschaft über äußere und innere, fremde und eigene Knechtung."

P. „Hängt dieser Ruhm aber, welchen sie der Wissenschaft und Bildung vindiciren, mit der Religion des Judenthums zusammen; löst sich nicht vielmehr der gebildete Theil Ihres Volks, Hr. B., von seiner Religion los?"

B. „Mit nichten, Hr. P., Bildung und Wissenschaft gehen ja wie ein rother Faden durch die ganze Geschichte des Judenthums, stehen also nicht im Widerspruch mit ihm. Was Sie bemerken, ist nicht eine Loslösung von der Religion, der gegenüber sich die Juden aller Zeiten trotz Gewalt und Verlockung stark bewiesen haben, sondern eine Loslösung von ceremoniellen

Formen des frühern pharisäischen Lebens, welche vom religiösen Volksleben aufgenommen worden sind, ohne zu den allgemeinen Pflichten desselben zu gehören. Das Judenthum ist, wie alle geistige Entwickelung, ein Werdendes, hat sein Positives und Festes, aber auch Veränderliches und der Fortbildung Unterworfenes. Zu Letzterem gehören eben einzelne jener Formen, und wo diese ihre Bedeutung und Wirksamkeit verloren haben, oder wo sie in Widerspruch getreten sind mit den veränderten Verhältnissen des modernen Lebens, tritt eine Reaction gegen sie, eine Loslösung von ihnen ein. Aber die Anhänglichkeit an dem Wesenhaften der jüdischen Religion hat darunter nicht gelitten, ist im Gegentheil erstarkt. Davon geben die vielen Prachtbauten neuer Synagogen, die Hebung des jüdischen Cultus, die Gründung von Hochschulen der jüdischen Wissenschaft, die Verbesserung der Stellung jüdischer Cultusbeamten, Zeugniß; Alles auf eigene und alleinige Kosten der Juden ohne irgend welche fremde und Staatshülfe, während im Gegentheil der Staat jüdische Steuern und Gelder zu Gunsten des christlichen Cultus verwendet. Ja der Staat selbst steht in dem, was er für Cultus und Wissenschaft und deren Träger thut, vielfach gegen die Juden zurück. Die Thätigkeit der Juden repräsentirt hierin eine solche Größe von Opfern, daß alle Welt sie anstaunen, aber gewiß Niemand anders, als auf ein warmes Interesse für die Religion des Judenthums schließen darf. Und da rede ich blos von materiellen Opfern: von den moralischen, welche die Juden in ihrem Privat-, wie öffentlichen Leben, für ihre Religion zu bringen gezwungen sind, schweige ich."

P. „Ich muß gestehen: Sie haben den Streit für die Pflege der Wissenschaft im Judenthum mit Erfolg durchgefochten. Aber glauben Sie auch, daß Ihre Religion eine eben so treue

Pflegerin der Kunst gewesen sei, wie die christliche Kirche? Ich kenne weder eine jüdische Kunst im Sinne der christlichen, noch kann ich mir das Judenthum, eine bloße Formenreligion, der Fassung solcher Ideen fähig denken, wie sie die Kunst fordert. Ich muß es trotz Ihrer Erklärung immer noch als eine Loslösung vom Judenthum ansehen, wenn sich dasselbe jetzt, wie Sie sagen, von seinen Formen befreit. Es ist dies nicht, wie Sie anzunehmen scheinen, eine Rückkehr zu sich selbst, sondern eine Hinneigung zu christlichen Anschauungen und eine Beeinflussung durch christliche Ideen und christliche Cultur. Das Judenthum ist undankbar, wenn es diesen Akt, nicht blos menschlicher, sondern auch göttlicher Gnade nicht anerkennt und Christus immer noch verleugnet, wie ehedem, obgleich er es heute noch eben so sichtlich liebt, wie vordem, als er sprach: „Ich bin zu den verlorenen Schafen Israëls gekommen.“

B. „Ich lobe Ihren Muth und Ihre Ausdauer im Kampfe, Hr. P. Sie wollen den Streit wieder aufnehmen und den Kampf auf's Neue beginnen; aber vergessen, oder vermögen nicht, neue Momente der Widerlegung anzuführen. Sie gleichen dem Kämpfer, — erlauben Sie mir das Bild, — welcher trotz seines muthigen Kampfes besiegt zu Boden liegt, aber mit erneuerter, obwohl vergeblicher Anstrengung sich wieder zu erheben sucht. Die Großmuth des Siegers erlaubt mir da nicht, zum vernichtenden Schlage noch einmal auszuholen, oder dem ermüdeten Kämpfer die Schlacht auf's Neue anzubieten.“

P. „Sie irren Hr. B., wenn Sie meine Bemerkung für so ganz wesenlos halten.“

B. „Ich weiß, Sie vindiciren dem Christenthum allen Einfluß der Gesittung und Bildung auf das Judenthum. Ich hielt diese Ansicht indeß für hinreichend widerlegt, um noch einmal

darauf zurückzukommen. Auch hätte ich gern aus Rücksicht davon Umgang genommen, weil ich des Sieges auf meiner Seite im Voraus mir bewußt bin."

P. „Schönen Dank, Hr. B. Für die Wahrheit habe ich immer ein Ohr."

B. „Das Christenthum ist bekanntlich eine orientalische Pflanze, auf occidentalischen Boden versetzt, und hat seine Nahrung darum zunächst aus dem Judenthum und dann aus dem classischen Heidenthum gezogen. Die jüdischen Bildungs- und Gesittungs-Elemente, werden Sie zugeben, sind uns nicht auf dem christlichen Umwege zugekommen. Hier ist vielmehr das Christenthum uns zu Dank verpflichtet. Die classische Bildung des heidnischen Alterthums gingen den Juden des Mittelalters entweder direct oder durch arabische Vermittelung zu — der Art sogar, daß Juden und jüdische Werke, zumal für die Philosophie, und sogar die scholastische, also die dogmatische und specifisch-christliche, die Lehrer und Bildungsquellen geworden sind. Ebenso fand bei den Juden des Mittelalters eine besondere Pflege der Naturwissenschaften, vorzüglich der Medicin, statt. Obgleich Juden, wurden jüdische Aerzte selbst in den Zeiten finstern Drucks und trüber Verfolgung seitens der Christen gesucht und waren gar oft Leibärzte der Großen, weltlicher und selbst kirchlicher Fürsten, auch der Päpste.

In neuerer Zeit aber ist das Studium der Wissenschaft der jüdischen, wie christlichen Welt nicht durch die Kirche vermittelt worden, da sie anfing die Wissenschaft zu unterdrücken und zu verfolgen, und zwar als Feindin der wissenschaftlichen Aufklärung und kirchlichen Reformation. Selbst diese influirte nicht direkt auf die Hebung der Wissenschaft, es war genug, daß sie dieselbe in ihrer Entwickelung nicht störte und hemmte. Die Wissenschaft

war bereits so weit erstarkt, daß sie selbstständig auf eignen Füßen stand. Freilich suchte die christliche Geistlichkeit von nun ab ganz vorzüglich den Schulunterricht zu pflegen, aber mehr um ihn zu beherrschen; nicht um die Wissenschaft zu fördern, sondern um sie auf's Neue zu unterdrücken. Die Juden sogen überall an den Brüsten der Wissenschaft, nicht der Kirche. Wo diese herrschte, waren Juden sogar bis in die neueste Zeit von den Schulbänken und Hörsälen ausgeschlossen, oder in denselben nur geduldet. Die Geschichte aller Länder und Zeiten weiß es auch noch, daß namentlich den Juden gegenüber das Christenthum nirgends Träger der Civilisation geworden ist. Im Gegentheil, die Hand der Kirche lag und liegt überall schwer auf den Juden, in geistiger und materieller, politischer und socialer Beziehung. Der mühsame Kampf, den wir für Bildung und Gesittung haben kämpfen müssen und noch kämpfen, verpflichtet uns wahrlich nicht zum Danke gegen das Christenthum. Das abgesonderte Leben, welches wir so lange — Dank der christlichen Liebe und Gesittung — haben führen müssen, hat uns natürlicher Weise manche Sonderheiten zu eigen gemacht. Sie schaden aber unserm geistigen und sittlichen Wesen nicht. Mit der Nachahmung moderner Lebenssitten, der Lebenssiften christlicher Völker, welche wir natürlich nunmehr mit Recht anstreben, ist nur zu bedauern, daß auch gar manches Stück guter jüdischer Sitte oft mit verloren geht und gar manche christliche Unsitte, ja Unsittlichkeit von Manchem bei uns mit in den Kauf genommen wird. Darauf beruht die Täuschung, daß die Bildung der Juden neuerer Zeit der Loslösung vom Judenthum und der Annäherung an das Christenthum zu verdanken sei. Es liegt dieser Ansicht eine Unkenntniß der Lehren und der Geschichte des Juden- und Christenthums zu Grunde. Indeß ist selbst der civilisatorische Einfluß

der Kirche auf die Christen sehr zweifelhafter und darum an sich problematischer Natur. Zeugniß dessen ist der moralische Zustand derjenigen Länder, wo der Einfluß der Kirche größer ist, als derjenige der weltlichen Bildung. Ich meine besonders Italien und Spanien. Sagt doch das Sprichwort: Je näher an Rom, desto schlechtere Christen. Hat doch auch der allerkirchlichste und christlichste Orden der „Gesellschaft Jesu," welcher in jenen Ländern seinen Ursprung und seine Heimath hat, dessen kein Hehl, daß Unmoralität und selbst Verbrechen Lebens- und Handelsmaxime sein dürfen, wenn „der Zweck die Mittel heiligt." Aber auch selbst in anderen Ländern, wo kirchliche und weltliche Bildung sich in ihrem Einfluß auf die Menschheit theilen, ist erstere noch nicht stark genug, um Corruption der Gesinnung und Unmoralität der Handlungsweise im politischen wie socialen Leben unmöglich zu machen. Vielmehr begegnen wir derselben noch immer in sehr starkem Maße. Freilich auch da, wo der kirchliche Einfluß auf den Gefrierpunkt gesunken ist, zum Beweise, daß auch die weltliche Bildung ohne Stütze der religiösen allein für sich nicht stark genug ist, die Menschen moralisch zu machen und zu erhalten. Für das Judenthum spricht hier der Umstand, daß der Wohlthätigkeitssinn der Juden gegen alle Menschen, auch Christen und fremde Nationalitäten, wie die Innigkeit des jüdischen Familienlebens, besonders auch die Achtung und Zärtlichkeit, welche Kinder, auch der niedern Classe, selbst gegen alte, ihnen zur Last gewordene Eltern unverdrossen an den Tag legen, — der Ausgangspunkt doch aller Sittlichkeit, — unter Christen vielfach gar nicht gekannt ist, als fremdartig angesehen und als etwas specifisch Jüdisches gerühmt wird."

P. „Ihre Auseinandersetzung ist in der That wenig schmeichelhaft für meine Kirche; aber ich bewundere Ihre Gelehrsamkeit

und bin begierig, Sie über die Pflege der Kunst bei den Juden zu hören.“

B. „Daß das Judenthum als solches nicht der Kunst feindlich gegenüber steht, beweist schon die Bibel mit ihren jüdischen Dichtungen und Dichtern, Prachtbauten, Kunstwerken und Künstlern. Der Einfluß der Aegypter und Phönizier mag nicht zu leugnen sein, aber ebenso wenig die Empfänglichkeit und nationale Eigenthümlichkeit der Juden. Für die Musik, namentlich die religiöse, scheint den Juden sogar eine gewisse Ursprünglichkeit eigen zu sein; sicherlich ist die Davidische Tempelmusik Original und Grundlage der kirchlichen. Nur Malerei und Sculptur mag weniger gepflegt worden sein. Ich leugne auch nicht, daß hierbei religiöse Motive maßgebend waren, aber doch nicht von Anfang an, da im Mosaischen wie Salamonischen Tempel sich bildliche Figuren und Sculpturen vorfanden. Erst der Hellenistische Einfluß der griechisch-maccabäischen Periode hat zur Abwehrung des heidnischen Bilderdienstes die religiösen Anschauungen rigoröser gemacht und demgemäß die bezüglichen Vorschriften im Judenthum verschärft, wie umgekehrt die Beziehungen zum griechischen und römischen Heidenthum, der Marien- und Heiligendienst, die Verkörperung Gottes und die bildliche Darstellung des Gekreuzigten Malerei, Sculptur und Architectur in der Kirche und für dieselbe besonders begünstigten. Ja die Kirche hatte ein Interesse daran, diese Künste besonders zu pflegen und sie wie die Wissenschaft zur dienenden Magd zu machen, weil sie ihre Gläubigen zur Anbetung eines einzigen, unsichtbaren Gottes weder erheben konnte, noch wollte. Der Marien- und Heiligendienst wäre ihr dann gänzlich verloren gegangen, oder doch schwieriger geworden. Man bedurfte zur Anbetung der Maria des Anblicks einer idealen weiblichen Schönheit, schon

wegen der Beziehungen, welche dieser Dienst zu den Göttinnen des Heidenthums und insonders dem verwandten Venusdienst hat. Letzterer sollte nur verklärt und versittlicht werden; einer Versinnlichung aber bedurfte er noch immer. Ebenso mußte man das Lebensbild der Heiligen zur Unterstützung ihrer Verehrung für die Anbetenden sinnlich festhalten und die Erinnerung an sie durch ihre bildliche Darstellung stets wiedererwecken und zu erneuern suchen. Daß man auf diese Weise diese Künste nur in Dienst genommen hat, daß sie aber dem Christenthum nicht ursprünglich eigen sind, nicht seinem ursprünglichen Wesen, sondern nur seiner historischen Entwickelung angehören, beweist die ehemalige Bilderstürmung in der christlichen Kirche und die Entfernung alles Bilderdienstes, sogar der bildlichen Darstellung des Gekreuzigten, seitens der Reformation. Wenn in der mittelalterlichen Verfolgungszeit seitens der Juden die Kunst nicht gepflegt wurde, so lag dies um so deutlicher in den trüben Verhältnissen, als mit der Erheiterung des politischen Horizonts die Juden sowohl im religiösen wie socialen Leben wieder die Kunst zu pflegen und zu befördern anfingen. Kunstwerke fanden wieder Aufnahme in jüdischen Häusern, und jüdische Söhne bildeten sich zu Meistern der Kunst aus. Daß das Judenthum als solches der Kunst nicht feindlich ist, sondern nur äußerliche Verhältnisse die Vernachlässigung ihrer Pflege bewirkten, dafür liefert die Musik den besten Beweis, welche bis auf den heutigen Tag immer noch aus den meisten Synagogen verbannt ist, weil sie im Mittelalter nicht gepflegt wurde, obgleich der alte Tempel für sie eine vorzügliche Pflegestätte gewesen ist, während sie in den Häusern Israels jetzt überall willkommene Aufnahme findet, und Meister der Musik unter den Juden keine Seltenheit sind."

P. „Ich muß Ihnen in der That Vieles zugestehen; meine

Ansicht vom Judenthum ist durch Ihre Belehrung vielfach verändert, und ich bekenne, verbessert worden. Eine genauere Kenntniß des Judenthums, seiner Lehre und Geschichte, thut uns noth; wir beurtheilen die jüdischen Verhältnisse zu sehr nach dem äußern Scheine. Indeß geben Sie durch Ihre Darstellung selbst zu erkennen, daß Wissenschaft und Kunst des religiösen Einflusses nicht entbehren können, und die Kirche bestimmt sein muß, beiden die wahre Richtung vorzuschreiben, und auch eine gewisse Beschränkung aufzuerlegen, um sie vor Entartung zu bewahren. Wissenschaft und Kunst, die Erfindungen des Menschengeistes, wenn sie nicht vom Geiste Gottes geleitet und beherrscht werden, verwüsten und zerstören sonst gar zu leicht und oft Alles, was Gott und Menschen angebaut haben. Die Frucht dieser falsch geleiteten wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen haben wir schon oft in politischen und kirchlichen Revolutionen, staatlichen Empörungen, religiösem Unglauben und Abfall, unsittlichen Bildern, Herabwürdigung und Verspottung alles Großen und Heiligen durch Wort und That erlebt. Die neueste Zeit mit ihren schrecklichen Erlebnissen ist Zeuge von den Abgründen des Verderbens, wohin solche Wege führen. Man hat dies auch außerhalb der Kirche erkannt. Die bekannte Preis-Aufgabe der französischen Akademie über den Nutzen der Wissenschaft, mitten in der Zeit gestellt, wo die Wogen der Aufklärungsperiode hochgingen und die Männer der aller Kirchlichkeit feindlichen Humanitätsbestrebungen die Welt beherrschten, wo man Gott und die Religion in den Staub trat und den Menschen mit seinem Verstand und Wissen auf den Thron zu heben suchte, läßt ahnen, daß die Vernünftigen auch der damaligen Zeit schon früh den drohenden Abgrund erkannten und begriffen, wohin die Wege führen würden — und wirklich geführt haben, — welche die

Stimmführer jener Zeit eingeschlagen hatten. Und eigenthümlich, gerade der Mann, welcher diesen Stimmführern angehörte, J. J. Rousseau, der Freund Voltaire's, welcher bekanntlich ein ebenso wissenschaftlich gelehrter Mann, als ein religiöser Spötter und sittlich verdorbener Mensch war, gerade dieser Rousseau beantwortete diese Frage dahin, daß die Wissenschaft den Menschen keinen Nutzen oder doch wenigstens kein Glück gebracht habe, daß, um die Menschen wieder glücklich zu machen, die Wissenschaft umkehren, das heißt doch: nicht zu den primitiven Urzuständen zurückkehren, sondern von ihren falschen Resultaten ablassen und die Menschen wieder zu Gott und der von ihm gewollten Wahrheit, wie natürlichen Einfachheit zurückführen müsse, während die Wissenschaft titanenartig den Himmel zu stürmen versucht, dadurch den Blick auf die Erde verloren und eine babylonische Sprachverwirrung veranlaßt hat, worin die Begriffe über Gut und Böse, Recht und Unrecht, Tugend und Sünde, Sittlichkeit und Laster verdreht worden sind und, statt den Menschen zu idealisiren, geistig und sittlich zu heben, der gröbste Materialismus gelehrt und nur weltlicher Besitz und sinnlicher Genuß angestrebt wird."

B. „Sie haben Recht, Hr. P. Wie sollte ich leugnen können, wo geschichtliche Thatsachen, wo die Zustände der Gegenwart noch für Sie reden? Aber Sie haben dennoch nur scheinbar Recht. In der That, die Grundsätze, worauf das Leben der Menschen, das staatliche, gesellschaftliche und religiöse, gebaut ist, wurden durch die neueren Bestrebungen vielfach über den Haufen geworfen, viele Errungnisse des Lebens in Frage gestellt. Aber Sie irren, wenn Sie den Grund hierfür in der Loslösung von der Kirchlichkeit suchen. Das Christenthum hat in sich nie die Mittel der Bildung und Erziehung für das Menschengeschlecht

besessen, wenigstens sie nicht aus sich, sondern dem Juden- und Heidenthum entnommen, obwohl es beide vielfach geschmäht und hochmüthig sich über sie erhoben hat. Im Judenthum wurzelt das Christenthum, und die Elemente der Wahrheit und Sittlichkeit, welche jenem angehören, hat es für sich in Anspruch genommen, aber dem Volke entstellt übergeben. Man machte Grundsätze des blinden Glaubens daraus, welche weder Geist noch Herz zu bilden geeignet sind. Man klärte das Volk nicht auf, lehrte es nicht erkennen und begreifen, sondern zwang es zu glauben, und machte aus der gläubigen Christenheit auch in sittlicher Beziehung eine blind folgende Heerde, nicht mit Bewußtsein und freiem Willen handelnde Menschen; indem man den Geistlichen, also Fremden, den Schlüssel des Himmels, die Macht zu binden und zu lösen gab, welche jedem Menschen selbst gehört und ein unveräußerliches Gut der ihm inwohnenden geistigen und sittlichen Kraft ist. Die classische Bildung des Heidenthums wurde der Kirche durch Araber und Juden vermittelt, aber dem Volke wieder vorenthalten, selbst von der Geistlichkeit im Ganzen und Großen nur mechanisch gepflegt. Das Maaß des Wissens wurde selbst für die Geistlichen vorgeschrieben und überwacht; die meisten Mönche wurden nur zu bewußtlosen Abschreibern und Cultusdienern benutzt; die Schulen waren nicht Volksschulen, sondern nur Bildungsstätten für die Geistlichkeit, nicht Erziehungsstätten für das Leben. Für das Volk wurden und werden sogar Denk- und Gewissensfreiheit, Toleranz und Rechtsgleichheit von der Kirche verpönt. Diese sind jedoch unbestreitbar die Grundsätze, worauf das ganze Leben der Menschen, das staatliche, gesellschaftliche und religiöse Leben unsrer Zeit gegründet ist und gegründet sein muß. Die Kirche wirft diese indeß über den Haufen und stellt die geistigen Ereignisse

der Gegenwart in Frage, um die Herrschaft der Vergangenheit und des Mittelalters wieder anzuregen und die leibliche und geistige Knechtung des Volkes wieder möglich zu machen. Nicht blos Communismus und Socialismus lösen die Bande des gesellschaftlichen Besitzes und Erwerbes; auch die Kirche thut es, welche Vermögen für sich sammelt, und die Menschen lehrt, sich ihres Besitzes zu entkleiden, um es der Kirche zu schenken, der Welt zu entsagen, um dem Himmel zu leben. Heißt das, die Menschen zu guten Thaten heranbilden und befähigen? Das heißt, die Gegensätze der Welt unversöhnt neben einander stehen lassen, nicht sie im Menschen und in deren weltlichem Leben zur Ausgleichung bringen. Das heißt nicht, die Menschen zu idealen Zwecken erziehen, sondern den Materialismus in ihnen hervorrufen und großziehen, indem sich auch nicht einmal die Kirche ideeller Grundsätze und Handlungsweisen fähig zeigt."

P. „Sie, Hr. B., schlagen den Einfluß des kirchlichen, oder sage ich für Sie lieber, selbst des religiösen Geistes für gar nichts an?"

B. „Darin irren Sie, Hr. P. Ich achte vielmehr den Einfluß des religiösen Geistes und schlage ihn nicht nur sehr hoch an, sondern halte ihn sogar für unentbehrlich und seine Abwesenheit für unbedingt schädlich und verderblich. Indeß danke ich Ihnen für das Zugeständniß, welches Sie mir oder vielmehr dem Judenthum machen, daß Sie diesem einen religiösen Einfluß zuerkennen und es somit als religiöse Institution gelten lassen."

P. „Ich bedaure doch hier ein Mißverständniß corrigiren zu müssen. Ich sprach nicht vom Judenthum, sondern von der Kirche, deren religiösen Charakter ich hervorhob, weil Sie doch diesen gelten lassen müssen, wenn Sie auch mit Anderen die Noth-

wendigkeit ihrer weltlichen Herrschaft oder, sage ich lieber, ihres Einflusses auf die Dinge und Verhältnisse der Welt bestreiten. Indeß halte ich mit Anderen fest daran, daß das Judenthum auf den Charakter einer Religion nicht eigentlichen Anspruch machen kann, sondern vielmehr denjenigen einer staatlichen Gesetzgebung hat, nur daß den Gesetzen des Judenthums religiöse Motive unterliegen, zum Unterschiede von der heidnischen, selbst noch römischen Gesetzgebung, welche nur die rein weltlichen Interessen im Auge hat, nicht wie sie nach dem absoluten Recht sich gestalten sollten, sondern wie sie Macht und Ueberlieferung gestaltet, also das historische Recht überliefert hatte."

B. „Wenn Sie, Hr. P., auf die weltliche Macht der Kirche Gewicht legen und diese, wie Sie thun, als Einfluß der Kirche auf die Dinge und Verhältnisse der Welt definiren: so werden sich in dem fraglichen Punkte unsere beiden Religionen nicht anders unterscheiden, als nur darin, daß das Christenthum als Theorie hinstellt, was das Judenthum praktisch ausführt. Im Principe aber sind sich beide dann gleich. Das mosaische Gesetz manifestirt sich zum Unterschiede von dem Evangelium nicht blos in moralischen Lehren, sondern in deren Anwendung auf die damaligen Verhältnisse des praktischen Lebens. Nicht die Formen an dieser Gesetzgebung sind darum die ewig gültige Wahrheit des Judenthums; — diese bleiben sogar oft gegen die absolute Wahrheit und die ideale Tendenz des Gesetzgebers zurück, weil er den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragen und vorläufige Concessionen machen mußte: sondern das Substrat der göttlichen Lehre und ewig gültigen, absoluten Moral, worauf das Gesetz gebaut ist. Immerhin hat Paulus Recht von der zuchtmeisterlichen Tendenz und den pädagogischen Zwecken des mosaischen Gesetzes zu sprechen und meinetwegen ihm auch eine vorbereitende

Stufe und erziehliche Tendenz auf Jesus oder das Christenthum zu vindiciren, wenn er von seinem Standpunkte aus meint, dessen Bedeutung in der Aufstellung der Moralprincipien als leitender Grundsätze zu finden, nach welchen die Menschen ihre Handlungen frei und selbstständig zu regeln haben. Aber auch Moses konnte die Erkenntniß dieser Grundsätze und die freie bewußte Regelung des Lebens nach solchen Maximen um so weniger gleichgültig sein, als die Praxis der damaligen Gesetzgebung ja den idealen Verhältnissen noch nicht entsprach und davon die Fortentwickelung sowohl der religiösen Gesetzgebung als des religiösen Lebens abhing. Daher übernahmen es auch sofort schon die alten Propheten, die ideale Seite der Gesetzgebung gegen die blos formale, und das innerliche Erkenntniß-Leben gegen das blos äußerliche, werkthätige hervorzukehren und auszubilden. Diese Erscheinung ist durchaus keine Errungenschaft des spätern Christenthums, sondern gehört der ganzen Entwickelungsgeschichte des Judenthums an und wurzelt in demselben. Nur weil in Jesu Zeiten die religiösen wie politischen Verhältnisse einer mächtigen Umwandlung entgegengingen, dessen nicht blos die damaligen geschichtlichen Ereignisse, sondern auch die Bewegungen und Kämpfe der politischen und religiösen Parteien in der damaligen Zeit Zeugniß sind, trat auch in Jesu und seinen Aposteln die alt-prophetische Richtung des Judenthums zur Geltendmachung der allgemeinen Grundsätze der Religion, zur Regelung des neuen Lebens und zur Ummodelung seiner formalen Seiten hervor."

P. „So wahr dies auch Alles sein mag, so enthält doch die mosaische Gesetzgebung zu viel der juridischen Elemente, um von einer gewöhnlichen, staatlichen Gesetzgebung sich wesentlich zu unterscheiden. Der Art sogar ist das juridische Element dem

Judenthum charakteristisch, daß selbst die spätere talmudische und rabbinische Gestaltung des Judenthums noch einen wesentlich juridischen Charakter trägt und hierdurch Ursache für die ausgebildete Casuistik des Judenthums geworden ist."

B. „Ich bewundere Ihre geschichtliche Auffassung des Judenthums. Aber Sie irren doch, wenn Sie den juridischen Charakter des Talmuds und des rabbinischen Judenthums lediglich auf Rechnung der alten mosaischen Zeit setzen, während hier vielmehr der Einfluß des römischen Jus nicht zu verkennen ist. Im Mosaismus finden wir nicht blos Gesetze, sondern den Ausspruch von Principien, von denen im juridischen Gesetzbuche nie die Rede ist. So spricht Moses das Princip der monogamischen Ehe, wie die Gleichheit und die Freiheit aller Menschen aus. Alles dies wurzelt in dem Grundsatze von der Einheit des Menschengeschlechts, welche Moses trotz der Verschiedenheit der Racen aus der Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Menschenpaare, wie solche in der Schöpfungsgeschichte erzählt wird, erklärt und trotz der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Völkersprachen aus der Nachweisbarkeit einer einheitlichen Ursprache ableitet, wie dies in der Erzählung vom babylonischen Thurmbau berichtet wird. Von diesem Grundsatze ist die Stellung der Frauen, der Sclaven und der Fremden bedingt, und daraus folgen die Gesetze von der Gleichberechtigung der Frauen, der Unterdrückung der Sclaverei und dem Fremdenrecht, wofür es heißt: „Eine Lehre (Grundsatz) und Ein Recht (Gesetz) für Alle, Einheimische wie Fremde" und ferner: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, auch denjenigen, welcher dir fremd und feindlich gesinnt ist"; hier ist also das Princip der Feindesliebe. Daraus folgen die Gesetze von der Aufhebung der Standesunterschiede, und zur Verhütung der Massenarmuth und des

Massenreichthums die Vorschriften über Armenabgaben und -Einrichtungen. Trotz dieser einheitlichen Bestrebungen des Mosaismus aber, womit er nicht blos Israel, sondern die ganze Menschheit umfaßte, finden wir doch nicht, wie im römischen Staate, auf palästinensischem Boden ein Centralisationssystem, welches die Gleichheit aufgehoben oder die Freiheit unterdrückt, oder die eine auf Kosten der andern begünstigt hätte, also etwa Bevormundung und Hemmung der individuellen Thätigkeit, oder Unterscheidung der Stände und Kasten. Moses selbst und auch die Richterperiode kannte noch nicht einmal eine centralistische Regierung, und vom principiellen Standpunkte wurde ihre spätere Führung ungern geduldet. Aber selbst unter den Königen wurden die großen Principien der Freiheit und Gleichheit in Israel nie angetastet. Erst die Einführung griechischer und römischer Sitten unter den maccabäischen und den herodianischen Königen änderte hierin Manches, schuf auch das aristokratische Priesterthum, rief die Kämpfe des demokratischen Pharisäismus hervor, zersetzte hierdurch nicht nur das jüdische Staatswesen, sondern auch das jüdische Religionssystem und führte so den Fall und Untergang des jüdischen Staates herbei, eben weil dieser kein jüdischer mehr war, während der Unterbau des jüdischen Religionssystems ein göttlicher, ewiger ist und darum nicht zerstört werden konnte, ohne zugleich seiner Wiederbelebung gewiß zu sein."

P. „Nach Ihrer Auffassung, Hr. B., fänden doch wesentliche Unterschiede zwischen der Kirche und dem Judenthum nicht Statt."

B. „Zu dieser Annahme darf Sie eine äußerliche Aehnlichkeit nicht verleiten. Selbst wenn es eine innere, principielle wäre, würde die Annahme bei so verschiedenen Tendenzen und Richtungen beider Religionen noch gewagt sein. Denn wenn

auch Juden- und Christenthum ihren religiösen Einfluß auf die Dinge und Verhältnisse der Welt geltend zu machen suchen, so ist sowohl der Geist beider Religionen verschieden, als die angewandten Mittel es sind. Es ist hier so recht der Spruch anwendbar: „Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe."

P. „Nun freilich hat das Judenthum keinen Anspruch auf den Namen und das Wesen der Kirche."

B. „Seien Sie nur nicht zu stolz hierauf, Hr. P. Wir weisen diese Gleichnamig- und Gleichartigkeit sogar zurück."

P. „Wie Sie überhaupt allen Antheil an unserm Herrn und Heiland schnöde zurückweisen."

B. „Sagen Sie nicht „schnöde". Weder ich, noch das Judenthum haben dabei eine feindselige oder beleidigende Absicht im Sinne, um so weniger, als ich die Ableitung, welche das Deutsche „Kirche" aus dem griechischen Kyrios entstammen läßt, nicht einmal für die richtige halte. Ich glaube vielmehr, daß es dem lateinischen Kirkus, — so sprachen ja bekanntlich die Römer ihr Circus —, entsprungen ist, indem der Circus Maximus, dieser große, ursprünglich für Gladiatoren und Thierkämpfe bestimmte Raum, der römischen Christengemeinde als erster Platz zur Abhaltung ihres öffentlichen Gottesdienstes überwiesen wurde. Jedoch ist dies Alles nur äußerlich; es findet ein wesentlicher, innerer Unterschied Statt. Das Judenthum ruht auf der Basis freier Entwickelung, und eigner Selbstbestimmung bei allen Handlungen, die dadurch auch erst recht zu moralischen werden, während die Kirche, sich zu einer weltlichen Macht entwickelnd und davon auch als ihr unentbehrlich nicht ablassend, die Gläubigen zu den von ihr intendirten Handlungen zwingt. Das Judenthum betont den freien Willen der Menschen im Gegensatze zur Natur und übrigen Schöpfung, welche dem

von Gott ihr vorgeschriebenen, unabweisbaren Gesetze gehorcht. Auch der Mensch gehorcht einem Sitten-Gesetze, aber mit freiem Willen. Dies macht das Unterscheidende, seine Menschenwürde aus. Der Mensch soll das Gute thun, aber er kann das Böse thun. Das Böse, die Sünde, geht vom Menschen selbst aus, und nur von ihm. Es findet sich weder bei Gott, noch irgendwo in der Natur. Das lehrt der Sündenfall des ersten Menschenpaares. Die Kirche aber herrscht, und zwingt zu den Handlungen der Sittlichkeit durch Kirchenstrafen. Weit entfernt also, daß das Judenthum dem Joch der Gesetzlichkeit unterliegt, dem es nur auf die äußerlich formale Vollführung der vorgeschriebenen Handlungen ankomme, ist dies gerade ein Vorwurf, wenn auch nicht des ursprünglichen, doch kirchlichen Christenthums. Das Princip selbstbestimmender Freiheit ist dem Judenthum, wie in der alten Zeit, auch in der neuern eigen geblieben. Die jüdischen Gemeinden sind sämmtlich autonom und unterliegen in religiösen Dingen keiner oberhirtlichen Bestimmung. In gleicher Weise verhält es sich mit dem Individuum in Bezug auf dessen religiöses Leben; es ist dies ein durchaus freies, wofür jeder nur sich und seinem Gotte verantwortlich ist. Das religiöse Leben des Christen ist dagegen von der Kirche vorgeschrieben; der Gläubige ist daher der Kirche für seine religiöse Denk- und Handlungsweise verantwortlich und wird bei öffentlicher und fortgesetzter Renitenz von dieser ausgestoßen, — Maßregeln, welche das Judenthum nicht kennt. Das religiöse Leben des Juden ist daher wohl nach Materien schriftlich geordnet, aber nicht nach Gesetzesparagraphen codificirt."

P. „Für das moderne Judenthum mag Ihre Anschauung passen, für welches Ausnahmezustände vorhanden sind und Ausnahmeregeln gelten. Das alte Judenthum hatte indeß

sowohl eine politische, wie religiöse Obergewalt, der es unterthan war."

B. „Ich wies für die Politik schon nach, daß die Einsetzung des Königthums auf der Nachahmung einer fremden Sitte beruhte, während dem mosaischen Oberpriesterthum durchaus keine Macht und Herrschaft beigegeben war. Der ganze Priesterstamm war vielmehr besitz- und machtlos, wohnte unter den Stämmen zerstreut und erhielt seinen nothdürftigen Lebensunterhalt aus den Händen des Volks. Das spätere Synhedrion war wohl eine religiöse, aber keine priesterliche Oberbehörde und ging aus den Zuständen des maccabäischen Priesterkönigthums hervor. Dieses selbst war dem Geiste des Judenthums fremd, daher auch das von ihm eingesetzte Synhedrion, eine Behörde, in welcher der Priesterkönig wohl präsidirte, welche aber, aus Schriftgelehrten zusammengesetzt, den eigenmächtigen und herrschsüchtigen Bestrebungen des Priesterkönigs das Gegengewicht zu halten bestimmt war. Der Name „Synhedrion" verräth schon das Fremdartige dieser Behörde."

P. „O, dann müßte auch die „Synagoge" mit ihrem griechischen Namen dem Judenthum fremd sein; Auch sie hat ja ihren Ursprung in derselben Zeit."

B. „Gewiß! Ich lege auch darauf nicht das einzige Gewicht. Beide aber, Synagoge und Synhedrion, traten den herrschsüchtigen Priesterbestrebungen der damaligen Zeit entgegen, um die freie Entwickelung des jüdischen Geistes nicht zu hemmen. Wie das Synhedrion durch seine Schriftgelehrten zu hindern suchte, daß das religiöse Leben nicht gesetzmäßig nach dem Willen des Einzelherrschers sich ausbildete und dadurch stagnirte, so trat die Synagoge dem äußerlichen, formalen Tempelcultus entgegen, machte die Schriftvorlesungen und -Erklärungen zum Mittelpunkte

des Gottesdienstes und suchte durch Verbreitung der Kenntniß und des Verständnisses der Schrift ein freies, geistiges und selbstbewußtes Religionsleben zu entwickeln. Also ganz dem Geiste des modernen Judenthums entsprechend und dem Wesen des Kirchenregiments mit seiner weltlichen Herrschaft auf der einen und dem kanonischen Gesetze auf der andern Seite, welche sich ergänzen und decken, entgegen."

P. „Sie verleugnen aber doch bei allem dem die Nothwendigkeit nicht, daß der religiöse Geist die Dinge und Verhältnisse der Welt beeinflussen und beherrschen müsse."

B. „Gewiß nicht! Der göttliche Geist wird ja in der Bibel schon von vornherein als das den Erdenstoff belebende und die Erdenwesen beherrschende Element bezeichnet. Und dieser göttliche Geist manifestirt sich in dem religiösem Geiste des Menschen. Nur durch ihn, seine belebende und beherrschende Kraft, ist der Mensch Mensch und bleibt es. Ohne denselben wäre nnd würde er Thier. Daraus folgt aber auch, daß das eigentlich Menschliche und Humane dem Göttlichen und Religiösen nicht entgegensteht. Der Mensch ist eben Mensch durch die Verbindung des Göttlichen und Stofflichen; mit dem Stofflichen allein wäre er Thier, mit dem Geiste allein Engel. Stoff und Geist haben freie Rechte im Menschen; die Herrschaft kommt dem Geiste zu. Aber es ist irrig, das Humane als solches dem Kirchlichen, wie Göttlichen und Religiösen, entgegen zu stellen und als widersprechend und einander aufhebend zu erklären, wie zu lehren, daß des Menschen Bestimmung hier gar nicht auf Erden, sondern im Himmel, in der Welt des Geistes und der Geister, zu suchen sei, daß er somit der Welt, weltlichem Besitze, weltlichen Genüssen, weltlichen Bestrebungen und weltlichen Freuden entsagen, sich von der Welt zurückziehen, in einem Kloster ab-

sperren und dem Mönchs-, Nonnen- und Heiligen-Leben sich hingeben müsse. Alles dies sind christliche Verirrungen, aus der falschen, kirchlichen Auffassung von Geist und Stoff und ihrem Verhältnisse zu einander hervorgegangen. Richtig bezeichnet dagegen schon die Bibel das Verhältniß Beider mit den einfachen Worten: „Der Himmel gehört Gott an, und die Erde hat er dem Menschen übergeben!“

P. „Aber ist diese Stelle und Auffassung nicht heidnischer Natur, während das N. T. das Richtigere in dem Ausspruche unsers Heilands enthält: „Gebet Gott, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ das heißt doch: Wir sollen das Göttliche und Weltliche, das wesentlich verschieden ist, trennen und getrennt halten?“

B. „Der Ausspruch Jesu hatte durchaus nicht eine solche Tragweite, wie die Kirche ihm gibt. Gefragt von seinen Feinden, die Gelegenheit und Veranlassung suchten, ihn der weltlichen Behörde, der herrschenden Römermacht, deren Partei auch diese seine Feinde angehörten, zu überliefern, ob er die Verpflichtung anerkenne, die römischen Steuern zu bezahlen, welche bekanntlich Viele damals nicht als berechtigt anerkannten, und von deren Druck sie sich zu befreien suchten: gab Jesus, mit politischer Klugheit ausweichend, jene bekannte Antwort, deren Sinn ganz einfach ist und, wie ich sagte, die untergelegte Tragweite durchaus nicht besitzt. Die Kirche nur, für ihren Grundsatz von der Trennung des Göttlichen und Weltlichen im Menschen eine biblische Belegstelle suchend, hat diese Worte Jesu deutelnd dazu benutzt.

Sie bezeichnen aber auch mit Unrecht die Stelle und Anschauung des A. T. als heidnisch; vielmehr ist Ihre kirchliche

Auffassung so zu bezeichnen, denn sie wurzelt in der heidnischen Idee von der Schlechtigkeit der Welt und ihrer Materie. Wie Gott nicht mit ihr in Berührung komme, so müsse auch der göttliche Geist des Menschen sich von ihr zurückziehen. Die Berührung der Welt und ihrer Materie verunreinige und entweihe Gott und das Göttliche, denn die Materie ist dem Göttlichen entgegengesetzt, nicht von Gott geschaffen, sondern von ihm vorgefunden, aus der er die schlechte Welt geformt habe, schlecht, weil der schlechte Stoff die Formung keiner bessern zuließ. Das Judenthum lehrt aber, daß der Stoff von Gott ursprünglich geschaffen, und die Welt nach seinem Willen vollkommen sei, wie auch die Bibel sagt: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.“ „Und Gott sah Alles, was er gemacht hatte, und sieh, es war sehr gut.“ Die Materie hat also nichts Ungöttliches, Entheiligendes und Entweihendes an sich, so das Göttliche mit ihr in Berührung kommt. Sonst müßte die Schöpfung des Menschen, als durch Gottes Geist belebt, von vornherein als verfehlt angesehen und als die niedrigste Creatur hingestellt worden sein, während sie doch die höchste ist. Der Materie ist freilich eine niedrige Natur an sich eigen, aber sie gewinnt eine höhere durch die Berührung und Verbindung mit dem Göttlichen. Erst wenn dieses sich von ihr trennt, was durch die Sünde geschieht, sinkt die Materie wieder auf ihren ursprünglichen niedrigen Standpunkt zurück. Ohne Herrschaft des göttlichen Geistes in ihm wäre der Mensch weniger als ein Thier, das doch bewußtlos wenigstens den Willen Gottes erfüllt, den Zweck seines Daseins nicht verfehlt, wie er ihm von Gott gegeben ist. Erst durch die Weihe der Materie an dem Menschen, d. i. der Welt, ihrer Dinge und Verhältnisse, mittels der Herrschaft des göttlichen Geistes im Menschen wird der

Mensch wahrhaft zum Menschen. Durch die Aufgebung der Welt aber ist der göttliche Geist weit entfernt zur Herrschaft gekommen, und der Mensch weit entfernt ein reiner Geist, Gott geworden zu sein: vielmehr ist das Dasein der Menschen auf Erden und die Verbindung der weltlichen Materie mit dem göttlichen Geiste zwecklos geworden; der Mensch hat seine Bestimmung, seinen Beruf auf Erden verfehlt. Ich habe also ein Recht zu sagen, die christliche Auffassung von der Herrschaft des göttlichen Geistes, von der Religion und deren Einfluß auf die Dinge und Verhältnisse der Welt nach dem Sinn und der Tendenz der Kirche ist durchaus irrig."

P. „Erlauben Sie mir auf Ihre scharfe Kritik nur die eine leise Frage: Laufen Sie nicht Gefahr, während Sie vom Geiste Gottes im Menschen reden, dafür den Geist des Menschen selbst anzusehen, und halten Sie nicht darum schon für nothwendig, diesem schwachen und irrenden Menschengeiste gegenüber das ewige, göttliche und nothwendige Gesetz der Kirche gegenüber zu stellen?"

B. „Wie Sie doch unwillkürlich von selbst mir immer näher kommen! Das ist die zwingende Macht der Wahrheit, darauf beruht ihr Sieg. Also wieder Gesetz. Ich acceptire Ihr Zugeständniß, daß dem schwachen, irrenden Geiste des Menschen ein zwingendes Gesetz Gottes und der Religion gegenüber stehe. Diese zwingende Gewalt ist aber nicht wie bei der leblosen Natur das unausweichliche Naturgesetz, sondern das Sittengesetz, dem freilich nach Art des kategorischen Imperativs eine innerlich zwingende Gewalt inwohnt, dem aber der Mensch mit freier Entschließung gegenüber steht. Das Joch der Gesetzlichkeit ist demnach weder etwas Verwerfliches, noch ein abgenöthigtes Compromiß für die faktischen Zustände des schwachen

und irrenden Menschengeistes, sondern eine innerliche Nothwendigkeit. Von diesem Gesichtspunkte nennt auch das Judenthum die mit freiem Willen geübte, gute That des Menschen ein göttliches Gebot, nicht weil sie äußerlich, sondern innerlich dem Menschen geboten ist; und weil eine solche freie Entschließung nur durch „Erkenntniß" vollzogen wird, nennt Moses seine Gesetzgebung nicht „Gesetz," sondern „Lehre." Selbst das Zehngebot nennt sich nicht Gesetz, sondern „zehn Aussprüche". Wenn hierbei die Resultate solcher Erkenntniß in Form von Gesetzen mitgetheilt werden, so wird dadurch die ganze Auffassung nicht alterirt. Die praktische Ordnung der Welt und des gesellschaftlichen Lebens, wie es Moses schaffen wollte, konnte die Ausübung der Gesetze nicht von der Erkenntniß und der freien Entschließung des Einzelnen abhängig machen. Auch die Casuistik des talmudischen Rabbinenthums erklärt sich dadurch, daß das religiöse Leben erhalten und gerettet werden mußte, auch wenn die Ungunst der Zeiten Verbreitung der Lehre und Erkenntniß nicht immer möglich machte. Im Allgemeinen aber und dem Einzelnen, nicht dem Staate gegenüber, beruht das religiöse Leben auf Erkenntniß und freier Entschließung, der keinerlei äußerlich zwingende Gewalt zukommt. Auch darum ist es so verkehrt, daß die Kirche eine weltliche Herrschaft anstrebt und vorgibt, dies im Dienste Gottes und des religiösen Lebens zu thun."

P. „Ich muß Sie dann aber bitten, mir die Unterscheidungsmerkmale anzugeben für den wahren und falschen Geist Gottes im Menschen."

B. „Ich meine, daß uns dafür die heiligen Schriften eine hinreichende Handhabe bieten; ebenso die Natur wie die Geschichte der einzelnen Menschen und Völker. In allen dreien offenbart sich der wahre Geist Gottes. Daß z. B. die Resultate der sich

überstürzenden und dann wieder bekämpfenden und zerstörenden Philosophie, daß das Heidenthum mit seinen menschlich gedachten und menschlich handelnden Göttern nicht Offenbarungen des wahren Gottesgeistes sein können, gibt sich von selbst zu erkennen."

P. „O, gewiß das!"

B. „Dann aber werden Sie mir auch zugeben, daß der kirchliche Geist, welcher auf Verdummung statt Aufklärung, auf Aberglaube statt Belehrung ausging, Angst und Aufregung statt Trost und Beruhigung, Streit und Hader statt Friede und Versöhnung verbreitete, und Religionskriege anfachte, wie auch den politischen Kriegen eine kirchlich-religiöse Unterlage gab, um die Herzen unversöhnlicher zu machen und die Resultate des Krieges zur Erstarkung und Ausbreitung der weltlich-kirchlichen Macht und Herrschaft auszubeuten, nicht der wahre Geist Gottes sein kann. Und doch gibt sich thatsächlich und geschichtlich die Kirche mit ihren Bestrebungen bis auf den heutigen Tag so kund. Dadurch hat die Kirche ebenso viel oder noch mehr Unheil angestiftet, als Heil gebracht, ebenso viel oder noch mehr Schlechtes, als Gutes bewirkt. Dadurch auch sind so viele denkende Geister der Kirche und Religion abwendig gemacht worden. Die Kirche hat mit Feuer und Schwert gewüthet, schlimmer als der deßhalb geschmähte Islam. Die Domäne des wahren Gottesgeistes aber ist Ueberzeugung und Friede, und die Mittel seiner Herrschaft sind Worte der Belehrung, Tröstung und Versöhnung. Mit diesen Mitteln kämpft das Judenthum, nach dem Beispiele Jacob's, einen Kampf des Geistes, der zum Heile, zur Erhebung, und nicht zur Unterdrückung führt."

P. „Auch die Kirche hat ja das Seelenheil der Bekämpften im Auge."

B. „Aber ihre Mittel sind doch gewaltthätige, die, von dem falschen Menschengeiste benutzt, Fanatismus, das Gelüste nach weltlicher Herrschaft, Habsucht und wie die bösen und falschen Geister alle heißen, erzeugten und das gewisse Elend auf Erden bewirkten, um das problematische Unheil des Jenseits zu verhüten, den irdischen Leib verbrannten, um die himmlische Seele vor dem vermeintlichen Höllenfeuer zu retten.“

P. „Nur Ihr Unglaube kann Sie so sprechen lehren.“

B. „Wäre ich auch Christ, dürfte ich es doch noch als zweifelhaft hinstellen, erstens ob der Gott der Liebe und Gnade ein so hartes Gericht des Zornes und der Rache übt, und zweitens ob Gott den Menschen mit seinem Richteramt auf Erden betraut hat. Sind denn die Menschen auf Erden gewiß, daß das Feuer des Scheiterhaufens, welches trotz der Qualen keine andre Ueberzeugung bewirkt, das göttliche Urtheil im Himmel ändern werde? Ich bleibe eben dabei, die Religion hat keine weltliche Herrschaft und Gewalt zu üben; ihre Mittel sind nur Lehre und Ueberzeugung, ihre Worte Tröstung und Versöhnung, Liebe und Frieden, nicht Haß und Verfolgung.“

P. „Haben doch auch Ihre Priester weltliche Gewalt geübt.“

B. „Ich bemerkte schon, daß dies vorübergehende Ausnahmezustände waren, dem Geiste des Judenthums widersprechende und widerstrebende, von Außen hineingetragene Verhältnisse, welche in der That auch dem Judenthum zum Nachtheil geriethen und den Verfall des jüdischen Staats zur Folge hatten. Um aber nicht ins Leere, sondern mit thatsächlicher und geschichtlicher Unterlage zu kämpfen, brauche ich für die Kirche nur auf die Väter von der Gesellschaft Jesu hinzuweisen, deren falsches, sittenloses und gefährliches Treiben unter dem Schutze der Kirche und der Päpste fast alle Staaten nöthigte, sie zu vertreiben,

bis diese denn auch endlich den Papst Clemens XIV. zwangen, ein Gleiches zu thun, nämlich die Thätigkeit des Ordens staatlich zu verbieten und kirchlich aufzuheben. Wie wollen Sie nun die Unfehlbarkeit jenes Papstes rechtfertigen, wenn der heutige Papst jene That verwirft und mit unsrer Zeit in Conflikt lebt, welche zu derselben Maßregel wieder übergehen, die Macht und Herrschaft der Kirche bekämpfen und die Jesuiten neuerdings des Landes verweisen muß?"

P. „Sie werden die bösen Folgen dieser verkehrten That auch schon jetzt gewahren. Gerade dieser Orden ist es ja, welcher vorzüglich die Belehrung und Erziehung, die weltliche wie religiöse, geleitet hat. Mit der Aufhebung von dessen Thätigkeit wird die materielle Richtung der Menschen an Macht gewinnen, je weniger Pflege die ideelle findet, und der Geist des Unglaubens und der Irreligiösität wird in demselben Maße sich die Herrschaft aneignen, als diejenige der Kirche und Religion unterdrückt wird.

Ueber dieses Thema hätten wir indeß noch lange zu reden. Ich erlaube mir daher den Vorschlag, den Gegenstand an einem andern Abende wieder aufnehmen zu dürfen, denn ich muß befürchten, durch einen zu lang ausgedehnten Besuch, den ehrenwerthen Herrschaften lästig zu werden."

Die Ermüdung mag beim Pater nicht erheuchelt gewesen sein; in Wahrheit war es ihm aber darum zu thun, sich für die Fortsetzung des Kampfes neue Geisteskräfte zu sammeln. Die Fehde berührte jetzt nicht blos gleichgültig gewordene Vorgänge der Vergangenheit, sondern die neuesten Ereignisse der Gegenwart. Da wollte der Pater vollständig gerüstet auf dem Kampfplatze erscheinen. Er zog es deßhalb vor, sich zurückzuziehen.

Bei der Familie Baruch fand der Vorschlag des Paters williges Entgegenkommen, denn man befürchtete, den Gast durch die fortgesetzte Bekämpfung seiner Ansichten auf die Dauer zu reizen. Dennoch schied man von einander mit dem Versprechen und der Hoffnung, sich bald wieder zu sehen.

Es war aber in der That auch nicht mehr früh am Abende, und da das Abendmahl in Gemeinschaft mit dem Pater verzehrt worden war, hatte zwar die Familie keinen Grund gehabt, den Gast zum Aufbruch zu drängen; aber es war auch für sie nicht Zeit mehr, länger zusammen zu bleiben. Nach der Verabschiedung des Paters zogen sich deßhalb auch die Mitglieder der Familie in ihre Einzelgemächer zurück.

VII.

Der andre Abend.

Der andre Abend, an welchem der Pater die Fortsetzung des abgebrochenen Gesprächs suchen und geben wollte, ließ lange auf sich warten. Er hatte die Fruchtlosigkeit des Kampfes mit Hrn. Baruch geradezu erkannt, und eine erneute Unterredung mit dem Prior, welche er sowohl zu seiner Rechtfertigung wie Belehrung nachsuchte, hatte ihn in seiner Ansicht bestärkt. Er war deßhalb lange zweifelhaft, ob er die bisherigen Besuche im Hause des Hrn. Baruch fortsetzen solle. So äußerte er sich beim Prior, und dieser theilte dieselbe Ansicht, überließ das Weitere jedoch vorläufig dem eignen Ermessen des Paters. Er gab ihm die Fortsetzung der Besuche nicht auf, hielt ihn aber auch nicht davon zurück, denn er konnte sich eigentlich nicht bei den bisherigen Siegen des Juden beruhigen und hoffte zuletzt doch auf einen günstigen Ausgang für das Christenthum, ja hielt sich eines solchen versichert.

Bei dem Pater wirkte indeß mehr der Gedanke an Julia, als die Rücksicht auf seine Religion. Der religiöse Groll hatte ihn schon zu lange von dem Mädchen entfernt gehalten; es drängte ihn wieder nach dem Baruch'schen Hause.

Wie aber sollte er seine lange Zurückhaltung entschuldigen, und wie sein plötzliches Erscheinen erklären?

Die Verhältnisse sind oft mächtiger, als der Wille des Menschen. Sie wirken oft gegen, oft für ihn. Dieses Mal drängten sie den Pater zur Fortsetzung seiner Besuche.

Dem Gesetze über die Aufhebung des Jesuiten- und der ihm anverwandten Orden war das Gesetz über die obligatorische Civilehe schnell gefolgt. Ein jüdischer Mann der Stadt, welcher mit einer Christin verlobt war und im Begriffe stand, sich taufen zu lassen, hatte das neue Gesetz zur Erreichung seines Zweckes benutzt. Dieser Mißerfolg ließ den Pater nicht ruhen. Es drängte ihn zu Hrn. Baruch hin, um davon zu reden und sein Erscheinen, wie sein Ausbleiben zu erklären.

„Ei, Hr. Pater," kam ihm nach der ersten Begrüßung Hr. Baruch entgegen, „sehen wir nach langer Zeit Sie auch einmal wieder bei uns? Seien Sie uns herzlich willkommen!" rief ihm die ganze Familie freudig entgegen. „Aber warum sind Sie denn so selten bei uns geworden?" fuhr Hr. B. fort.

P. „Sie kennen ja die Absichten des Juden, welcher mit der Christin verlobt ist und Willens war, sich taufen zu lassen. Seine Vorbereitungen zur Taufe, welche ich zu besorgen hatte, nahmen mich die ganze Zeit in Anspruch. Und jetzt, denken Sie, benutzt er das neue Gesetz, um durch die Civilehe seinen Zweck zu erreichen."

„Ich begreife Ihren Aerger über den vereitelten Seelenfang, Hr. P., denn die Mühe des vergeblichen Unterrichts werden Sie nicht in Rechnung ziehen; Sie haben ja immer belehrend gewirkt," sprach mit Ironie Hr. B. „Aber Sie begreifen auch meinen Aerger über die Bezeichnung des Mannes als „Jude." Kennen Sie seinen Namen nicht?"

P. „Wohl das! Aber erkennen Sie darin eine Beleidigung für sich oder den Mann?"

B. „Nicht das! Ich bin stolz darauf, Jude zu sein. Aber wozu die noch immer herrschende Gewohnheit, den Juden als Juden zu bezeichnen, wo seine Religion nicht in Betracht kommt?"

P. „Aber das war doch hier der Fall.“

B. „Nicht zunächst. Ich hätte mit seinem Namen die mir bekannte Persönlichkeit schon als Juden erkannt. Er heißt: Hr. Einstein und ist nur so zu bezeichnen.“

P. „Es ist in der That mehr Gewohnheit, als Absicht; jedoch erkenne ich Ihren Tadel für gerechtfertigt. Aber Sie tadeln doch gewiß auch die beabsichtigte Mischehe.“

B. „Gewiß! indeß nicht so sehr wie die beabsichtigte Taufe.“

P. „Mischehen setzen doch vollständige Irreligiösität oder religiöse Gleichgültigkeit voraus; bei der Taufe hätte die Ehe aber doch eine religiöse Weihe erhalten.“

B. „Der Form nach wohl, denn in Wahrheit wäre die Taufe auch nur ein äußerlicher, kein innerlicher Religionswechsel gewesen. Ich halte für mich eine Ueberzeugung von der höhern Wahrheit des Christenthums, wie Sie wissen, überhaupt für nicht möglich; dieser Mann ist dazu der Prüfung religiöser Wahrheiten gar nicht fähig.“

P. „Dann lassen wir den Mann mit seinem speciellen Falle und besprechen lieber die Civil- und Mischehe vom principiellen Standpunkte. Diese Besprechung wird uns dazu eine treffende Illustration zu der alten und neuen Aufhebung des Jesuitenordens liefern, womit wir voriges Mal abbrachen, um ein andres Mal damit fortzufahren.“

B. „So reden Sie, Hr. P.“

P. „Ich nannte schon den Jesuitenorden eine vorzügliche Stütze der geistigen Richtung, nach dessen Aufhebung die materielle wieder zunehmen würde. Ich sagte: der Geist des Unglaubens und der Irreligiösität werde an Macht gewinnen, je mehr die Herrschaft der Kirche und Religion beschränkt würde. Jetzt haben Sie zum zweiten Male den thatsächlichen Beweis vor

Augen. Zuerst ordnete alsbald nach der Vertreibung der Jesuiten die französische Gesetzgebung die Civilehe an, welche nun leider auch bei uns maßgebend geworden ist. Auch Sie leugnen doch den göttlichen Charakter der Ehe nicht, wenn Sie auch ihren sacramentalen nicht anerkennen. Und Jedermann wird zugeben, daß die Ehe die Grundlage aller staatlichen, sittlichen, und civilisatorischen Ordnung ist, und daß mit Auflösung oder auch nur unzarter und störender Anfassung dieser heiligen und heilsamen Institution diese Grundlage hinweggerissen wird, daß damit der ganze sittliche Bau, welchen die Menschheit darauf errichtet hat, zusammenstürzen muß, und alle geistigen wie sittlichen Errungenschaften früherer Jahrhunderte und bisheriger Bemühungen des Menschengeschlechtes in Frage gestellt werden."

B. „Ich bin nichts weniger als ein Lobredner der Civilehe, aber dennoch glaube ich, gehen Sie in Ihren Befürchtungen zu weit und schildern die muthmaßlichen Folgen derselben als wirkliche. Die Ehe ist gewiß eine der wichtigsten und dankbarsten Institutionen, aber ihr Jahrtausende alter, granitner Grundbau ist zu fest und hart, als daß er so leicht vor dem Andrang einer solchen Welle, wie die Civilehe, weichen könnte. Auch ist die Ehe nicht die einzige, wenn auch wichtigste Institution, wodurch die geistigen und sittlichen Errungenschaften der Menschheit gesichert werden. Diese selbst sind auch bereits zu sehr mit allen Einrichtungen, dem Denken und Leben der Menschen zusammen gewachsen, als daß sie so leicht davon gelöst werden könnten. Wo diese Schaden leiden, geschieht es nicht lediglich und allein in Folge der Civilehe, sondern in Folge der religionslosen und materiellen Richtung, welche unsre Zeit überhaupt beherrscht. Ein Beweis, daß die Kirche ihre eingebildete Herrschaft über die Geister und das Leben der Menschen nie besessen oder wieder

verloren hat, weil sie ideale Bestrebungen zu wenig förderte und die Zügel der Herrschaft zu stramm anzog. Da mußten diese reißen. Die Kirche zog es vor, über Sclaven zu herrschen, statt über denkende, freie Menschen. Die Freiheit, namentlich aber die Denkfreiheit, ist ein angeborenes und natürliches Recht des Menschen, welches er sich mit Gewalt nimmt, wo es ihm nicht gutwillig gegeben wird. Der Unglaube und der Materialismus unsrer Zeit sind eine Loslösung von der drückenden Herrschaft der Kirche und gleichsam eine Empörung des Sclaven gegen seinen despotischen Herrn. Die Civilehe selbst liefert hierfür den deutlichsten Beweis, denn ihre Anordnung und Einrichtung ist nur hervorgerufen und nöthig geworden durch die Uebergriffe und Anmaßungen der kirchlichen Herrschaft, welche Misch- und andere anstößige Ehen einzusegnen verweigerte, oder an ihre Einsegnung unerfüllbare und unberechtigte Bedingungen knüpfte. Ich sehe, Hr. P., Sie wollen mich unterbrechen; ich ahne Ihren Einwurf, daß Misch- und anstößige Ehen vom kirchlichen Standpunkte ungerechtfertigt seien. Religiöse Zwiespältigkeit und Gleichgültigkeit lassen die Ehe der sittlichen Unterlage entbehren; deren sie für das einträchtige Leben der Gatten und die ersprießliche Erziehung der Kinder bedarf. Aber die Möglichkeit solcher Ehen ist selbst wieder ein Beweis für meine Behauptung von der ungerechtfertigten Herrschaft der Kirche, woraus die ganze oppositionelle Bewegung der Reformation und in Folge dieser wieder die Nothwendigkeit solcher Ehen hervorgegangen ist. Oder wenn die Reformation selbst die Mischehe noch nicht bedingt, so doch der religiöse Indifferentismus und die materielle Richtung der Welt; Alles dies sind Früchte, welche an demselben Baume gewachsen sind."

P. „Meinen Einwurf hat Ihr Scharfsinn in der That

geahnt; aber eine Rechtfertigung der Civilehe erwarte ich Ihrerseits immer noch vergeblich."

B. „Ich erklärte Ihnen schon, Hr. P.: Auch das Judenthum erkennt die Ehe als eine göttliche, heilige Institution an, aber darum hat die kirchliche, oder sage ich die religiöse Trauung, die priesterliche Einsegnung nicht eine sacramentale Bedeutung."

P. „Die Priester sind aber doch Träger der Kirche und Religion, das Organ der göttlichen Regierung, des Kirchenregiments. Ist daher die Ehe eine kirchliche Institution, so folgt auch die Nothwendigkeit einer priesterlichen Trauung von selbst."

B. „Sie escamotiren sehr geschickt mit der Verwechselung der Begriffe, Hr. P. Ich bewundre Ihre Gewandtheit," setzte ebenso politisch wie verbindlich Hr. B. hinzu, „und ich bedarf meiner vollständigen Aufmerksamkeit, um Sie nicht als Sieger anerkennen zu müssen. Sie stellen nämlich kirchlich, religiös, göttlich als gleichbedeutende und sich deckende Begriffe hin, wie wenn die Lehren, Interessen und Tendenzen Gottes, der Religion und der Kirche durchaus dieselben wären. Wenn ich Ihnen diese Prämisse zugebe, und ich erkläre die Ehe als eine Institution und Angelegenheit der Kirche: so ist auch der Schluß gerechtfertigt, daß zur Vollziehung der Ehe die Organe der Kirche und deren Mitwirkung nothwendig seien. Der Katholicismus, welcher die Kirche Gott und Religion gleichstellt, der Art, daß Gott-Jesus Haupt, und die Gläubigen Glieder dieses Körpers sind, und daß die Religion durch die Organe dieser Kirche gelehrt wird, weil Gott-Jesus ihnen inwohnt und durch sie spricht, wie auch Alles, was durch die Organe dieser Kirche gelehrt und gesprochen wird, als Religion, als göttlich gilt: der Katholicismus ist von diesem seinem Gesichtspunkte in vollem Rechte, wenn

er die Ehe sacramental d. h. ihre priesterliche Einsegnung als nothwendig und die Civilehe als ungültig erklärt. Ich gebe dies als eine Consequenz zu, da ich ja auch die Ehe als eine göttliche Institution anerkannt habe."

P. „Ich bin dann neugierig zu erfahren, Hr. B., wie Sie ihre abweichende Ansicht motiviren und die Civilehe rechtfertigen wollen."

B. „Ich bin nicht der Ansicht Hr. P., daß die Kirche eine göttliche Institution sei und mit den wahren Lehren und Tendenzen Gottes sich immer in Uebereinstimmung befinde und befunden habe. Die Kirche ruht freilich auf göttlicher Basis ihrer Idee nach, aber ist eine menschliche Institution dadurch, daß sie zu ihrer praktischen Verwirklichung menschlicher Organe bedarf. Die Irrungen und falschen Bestrebungen dieser machen sich demnach auch in der Kirche geltend. Davon hat das Kirchenregiment ja zu allen Zeiten Beweise gegeben. Wie verkehrt ist es da, die Kirche mit Gott und Religion zu identificiren, so alles Falsche, was im Namen der Kirche gelehrt und erstrebt wird, als von Gott und der Religion gewollt und befohlen erscheint. Auch liegt die Versuchung zu nahe, daß die Spitze der Kirche, sei diese die Person des Papstes oder ein Concilium, weil durch dieses oberste Organ Gott-Jesus redet, sich als dessen unfehlbaren Stellvertreter, als unfehlbaren Gott ausgibt, gegen den Widerspruch unmöglich und undenkbar ist, dessen Befehle bindend sind und vollzogen werden müssen. Wie nahe liegt da auch die Versuchung, daß die Kirche, welche exclusiv für sich allein die Wahrheit in Anspruch nimmt und den Inhalt aller anderen Religionen verurtheilt, durch ihre Organe, der menschlichen Herrschsucht und Verfolgungslust nachgebend, Unduldsamkeit gegen Andersdenkende predigt und übt, und Gewissensfreiheit wie

Gleichberechtigung für dieselben nicht gelten läßt. Dies sind die Gründe, aus denen ich, auch dem Principe nach, ganz abgesehen von dem besondern Lehrinhalte des Christenthums, Gott und Religion nicht mit der Kirche indentificire."

P. „Sie haben solche Grundsätze der Kirche noch nicht aussprechen hören und sind demnach auch nicht berechtigt, ihr solche unterzuschieben. Die Unfehlbarkeit des Papstes ist nur Princip, Dogma der Kirche, aber keine praktische Wirklichkeit außerhalb derselben und den Staaten gegenüber."

B. „Sie, Hr. P., verleugnen durch den Ton ihrer Sprache die Verstimmung Ihres Herzens nicht. Ich bitte Sie indeß, die Versicherung hinzunehmen, daß ich jetzt rein objektiv rede, ohne subjektive Voreingenommenheit, ohne Sympathie für meine oder Antipathie gegen Ihre Religion. Auch nahm ich Ihnen die innere Verstimmung nicht übel; im Gegentheil, — Sie geben gleichsam dadurch zu erkennen, daß Sie persönlich solche Consequenzen des Princips mißbilligen würden. Aber leugnen können Sie doch nicht, daß aus der Wurzel des katholischen Kirchenprincips despotische und intolerante Früchte der Art wachsen können. Die Früchte haben aber sogar schon angesetzt, nur sind sie zum Brechen und Genießen noch nicht reif und zeitig genug. Aber alle Bemühungen und Bestrebungen der Kirche gehen für ein offenes Auge — und dasjenige des außen stehenden, unbetheiligten Mannes ist in der Regel offener und sieht schärfer — dahin, die eigene Herrschaft fester zu begründen und ihr Alles, die Angelegenheiten des Staats wie der übrigen Religionen, zu unterwerfen. Sie ist dafür gut disciplinirt; ihre Diener, Cleriker wie Ordensbrüder und -schwestern, ihre Oberen wie Glieder, sind zum unbedingten, widerspruchslosen Gehorsam dem Papste, dem Oberhaupte der Kirche, untergeordnet. Das Priester- und

Ordensgelübde trennt sie von der Familie und Welt, und das Armuths- und Keuschheitsgelübde gibt ihnen keine anderen Interessen als diejenigen der Kirche, welche hier anstatt in der Welt und dem Leben der Welt zu stehen, anstatt dem Menschen und seinen weltlichen Sorgen freundschaftlich zugeordnet zu sein, denn das ist Wesen und Aufgabe der Religion, das will Gott, seine religiöse Lehre und sein religiöser Trost, außerhalb der Welt und Allen in der Welt feindlich gegenüber stehen. Die Kirche ist sonach mit ihrer Macht und Herrschaft, mit ihren Dienern und ihrer Disciplin oft nebenbuhlerisch und oppositionel gegen den Staat aufgetreten. Niemand kommt an geistiger Tüchtigkeit und Rührigkeit, an Willfährigkeit und Hingebung für die Kirche dem Jesuiten-Orden gleich. Darum erschien dieser den Staaten auch so gefährlich, und darum drangen sie auf dessen Vertreibung und Aufhebung, wähnend damit die Gefahr beschworen zu haben. Man verkannte das Princip der Kirche. Man schlug dem Riesen nur einen Finger ab, oder verwundete ihn gar nur und meinte, ihn damit auf alle Zeit lahm gelegt und ohnmächtig gemacht zu haben. Welcher Irrthum!"

Der Pater unfähig, seinen Gegner zu widerlegen, um nicht zu sagen, daß er ihm innerlich zustimmte, lenkte von diesem Thema ab und stellte die Frage:

„Wie deuten sie sich denn die Göttlichkeit der Ehe, und warum ist sie Ihnen eine religiöse Institution?"

B. „Ich nenne sie eine göttliche und religiöse Institution, weil sie religiöse Tendenzen verfolgt, und Gott solche mit derselben auch beabsichtigt. Aber wie die Religiösität sich überhaupt nur durch das innerliche Denken und das praktische Handeln eines Jeden zeigt, so gibt sich auch die Religiösität der Ehe nur im praktischen Leben des einzelnen Menschen kund."

P. „Halten Sie denn die religiöse Einsegnung der Ehe durch Priesterhand nicht für erforderlich?"

B. „Die Ehe wird principiel nicht ungültig, wenn diese entbehrt wird, da der ideale Gesichtspunkt sie nicht nothwendig macht, und faktisch auch ohne sie das eheliche Leben ein religiöses sein kann. Aber wie wir für das religiöse Leben überhaupt der äußeren Formen nicht entbehren, um durch sie den religiösen Gedanken uns und Anderen durch solche Objektivirung zum Bewußtsein zu bringen: so sind auch solche Formen für das ehelich-religiöse Leben in der Trauung vorgeschrieben."

P. „Sie meinen wohl, daß diese Trauung jeder an sich selbst vollziehen könne."

B. „Das nicht; die Objektivirung der religiösen Gedanken würde dabei keine vollständige sein, welche besser durch fremde Hand und fremden Mund bewirkt wird. Aber Priester in christlich-kirchlichem Sinne kennt und hat das Judenthum nicht. Der Priester ist uns nur Vorbild für das religiöse Leben, nicht Vertreter vor Gott. Den priesterlichen Beruf und Character hat darum Jeder in Israel, welcher die Kenntnisse, Fähigkeit und Würdigkeit dazu in sich trägt. Nicht einmal der priesterliche Segen wird als ein Ausfluß priesterlicher Machtvollkommenheit und Sonderstellung bezeichnet, sondern ausdrücklich hervorgehoben, daß Gott selbst segnet, und der Mensch als Gottes-Priester nur Gottes Namen dafür betend anzurufen habe. Auch das Recht ist göttlich, und der Richter spricht Recht im Namen Gottes; Rechtsprechen ist also eine göttliche Institution. Wenn auch früher der Rechtsspruch durch den Mund der Priester geschah, weil und so lange bei ihnen ausschließlich die Rechtswissenschaft sich befand: so ward doch auch in Israel und wird heute auch in christlichen Staaten das Recht durch den Mund eines jeden

Rechtskundigen gesprochen. Niemand beanstandet ein solches Urtheil und verlangt, es aus dem Munde des Priesters zu hören. Wie nun Segen und Rechtsspruch, die doch auch beide göttlich sind, des Priesters entbehren können, so auch die Ehe. Eine Civiltraunng kann demnach principiel nicht beanstandet werden."

P. „Da Sie die obligatorische Mitwirkung der Kirche und ihrer Organe bei der Eingehung des ehelichen Bündnisses ausschließen, so nöthigen Sie mich zu der wiederholten Frage, worin denn bei Ihnen die Göttlichkeit der Ehe und ihrer Tendenzen, von denen Sie sprachen, besteht?"

B. „Sie scheinen die Ehe nur von ihrer formalen, äußerlichen Seite aufzufassen, und folgern nun: Weil die Ehe durch Priesterhand am Altare geschlossen wird, ist sie göttlicher, religiöser Natur. Umgekehrt, Hr. P. Durch ihren innern, geistigen Character ist ihre göttliche Natur bedingt, weil sie nicht blos eine physische Verbindung der Geschlechter bezweckt, sondern diese Verbindung vergeistigt und versittlicht, und mit derselben göttliche Tendenzen bezweckt, nämlich erstens: durch die Loslösung vom elterlichen Hause und von der väterlichen Gewalt die Selbstständigkeit und Freiheit des Sohnes. Die Bibel drückt dies so aus: „Darum soll der Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe liebend anhangen." Nicht um etwas Unsittliches zu lehren: das Verlassen und Verstoßen der alten Eltern seitens herzloser Kinder und die eigennützige, materielsinnliche Anschließung an das eigene Weib; sondern zur Begründung der Freiheit und Selbstständigkeit für jeden großjährigen Menschen, während das Alterthum die Kinder zeitlebens der despotischen Gewalt des Vaters unterordnete und in sclavischer Abhängigkeit von ihr erhielt. Zweitens bestimmt die religiöse

Ehe dem Weibe seine berechtigte Stellung, indem sie dasselbe aus dem untergeordneten Sclavenverhältnisse und aus der despotischen Gewalt des Mannes befreit und es zur freien, gleichberechtigten Genossin desselben erhebt. Die Bibel drückt dies so aus: „Ich (Gott) will ihm (dem Mann) eine Genossin machen, die gleichberechtigt ist, wie er." Sie erkennen daran auch, wie bereits das Judenthum und nicht erst die Lehre des Christenthums die Stellung der Frau von der Sclaverei des Alterthums emancipirte. Es ist, wie wenn wir in jenen Worten die Stimme Gottes selbst erkännten; so deutlich und vernehmbar spricht ihre Wahrheit. Drittens ist die Ehe die Bildungsstätte für die Erziehung und Vervollkommung der Menschen, wie die Pflegestätte alles Edeln und Guten. Nicht blos daß die Liebe und Hingebung, worauf die Ehe gegründet ist, die Selbstsucht tödtet und zu Mäßigkeit, Selbstverleugnung und Opferwilligkeit zwingt und erzieht; sie allein vermag auch nur die physische Erziehung und geistige Ausbildung der Kinder zu ermöglichen, zur Vervollkommnung des Geistes und Veredlung des Herzens, wie zur Verwirklichung des Guten und Edeln durch vereinte Kräfte allein die Hand zu bieten. Die Familie ist da gleichsam der kleine Wellenkreis, den auf dem Oceane des Lebens die Ehe erzeugt, von dem aus sich immer größere und weitere Wellenkreise bilden, so daß aus der Liebe und Verbrüderung der Familienglieder die Einigung der ganzen Menschheit zu einem großen Familien- und Bruderbunde zu erhoffen ist und sich erstreben läßt. Dies sind doch gewiß göttliche Tendenzen der Ehe. Es kommt bei der Schließung der Ehe nur darauf an, daß diese Aufgaben und Pflichten dem jungen Paare zum Bewußtsein kommen und gebracht werden. Ohne dieses würde freilich auch ich die Schließung der Ehe, die Trauung, als ungenügend erklären.

Dazu aber bedarf es nur geeigneter Personen, nicht ausschließlich der Personen des Priesterstandes. Jeder, welcher da mit göttlichem Geiste und mit geweihten Lippen redet, ist Gottes-Priester, mag er mit der Stola des Geistlichen, mit der Kette des Bürgermeisters oder der Robe des Richters bekleidet sein. Die Meinung freilich, ohne fremde Vermittelung die Ehe eingehen zu können, weil man sich der Pflichten schon von selbst bewußt sei, statt sie sich objektiviren und dadurch zum deutlichern Bewußtsein bringen zu lassen, oder daß eine formale, äußerlich gesetzliche Trauung unter ausschließlicher Beobachtung der vorgeschriebenen Formalien genüge, welche weder den Geist noch das Herz berührt, ist ein verwerflicher Wahn."

P. „Ich begreife kaum, wie Sie trotz vielfacher Unterscheidungslehren doch so manche innere Berührungspunkte zwischen Juden- und Christenthum nachzuweisen vermögen. Trotz des geschichtlichen Zusammenhangs beider Religionen, weicht doch das Christenthum wesentlich nicht blos durch seine kirchlichen Institutionen und Gnadenmittel ab, deren das Judenthum entbehrt, sondern auch schon in dem Begriff der Kirche. Wie für die Ehe das Judenthum der heiligenden Anschauung und Mittel entbehrt, so auch für das ganze Leben. Das Judenthum läßt den Menschen in seiner angeborenen und vererbten Sündhaftigkeit stecken, aus der er ohne göttliche Gnade und die Beihülfe kirchlicher Mittel, wie Taufe, Beichte, Abendmahl und den versöhnenden Opfertod Jesu gar nicht herauskommt, so daß er unglücklich, wie er geboren ist, auch stirbt und ohne Versöhnung der ewigen Verdammniß anheimfällt."

B. „Das Alterthum stand auf der ersten und niedrigsten Stufe menschlicher Entwickelung, auf der Stufe kindlicher Anschauung und sinnlicher Wahrnehmung. Die Natur war dem

Menschen Kundthuung, Offenbarung der Götter; die Naturkräfte, deren Entstehung und Wirksamkeit er nicht begriff, und von denen er sich abhängig fühlte, die Schöpfungs- und Vernichtungskräfte der Natur, hielt er für die mächtigen, unsichtbaren Götter selbst. Zuerst verehrte man diese Götter in den Gegenständen selbst, in denen ihre Macht zur Erscheinung kam: Thiere (Apis), Pflanzen (Lotos); dann stellte man sie bildlich und sinnbildlich dar (Götzen). Da aber das Göttliche, wie in seiner Machtentwickelung, so in seiner Darstellung das höchst Vollendetste sein mußte; so erschienen die griechischen Götter und Göttinnen in vollendeten Schönheitsformen. Die alten Religionen mußten also nothwendig Naturreligionen und Pflegerinnen der Kunst sein.

Die höhere Stufe geistiger Entwickelung, welche der sinnlichen Anschauung und Wahrnehmung folgt, ist: „Erkenntniß", und das „Wahre und Gute" ist deren Ziel und Resultat. Auch diese kommt zur äußerlichen Darstellung, und zwar durch die „sittliche Handlung". Auf dieser Stufe der Entwickelung steht allen Religionen des Alterthums das Judenthum gegenüber. Zu dieser höhern Stufe geistiger Erkenntniß und sittlicher Handlung wird der Mensch nur durch Belehrung und Erziehung (Offenbarung, fremde Vermittelung) erhoben. Die freiwillige Forschung des menschlichen Geistes, die eigne Erkenntniß ohne fremde Vermittelung ist Philosophie, aber die Berührung der griechischen Philosophie mit dem Judenthum färbte dieselbe noch sinn-bildlich und erzeugte die Mystik, die geheimnißvolle Verbindung des sinnlich Materiellen mit dem rein Geistigen. Die Erkenntniß des absolut Wahren auf dem Wege der Philosophie ist unmöglich; darum ist auch das wahrhaft Sittliche selbst für das hellenische Alterthum ausgeschlossen. Die alten Völker gingen nicht zu Grunde, weil die Anbetung der natürlichen Schöpfer-

kraft (Lingham, Phallus, Astarte) und die Verehrung des Schönen (Venus) sie zur Sinnlichkeit und Unsittlichkeit verleitete, sondern weil die Verehrung und Pflege des Sinnlichen die Sittlichkeit geradezu ausschloß.

Die Vermittelung der höhern und bessern Erkenntniß für das heidnische Alterthum des Orients (Damaskus) und Occidents (Griechen, Römer) übernahm Paulus. Das Christenthum, welches er lehrte, war zunächst das Judenthum, wie ja auch die ersten christlichen Gemeinden anerkannter Weise noch auf jüdischem Boden standen, und Paulus erst die neue Lehre ihrem jüdischen Charakter entfremdete. Trotzdem behielt auch das paulinische Christenthum den Heiden gegenüber durch die Aufhebung des naturalistischen Götzendienstes, durch die Annahme des monotheistischen Bekenntnisses und durch die Lehre wahrer Sittlichkeit seine jüdische Färbung. Indeß konnte der Uebergang zu der neuen höhern Stufe nicht sprungweise geschehen, der heidnische Standpunkt sinnlicher Wahrnehmung konnte nicht sofort verlassen werden, die Menschen brachten ihre gewöhnten und eingelebten Anschauungen mit, das Heidenthum bewahrte seinen Einfluß. Das neue Christenthum stellt ein Compromiß dar zwischen Juden- und Heidenthum. Der neue Gott wurde versinnlicht und vermenschlicht, der neue Himmel und das seelische Leben in ihm verirdischt; umgekehrt aber auch, weil man sich seines Fehlers inne wurde und ihn verbessern wollte, der Mensch vergöttlicht und das irdische Leben desselben verhimmlischt. Sogar eine Nachbildung des heidnischen Polytheismus wurde in der Dreitheilung des monotheistischen Gottes, wie in dem Marien- und Heiligen-Cultus wieder gegeben. Eine Vorstufe dieser Versinnbildlichung fand das Christenthum in der philosophischen Anschauung und Mystik des Neuplatonismus schon vor. Diese

Pflanze pflegte es, und von deren Frucht nährte es sich daher ganz besonders. Statt der vernünftigen Erkenntniß, für welche die Menschheit noch nicht reif und fähig war, bot ihr Paulus den „Glauben“, eine Hülle, in welcher Phantasie und Mystik, sinnliche Vorstellung und Versinnbildlichung des Geistigen hinreichenden Raum fanden. Und wie für die Erkenntniß des Wahren, war auch für die Ausübung des Guten: die „Sittlichkeit“, die Menschheit noch nicht sofort fähig. Es fehlte das Bewußtsein des Guten, welches die eigentliche Sittlichkeit ausmacht. Ohne dieses Bewußtsein fehlt auch der Begriff der Sündhaftigkeit. Auf dieser ersten Stufe der Vermittelung der neuen Lehre für die heidnischen Völker wurde der Begriff der Sünde daher durch die Lehre von der Erbsünde, der angeborenen Sündhaftigkeit, der Niemand entgeht, eingeführt, neben der entsprechend dann auch eine blos äußerliche und formale Befreiung von der Sünde durch priesterliche Absolution und den sühnenden Opfertod Jesu herging. Als wirklich erziehendes Mittel entnahm man denn auch dem Judenthum das Sündenbekenntniß, nur daß diese Beichte zum Unterschiede in priesterliche Hände gelegt wurde, von denen ja auch die Absolution abhing. Selbstredend wurde dadurch auch ebenso sehr der klerikale Einfluß vermehrt, als die Moral gelockert. Bei allem dem aber leugne ich den civilisatorischen Einfluß nicht, welchen das Christenthum damals geübt, wie heute und in Zukunft noch zu üben hat. Selbstredend aber kann ich ihm keine Stellung einräumen, die es über das Judenthum erhöht. Ich finde vielmehr seine welthistorische Bedeutung darin, daß es die Brücke abgibt, auf welcher die heidnischen Völker zum Judenthum, seiner wahren Gotteserkenntniß und seiner reinen Sittlichkeit, herübergeführt werden. Heute und wohl noch für lange Zeit erkenne ich die Nothwendigkeit seines

Fortbestehens an; in Zukunft, wenn seine Mission erfüllt und die Menschheit geeinigt sein wird, kann die Brücke abgebrochen, muß das Christenthum aufgegeben werden."

P. „Sie sind mir noch eine weitere Auseinandersetzung über dieses Thema und die daran geknüpften kühnen Behauptungen schuldig; doch vorab werfe ich dem Judenthum der Gegenwart statt der hoch fliegenden Zukunftsträume eine lockere Moral vor. Gegen diesen Vorwurf der öffentlichen Meinung dürfte es Ihnen schwer werden, Ihr Volk und Ihre Religion zu vertheidigen. Und dennoch glauben Sie an den endlichen Sieg Ihres Volks und Ihrer Religion?" setzte der Pater mit einem Bewußtsein hinzu, welches bei ihm die Gewißheit durchblicken ließ, daß er auf diesem Gebiete um so sicherer siegen und Hr. B. unterliegen werde, als er in diesem Vorwurfe sich von der ganzen Welt, der aufgeklärten Judenheit selbst, unterstützt wähnte.

B. „Principiel stehen ja im Punkte der Morallehren unsere zwei Religionen gleich. Wie sollte man Anderes und Abweichendes haben lehren wollen, da man ja dafür ausgegangen war, der heidnischen Welt die Morallehren des Judenthums zu bringen, gewiß aber die heimische Christengemeinde, auf jüdischem Boden stehend, nicht davon abgewichen war. Die Berührung mit der Heidenwelt, ihren Anschauungen und ihrem Leben, hat, wie in der Gottes-, so auch in der Morallehre Manches geändert. Schon die formale Auffassung von dem Wesen der Sünde und ihrer Sühne, wie sie in der Erbsünde und dem christlichen Begriff der Absolution liegt, trug dazu bei, die Moralprincipien und danach auch die Strenge des moralischen Lebens zu lockern. Man faßte das Wesen der Sünde und Sühne so äußerlich auf, daß man glaubte, darauf lossündigen und doch der Vergebung gewiß sein zu können. Es bildete sich weder eine moralische

Gesinnung, noch ein sittliches Streben und Leben aus. Ja es machte sich im christlichen Denken und Leben der Grundsatz geltend, den Reiz des sündhaften Fleisches, wie man die sinnlichen Bedürfnisse und Gelüste nannte, erst durch tollkühne Befriedigung zu tödten, um dann um so sicherer und ruhiger dem Geiste und dessen Anforderungen leben zu können. Der getödteten Leidenschaft gegenüber läßt sich aber ebenso wenig von Anforderungen und Verdiensten der Sittlichkeit reden, wie dem Thiere gegenüber, welches den Gegensatz seiner Handlungsweise nicht kennt. Die Sittlichkeit tritt vielmehr als kategorischer Imperativ auf, dessen Befehle unter allen Umständen befolgt werden müssen. Daher nennt auch, wie ich bereits früher bemerkte, das Judenthum die Forderungen der Sittlichkeit Gottes Gebote; nicht, wie man fälschlich deutet, um ihnen den Charakter äußerlicher Gesetzlichkeit aufzudrücken, sondern um ebenfalls zu erklären, daß sie keinen Widerspruch und keine Abweichung zulassen, sondern nothwendig erfüllt werden müssen. Selbst vom jüdischen Versöhnungstage ist deßhalb die Meinung von vornherein ausgeschlossen, daß seine Sühnkraft auch auf solche sich ausdehne, welche äußerlich Buße thun, ohne eine gebesserte Gesinnung zu zeigen und diese durch ein gebessertes Leben kund zu thun. Dagegen hat das Christenthum, wie im Jesuitismus, geradezu eine Sektenbildung und Ordensrichtung zugelassen, diese als vorzüglich christlich erklärt und die Ordensbrüder speciel als Anhänger und Nachfolger Jesu gekennzeichnet, welche Sünden und Verbrechen unter Umständen für erlaubt hält, auch, wie geschichtlich nachweisbar, solche geübt hat und hat üben lassen, wenn angeblich religiösen und kirchlichen Zwecken damit gedient ward, vertrauend und glaubend, daß die kirchliche Absolution in ihrer Gnadenfülle von aller Sündhaftigkeit und Straffälligkeit befreie."

P. „Aber Hr. B., Sie häufen ja Vorwürfe über das Christenthum und schweigen von denen, welche allgemein dem Judenthum gemacht werden, dessen Bekennern man ja durchgehends Betrug, Meineid, Christenhaß und Anderes Schuld gibt.“

B. „Wenn derartige Verbrechen unter den Juden vorkommen, so sind diese vereinzelt und individuel; das Judenthum übernimmt gar keine Verantwortlichkeit hierfür. Vergessen Sie nicht, Hr. P., daß die Morallehre des Christenthums, der Tochterreligion, der Mutter-Religion des Judenthums entnommen ist. Sie können und werden dieser Behauptung nicht wiederstreiten. Wenn selbst Klage- und Racheseufzer in den Synagogen und im Munde gedrückter und verfolgter Gemeinden und Einzelner vorübergehend ertönen, so ist dies psychologisch zu erklären und zu entschuldigen. Die Religion hat aber sofort die Herzen der Juden wieder zur Versöhnlichkeit gestimmt, sobald die Hand ihrer Verfolger weniger rauh sie anfaßte und weniger schwer auf ihnen lag. Es steht auch thatsächlich so fest, daß die Juden frühere Unbillen schnell wieder vergessen und die friedliche Hand ihrer versöhnten Feinde schnell wieder ergreifen, daß man diesen Wechsel der Gesinnung ihnen als Feigheit und servile Kriecherei ausgelegt hat. Bibel und Religion verbieten Rachsucht und lehren Versöhnlichkeit: „Du sollst deinen Bruder nicht hassen und dich nicht an ihm rächen; zur Rede sollst du ihn darüber stellen, daß er dich beleidigt hat und dich hasset, aber dich nicht rächen, denn lieben sollst du deinen Nebenmenschen (also auch den Feind) wie dich selbst.“ So die Bibel, so die Religion, so das Judenthum. Wenn einzelne Juden anders handeln, so ist es aus den persönlichen und geschichtlichen Verhältnissen zu erklären und individuel aufzufassen.

Ebenso verhält es sich mit allen anderen Vorwürfen. Wie

sollten sie, die Juden, nicht furchtsam, kriechend geworden sein, da wie ein gehetztes Wild sie überall gejagt wurden, da mit ihrem Mannesmuthe sie sich nicht helfen und retten konnten und hündische Unterwürfigkeit und Kriecherei von ihnen gefordert wurde! Wie sollten sie, die Juden, nicht listig geworden sein, da auf ihr gutes Recht sie sich nirgends berufen konnten, ihr Menschenrecht und ihre Menschenwürde nirgends anerkannt und geachtet wurden, da nur mit List den Gefahren sie entgehen, ihr Leben und Vermögen sie erhalten konnten, allem Raub und aller Gewaltthätigkeit gegenüber, gegen welche ihre Macht und Kraft nicht ausreichte!

Die Wahrhaftigkeit des jüdischen Eides läßt keine Anfechtung zu. Die einfache Rede im Sinne eines Schwures genügt schon als Eid. Das „Dein Ja sei Ja, und dein Nein sei Nein" des Neuen Testaments ist ein Ausspruch des Talmuds. Seitens der Christen würde nur der Wahrhaftigkeit des jüdischen Eides kein voller Glaube geschenkt, daher das Mißtrauen, daher die Verdächtigung, daher die Erschwerung des jüdischen Eides durch Formeln, Ceremonien und Einschüchterungen, welche in der Religion auch nicht den geringsten Grund haben. Man glaubte wohl christlicherseits den Juden mißtrauen zu müssen, denen in so harter und ungerechter Weise begegnet wurde.

Man hält die Juden für geldgierig, wucherisch, betrügerisch. Ist es zu verwundern, wenn Geld die einzige Macht und das alleinige Mittel war, womit die Juden sich zu vertheidigen, sich zu retten vermochten, und mehr noch, wenn man den Gelderwerb durch Beschränkungen des Verkehrs und Steuerlasten, welche man ihnen mehr als Anderen auferlegte, nicht nur erschwerte, sondern auch durch Gelderpressungen, welche man bei ihnen vornahm, Plünderungen und Verfolgungen, denen man sie aussetzte, Un-

gültigkeitserklärung der Schuldforderungen und Schuldtitel, die sie erfuhren, auf Gelderwerb und nur auf Gelderwerb hindrängte und zur Annahme von hohen, wucherischen Zinsen zwang, welche sie ihren Gläubigern im Auftrage der weltlichen und kirchlichen Fürsten, der großen wie kleinen Herren auferlegen mußten, um sich erst mit dem Blute des Volks vollzusaugen und dann durch die Hand ihrer Herrscher und Großen auspressen zu lassen?"

P. „Sehr klug, Hr. B., wenn Sie die Schuld für wucherische Zinsenlast den Christen aufbürden, da es den Juden durch das biblische Gesetz bereits geboten ist, die Nichtjuden durch Zins und Wucher zu drücken und zu verderben."

B. „Ich hätte Ihnen mehr Kenntniß der Bibel und Geschichte zugetraut, Hr. P., zumal die Angelegenheit auch mit der Geschichte der Kirche züsammenhängt. Das biblische Gesetz verbietet jeden Zins und Wucher, welche ursprünglich gleichbedeutend und erst nachträglich dadurch geschieden sind, daß man Wucher als hohen, ungesetzlichen und ungerechten Zins deutet. Biblisch ist blos von „Zins," nicht von „Wucher" die Rede. Die Bibel erkennt nämlich für Israel, welches in Palästina ein Ackerbau und nicht Handel treibendes Volk war, keine andre Nothwendigkeit für Darlehen an, als Noth und Armuth, und verbietet deßhalb jeden Zins, („Vom Bruder, auch dem im Lande wohnenden Nichtjuden, darfst du keinen Zins nehmen,") ja verbietet das Drängen auf Zurückzahlung des Capitals und läßt für dasselbe sogar mit dem siebenten Jahre die Verjährung eintreten. Denn die Bibel hat hierbei nur den Armen und Dürftigen im Auge, dessen Noth man nicht benutzen soll, sich durch hohen oder niedern Zins zu bereichern. Anders ist es mit dem Handel treibenden Ausländer, dem Phönizier, denn diesen hat die Bibel speciel im Auge, welcher Gewinnes halber

in's Land kam, oder dort wohnte, und für seine Aufkäufe fremde Darlehen (Credit) in Anspruch nahm. Diesem gegenüber heißt es mit Recht: „Vom Fremden darfst du Zins nehmen". Die Kirche hat diesen Ausspruch der Bibel gegen ihr eignes Interesse mißdeutet, weil sie, hierauf sich berufend, selbst zu Handelszwecken den Christen dem Christen, als dem Bruder, gegenüber Zins zu nehmen verbot und dem Juden, als dem Fremden, nicht blos Zins zu nehmen gestattete, sondern ihn dazu zwang, nicht blos, um eine mit gebieterischer Noth geforderte Stütze des Handels zu schaffen, sondern auch weil man falsch übersetzte: „Vom Fremden mußt du Zins nehmen." Der Jude mußte dadurch als die einzige Hilfsquelle aufgesucht werden, und so sehr man diese in der Noth auch schätzte, kam er durch diese Ausnahmestellung doch bald unverschuldet in den Ruf eines Zins suchenden, wucherischen, geldgierigen Menschen, weil jeder Zins, zumal sich mit dem Handel auch Verlust verbindet, und der Bedrängte ebenfalls diese Quelle benutzt, ohne seine Noth zu gestehen, drückend erscheint, besonders aber dadurch, weil man dem Juden kein Recht zugestand, und sich berechtigt glaubte, ihm Unrecht zu thun."

P. „Aber trotz Ihrer geschickten Vertheidigung wird doch der Vorwurf der Geldgier und des Hangs zum Betrug auf den Juden haften bleiben. Da helfen weder biblische noch geschichtliche Gegenbeweise, weil die Gegenwart noch eines Andern belehrt."

B. „Und doch irren Sie, Hr. P. Im Hinblick auf die Opfer, welche der Jude heute noch für Cultus- und Wohlthätigkeitszwecke bringt, auch für Nichtjuden, im Hinblick selbst auf die Leichtigkeit, womit er sich des Geldes selbst für Luxus und Vergnügen entäußert, kann man ihn nicht geldgierig nennen. Er wälzt sich nicht mit Wohlbehagen über seine Goldhaufen,

wie jener christliche Papst, und sucht den Besitz nicht um des Besitzes willen; er kennt nur die Macht, welche das Geld auch heute noch, mehr sogar als je, hat. Ich glaube, aus dem Christen spricht dabei nur der Neid, weil er sich auf dem Gebiete des Handels gar zu oft durch den Juden den Rang abgelaufen sieht. Indeß nicht auf betrügerischem Wege, obwohl bei den Griechen Mars, der Gott des Handels, auch der Gott der Spitzbuben war. Der Jude ist speculativer, unternehmender, rühriger, thätiger, geduldiger, ausdauernder und namentlich auch sparsamer. Diese Eigenschaften fehlen oft alle oder theilweise dem christlichen Geschäftsmanne. Auch den Vortheil hat der Jude, daß er den Werth der Wissenschaft und Bildung selbst für geschäftliche Zwecke nicht unterschätzt. Es gibt keinen Juden, auch keinen alten und armen, der nicht wenigstens lesen und schreiben kann, was man von den Christen nicht zu behaupten vermag. Bekanntlich bettelt der jüdische Vater, um seine Kinder in die Schule schicken zu können, während der christliche Vater in der Regel seine Kinder betteln schickt, um das heimgebrachte Geld in der Schenke zu verbringen. Statistisch ist es auch durch amtliche Aufstellungen nachgewiesen, daß die jüdischen Kinder den größten Prozentsatz sogar auf Gelehrtenschulen bilden, danach kommen erst die Protestanten und zuletzt die Katholiken. Auch ist es in gleicher Weise statistisch festgestellt, daß die Juden zu den Verbrecherlisten den geringsten Prozentsatz liefern. Und doch sollen sie Betrüger sein, alle oder doch zumeist? Wo Betrug vorkommt, ist er am wenigsten auf Rechnung der Religion zu setzen, welche jede, auch unbemerkbare Täuschung, selbst dem Andersgläubigen gegenüber, streng verbietet. Wo er vorkommt, sollten Christen, welche den Juden so vielfach mit harter Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit bedrückten und vom Rechte dem Juden gegenüber nie die Rede

sein ließen, eher nach Entschuldigung suchen, als auf Vorwürfe denken. Man kann auch ein Lamm zur Wuth eines Wolfes bringen, wenn man es fortwährend reizt. Und haben denn die Christen den Juden, dem sie alle Wege des ehrlichen Erwerbs verschlossen, und den sie auf den Schacher und Tröbel verwiesen, welchen sie für sich verabscheuten, nicht zum Betruge, zum Schacher und Tröbel erzogen? Und nun wundert man sich, wenn solche Jahrhunderte- alte Gewohnheiten nicht sofort aus der ersten Generation verschwinden? Und trotzdem haben die Juden bei aller Erniedrigung, worin man sie gehalten, zu allen Zeiten, selbst der finstersten des Mittelalters, geistig und sittlich höher gestanden, als ihre Peiniger, und sind sich dessen bewußt gewesen. Da ist ein innerer, durchgängiger Hang zum Betrug unmöglich. Im Talmud wird zwar die Frage aufgeworfen, ob es gestattet sei, den Nichtjuden zu betrügen. Dieselbe bezieht sich aber speciel auf die römischen Zoll- und Steuerauflagen, unter denen zur Zeit der Römerherrschaft Judäa seufzte, und welche, an Zöllner verpachtet, von diesen mit Härte eingetrieben wurden. Diese Auflagen galten als ungesetzlich, ungerecht und religionswidrig. Die Zöllner und Steuerpächter bilden ja auch im Neuen Testamente den Inbegriff aller Ungerechtigkeit, Hartherzigkeit, Gewaltthätigkeit und Sündhaftigkeit. Und dennoch wird diese Frage, ob dem fremden, hartherzigen und ungerechten Zollpächter gegenüber eine Täuschung in Betreff der gesetz- und religionswidrigen Steuerzahlung gestattet sei, verneint. Glauben Sie nun immer noch, die etwaigen Betrügereien einzelner Juden der Gesammtheit oder gar der Religion der Juden zur Last legen zu können?"

P. „Ich gestehe, Sie führen die Vertheidigung Ihrer Religion wie Ihrer Glaubensgenossen mit ebenso viel Geschick-

lichkeit als Wärme, aber auch Sie werden mir gestehen, daß die Beantwortung dieser Fragen der Moral, welche nicht blos die Principien der Religion, sondern ebenso sehr auch das praktische Leben berühren, vielfach von der Individualität und Subjectivität des Menschen bedingt wird, so daß Jemand, unbekümmert um die Lehren seiner Religion, aus seiner eigenen Geistesanschauung und Gemüthsregung, oder in Folge des Beispiels und Vorbilds seiner Umgebung zu guten oder schlechten Handlungen befähigt werden kann. Wir finden doch auch selbst einzelne, mit unsrer Moral übereinstimmende, Vorschriften in den Lehren der Perser und Bramanen. Die Entstehung derselben ist ähnlich aus individueller Lebensanschauung oder als von Außen hereingedrungen zu erklären. Als vollendet kann ich Ihre Vertheidigung darum immer noch nicht acceptiren. Indeß wollen wir uns lieber dem innern Wesen der Religion wieder zuwenden und zu der modificirten Anschauung zurückkehren, welche, wie Sie behaupteten, das Christenthum dem jüdischen Monotheismus aufgeprägt hat, und worüber ich mir die Erbetung weiterer Erklärungen vorbehielt."

B. „Ich verstehe, Hr. P. Sie leugnen nicht die moralischen Handlungen unter den Juden, aber Sie belieben das als vereinzelte Erscheinung aufzufassen und nach gewohnter Art in Verwunderung: „Ein braver Jude" zu rufen. Wir kennen leider diese Zugeständnisse christlichen Vorurtheils und christlicher Liebe, welche mit der einen Hand schnell wieder nehmen, was sie mit der andern zu geben gezwungen waren."

P. „Werden Sie nicht bitter, Hr. B.," unterbrach ihn besänftigend und mit salbungsvoller, sichtbar erheuchelter Milde der Pater; „ich habe nichts weniger, als Sie beleidigen und kränken wollen."

B. „Ich weiß das, Hr. P.,“ fiel schnell und gutmüthig Hr. B. ein. „Ich bekämpfe die bittere Aufregung in mir, welche, wenn auch vielleicht nicht mit Absicht von Ihnen hervorgerufen, doch, wie ich voraussetzen darf, von Ihnen begriffen werden wird. Unser Streit über den angeregten Punkt kann wissenschaftlich nicht vollendet werden, wenn Sie meine Vertheidigung auch noch nicht vollendet erklären. Es steht fest, daß die Morallehre des Judenthums die Quelle für die christliche Sittenlehre ist; es ist geschichtlich erwiesen, daß moralisch die Juden von den Christen durch Druck und Zurücksetzung deprimirt worden sind, daß sie aber dennoch, wie statistisch erwiesen, auf einer höhern Stufe der Sittlichkeit stehen, als die Christen, welche die Rubriken der Verbrecher und die Räume der Gefängnisse in verhältnißmäßig bei weitem größerer Anzahl füllen, als die Juden. Wir rufen daher mit viel größerer Berechtigung: „Ein schlechter Jude,“ als Sie: „Ein braver Jude.“ Denn Schlechtigkeiten kommen unter uns vor, — wie sollte das nicht? —, aber sie überwiegen nicht.“

P. „Hr. B., Hr. B.,“ rief emphatisch der Pater, „Sie fahren ja doch fort, bitter zu sein.“

B. „Verzeihen Sie, Hr. P., ich meine, es wäre unnatürlich, wenn ich solche Anschauungen und Beschuldigungen kalt und ruhig aufnähme. Ich verzeihe sie Ihnen nur, weil ich in Ihren Worten die öffentliche Meinung wieder erkannte, von der Sie beeinflußt werden, und regte mich darüber wiederum auf, eben weil diese Anschauung allgemein ist und, obwohl häufig widerlegt, doch immer wiederkehrt. Dem Unterdrückten ist ein bitteres, weil verbittertes, Gefühl eigen, und die Leidenschaft des Unterdrückten ist darum verzeihlich, weil diejenige des Unterdrückers das von ihm geübte Unrecht ebenso verdoppelt, wie die mit

Leidenschaftlichkeit geübte Unterdrückung das Loos des Unterdrückten doppelt hart macht."

Der Pater schwieg, und Hr. Baruch merkte, daß der auf ihn abgedrückte Pfeil getroffen hatte. Er fuhr deßhalb in Ruhe fort: „Indeß, Hr. P., bin ich völlig mit Ihnen einverstanden, wenn auch nicht aus gleichen Gründen, unsern Gegenstand fallen zu lassen und auf die von Ihnen geforderte Erklärung einzugehen, der mich zu entziehen, ich kein Recht habe.

Ich begreife, Hr. P., warum Sie die Behauptung genirt, daß der monotheistische Gottesbegriff durch das Christenthum modificirt worden sei Sie befürchten, daß dieses dadurch in die Nähe des Heidenthums hinabgedrückt sei. In der That läßt sich eine Verwandtschaft der Begriffe, welche im heidnischen Polytheismus und in der christlichen Trinität liegen, nicht ableugnen. Durch mystische Umdeutung wird diese nur halb verdeckt. Denn wenn Jesus auch in Gott nur die Idee vertritt, welche die Verbindung des geistigen Gottes mit der materiellen Welt vermittelt, und diese Idee selbst im Judenthum sich vorfindet, so ist doch die Verkörperung dieser Idee und ihre Darstellung durch die Sohnschaft Gottes, durch die Uebertragung leiblich-ehelicher Verhältnisse auf Gott eine heidnische Auffassung. Ebenso wenn die Verbindung des heiligen Geistes mit der Maria, der Mutter Gottes, als die Verbindung des göttlichen Elements mit der leiblichen Materie zur Hervorbringung des wahren Menschen aufgefaßt wird: so ist auch diese Idee im Judenthum, sogar biblisch begründet; aber auch hier schließt das sinnlich-eheliche Verhältniß eine Huldigung gegen das polytheistische Heidenthum und das Thun und Treiben seiner Götter in sich."

P. „Werfen Sie nur nicht mit Steinen auf das polytheistische Heidenthum; es liegt viel Poesie darin, zu welcher, wie ich

glaube, sich nicht immer die kalte Prosa des jüdischen Monotheismus erheben konnte."

B. „Die Poesie will ich nicht leugnen, aber sie ist doch Dichtung. Wahrer und sittlicher indeß ist jedenfalls die Anschauung des Judenthums, dem ebenfalls die Pflege der Poesie in seinen Parabeln, Prophetien, Psalmen und anderen Dichtungen nicht abgesprochen werden kann."

P. „Sie selbst aber geben doch zu, daß die Mystik des Christenthums im Judenthum begründet liege."

B. „Sie haben mich wohl mißverstanden. Die Mystik ist auf diesem Gebiete entschieden christlich, und durch Verdeckung der heidnischen Anklänge mittels Allegorisirung entstanden. Ich sagte nur: wir können Berührungspunkte dieser Mystik, aber auch nur leise und die ersten Anfänge des Zusammenhangs mit der Religion, auch im Judenthum finden; indeß Form wie Inhalt dieser mystischen Lehren weichen entschieden von jüdischer Lehre und Anschauung ab und stehen in Widerspruch damit. Darum nannte ich die christliche Trinitätslehre eine Modification des jüdischen Monotheismus. Ich gebe ja dabei zu, daß die monotheistische Grundanschauung und -lehre nicht aufgegeben ist, aber sie ist christlich gefärbt. Es ist wahr, daß Paulus damit dem Heidenthum eine Concession und den monotheistischen Begriff eines geistigen, unsichtbaren und unfaßbaren Gottes dem an sinnliche Vor- und Darstellung gewöhnten Heidenthum mundgerechter machte; aber sie war doch auch schon von früher her durch die Verquickung jüdischer Lehren mit hellenistisch-philosophischen Anschauungen vorbereitet und sowohl den Griechen nicht fremd, denen Paulus zuerst das christlich gefärbte Judenthum predigte, wie den Juden in dieser Färbung nicht unbekannt. Aber dennoch war sie auf jüdischem Boden nicht heimisch

geworden und konnte es nicht werden. Der Hellenismus rief hier einen Kampf hervor, den maccabäischen, in welchem das Judenthum Sieger blieb und als Solcher den Hellenismus, den jüdischen, zur Flucht und zur Verpflanzung nach Aegypten nöthigte, wo er zwar freier gepflegt und entwickelt wurde, aber immer noch jüdisch blieb und nicht heidnisch wurde. Jesus mit seinen Jüngern verlor deßhalb auf jüdischem Boden den Zusammenhang mit dem Judenthum nicht und gab die jüdische Färbung seiner Lehre nicht auf; die Apostel mit der ersten Christengemeinde in Palästina standen in offenem Widerspruche und Streite mit Paulus, der die alte Lehre nicht blos hellenisirte, sondern sogar das Christenthum heidnisch färbte. Es würde deßhalb auch nicht nützen, was freisinnige Christen vorgeschlagen haben, Paulus und seine heidnisch-mystische Dogmatik zu verlassen und auf Jesus, den Ursprung der christlichen Lehre, zurückzugehen. Abgesehen von der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, die Zustände der Gegenwart, die kirchlichen wie politischen, von der fast zweitausend-jährigen Verquickung mit dem paulinischen Christenthum loszulösen und andrerseits bei dem Mangel an historischen Quellen die eigentliche Jesus-Lehre darzustellen, würde man hier zweifelsohne den Boden eines specifischen Christenthums unter den Füßen verlieren und sich eigentlich dem Judenthum nähern."

P. „Sie setzen mich durch Ihre kühnen Behauptungen in immer größeres Erstaunen. Jesus, der Bekämpfer jüdischer Lehrer, der Saducäer, wie Pharisäer, soll nun doch eigentlich jüdische Lehren vorgetragen haben, und doch wieder wegen des Widerspruchs damit verfolgt und getödtet worden sein."

B. „Es sind dies eigentlich verschiedene neue Themata: Jesus Lehren, sein Verhältniß zu den jüdischen Lehrern und

sein Tod. Ich komme auf alle drei noch zurück. Lassen Sie mich nur erst meine Auseinandersetzung über die Trinität vollenden."

P. „Ja, ich höre, Hr. B."

B. „Es ist philosophisch wie religiös gleich schwer, das Verhältniß Gottes, als eines Geistes, zu der materiellen, sinnlichen Welt zu erklären und darzustellen. Es fehlt die Brücke, welche vom Geistigen zur Materie überleitet. Daher nahmen die alten Philosophen das Vorhandensein der Materie von Ewigkeit her an, denn im Geist könne sie nicht gelegen haben, von ihm nicht ausgegangen sein; beide seien gegensätzlich zu einander: und die neuen Philosophen leugnen das Vorhandensein eines Geistes, weil ihnen von dem Vorhandensein einer Materie auf das Dasein eines Geistes zu schließen aus demselben Grunde unmöglich scheint. Daher der Atheismus der Materialisten. Das Judenthum lehrt die Schöpfung der materiellen Welt durch Gott und erklärt sie nicht als gegensätzlich; es berechtigt sowohl zum Beweise für das Dasein eines unsichtbaren Gottes und Geistes aus der sichtbaren Welt, als es auch der Anschauung von der Unheiligkeit und Verwerflichkeit der Materie entgegentritt, weil Gott, sein Wesen, sein Wille, sein Gesetz darin erkennbar ist und zum Ausdruck kommt."

P. „Führt denn diese Anschauung nicht zum Pantheismus?"

B. „Nichts weniger als das, weil kein Gottesbegriff weniger pantheistisch ist, als der monotheistisch-jüdische, und keine Lehre mehr und häufiger die Unterordnung der Materie betont, als das Judenthum. Eben weil dieses nicht die Selbstständigkeit der Materie lehrt, kann es nicht dazu kommen, materielle Dinge als selbstständige Götterwesen zu erklären. Bis auf Spinoza nennen alle jüdischen Philosophen Gott das Seiende, aber Unnenn-

und Unbestimmbare. So ist er auch in der Bibel gefaßt, wo Gott von sich sagt: „Ich bin“ und „Ich bin, der ich sein werde“ d. h. von dem man aussagen kann: „Gott ist, aber nicht, was er ist,“ weil wir nur Vorstellung von der sichtbaren, materiellen Welt haben, diese aber wohl eine Schöpfung Gottes, also ihm untergeordnet ist, nicht ihm selbstständig gegenüber steht, Gott aber keine Aehnlichkeit mit dieser hat, sein Wesen geistiger, aber nicht materieller Art ist. In dieser Anschauung und Deduktionsweise hat der Pantheismus keinen Boden. Alle jüdischen Philosophen, und selbst Spinoza, fassen daher Gott als das „Ewig-Seiende,“ die Dinge der Welt aber als von ihm ausgegangen, seine Schöpfung, in denen Gottes Wille, sein Gesetz, sein Geist sich zu erkennen gibt, sich manifestirt. Also nichts weniger als Pantheismus, der die Dinge der ganzen Natur zu selbstständigen Gottheiten macht und die Natur selbst Gott nennt. Im spätern Judenthum ist dieser Gegensatz zwischen Gott und Materie sogar auf die Spitze getrieben worden, indem man diese als so untergeordnet betrachtete, daß man, um Anthropomorphismen zu vermeiden und die Heiligkeit Gottes zu wahren, nicht ihn selbst mit der Materie, der Welt und den Menschen in Berührung setzte, sondern „sein Wort, welches die Welt schuf,“ „seine Herrlichkeit, welche sie regiert und in ihr waltet“ dafür an die Stelle schob. Immer dachte man sich aber diese Stellvertreter Gottes („Wort, Herrlichkeit u. s. w.“) nicht von Gott getrennt, sondern in ihm. Das Heidenthum aber dachte sich diese als selbstständige Wesen, ähnlich wie man sich die geistige Wesenheit der einzelnen Dinge als von diesen dualistisch getrennte, wirklich vorhandene göttliche Wesen dachte. So kam es, daß das Christenthum die Beziehungen, worin Gott (=Vater) zur Welt und Menschheit als Schöpfer, Regierer und Richter steht,

als reelle Ausflüsse desselben bezeichnet und auf Jesus, den von ihm ausgegangenen und gesandten Sohn, überträgt, so daß eigentlich dieser als der Schöpfer, Regierer und Richter der Welt gilt, weil Gott zu erhaben und zu heilig ist, um mit der niedrigen, materiellen, sündhaften Welt in Berührung zu treten. Er muß daher auch aus Liebe seinen Sohn senden, um die sündhafte Welt zu erlösen und zu versöhnen, wie er ihn aus Liebe gesandt hat, um die Welt zu schaffen. Der Sohn besitzt demnach dieselbe Wesenheit mit dem Vater, und zwar durch die Beiden eigenthümliche Wesenheit des (heiligen) Geistes; — hierin liegt die monotheistische Grundlage und Berührung mit dem Judenthum. Aber Sie werden auch nicht verkennen, daß die Lehre von den reellen Ausflüssen Gottes und die Vorstellung von der Sohnschaft Gottes auf heidnischer Grundlage ruht."

P. „Ich begreife jetzt, was Sie unter der christlichen Modification des jüdisch-monotheistischen Gottesbegriffs verstehen; aber ich erkenne noch keine Nachtheile derselben, wodurch sie gegen die ursprüngliche Lehre und Auffassung zurücksteht. Im Gegentheil, — der unsichtbare jüdische Gott ist dem Verstande ebenso unbegreifbar, wie für die Vorstellung unfaßbar; der christliche Gott steht dem Verstande wie dem Gemüthe des Menschen viel näher. Der jüdische Gott thront im Himmel und ist den Menschen fern, der christliche wandelt unter ihnen auf Erden und ist ihnen ewig nahe."

B. „Die eine falsche Vorstellung ruft die andere hervor. Gott ist der Welt nicht fern, die er wie ein Uhrwerk ablaufen ließe, ohne sich um deren richtigen Gang weiter zu kümmern, die im Ganzen und in einzelnen Theilen untergehen könnte, ohne daß er sie zu retten versuchte. Da wäre Gott nach heidnischer Art menschlich gedacht, als ein kalter, eigennütziger, lieb-

loser und rachsüchtiger Herr und Beherrscher der Welt, der nur mit tyrannischer Laune und Willkür die Menschen richtet, da sein Gesetz nicht der Ausfluß des Tugendprincips, sondern Sünde nur die Uebertretung seines Willens ist, und die Uebung von Gebräuchen von Gott gefordert wird, deren Grund nicht zu erkennen und deren Zweck nicht zu erfassen ist, und Gaben ihm gebracht werden, deren er nicht bedarf, sondern die nur das Bild der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit darstellen; da wäre die Waltung Gottes nur ein Ausfluß seines Zornes, böses Geschick nur die Folge seines rächenden Strafgerichts, sein Zorn nur durch schwere Opfer zu sühnen, wie seine Gnade nur durch reiche Gaben zu gewinnen und zu erhalten. Sie erkennen aber, Hr. P., solche Ideen ruhen auf heidnischen Anschauungen und sind dem jüdischen Gottesbegriffe durchaus fremd. Der jüdische Gott ist der Gott der Liebe, dessen Walten der schwache und sterbliche Mensch zwar nicht immer begreift, der aber all sein Walten „Liebe und nichts als Liebe“ nennt und sich als „gnädig, barmherzig, langmüthig, voll Liebe und Wahrheit“ bezeichnet, wie „ein Vater seine Kinder liebt,“ des „reumüthigen Sünders sich erbarmt“, „Schwächen vergibt“ und nur „gegen hartnäckige Sündhaftigkeit und Bosheit, welche auf Geschlechter sich zu vererben droht, im Eifer für das Gute einschreitet,“ aber immer noch „wie ein Vater, der sein Kind bessern will,“ der „straft, aber nicht der Vernichtung, dem Tode und dem Untergange preis gibt, der auf einen Augenblick den Sünder verstößt, aber nicht auf ewig ihn verläßt,“ dessen „Auge in Gerechtigkeit wacht, den Sünder straft, aber auch dem Frommen lohnt,“ dessen „Arm Niemand entgeht, dessen Hand aber auch in Weisheit und Güte leitet, dessen „väterlicher Geist die Geschicke der Menschen bestimmt und die Menschheit ihrem großen und erhabenen Ziele

entgegenführt.“ Gott ist uns nicht fern, sondern ist „nahe Allen, die ihn in Wahrheit anrufen;“ wir ziehen nicht Gott zur Erde nieder, sondern Gott hebt uns zu sich empor; wir erniedrigen nicht den Himmel zur Erde, sondern erheben die Erde zum Himmel, und zwar nicht durch äußere Gebräuche, erheuchelte Frömmigkeit und formale Werkthätigkeit, sondern durch den Geist Gottes, der in uns gelegt ist, uns mit Gott verbindet und uns befähigt, uns im Gebete, wie durch Erforschung und Erkenntniß der Wahrheit, durch aufrichtige, wahrhafte und bewußte Liebesthätigkeit zu ihm zu erheben und uns mit dem Gottesgeiste der Wahrheit und Liebe zu erfüllen, welcher den Bund der Einheit und Brüderlichkeit unter den Menschen des ganzen Erdenrunds erstrebt und zum Ziele hat. Darin liegt wahrhafte Erhebung und Erbauung der Seele und des Gemüths, wodurch dem Geiste Aufklärung und dem Herzen Trost und Beruhigung zugeführt und der innere Friede geschaffen wird, in welchem die eigne Zufriedenheit, der Friede mit der Welt und der Friede des Jenseits sich bekundet. Diesen seeligen Verkehr mit Gott kann der Mensch nur bei dem Gotte des Himmels finden, der erkannt wird, und zu dem er sich erhebt, aber nicht in dem falschen Gotte, den er sich erdichtet, und an den wie seines Gleichen er sich wendet. Es muß ein Gott sein, der durch Allmacht über ihm steht, aber in Liebe sich zu ihm herabläßt. Der Christ erhebt sich nicht zu seinem Gotte, sondern zieht ihn zu sich nieder. Ihm steht daher Jesus noch zu fern, er betet lieber zu der Mutter Gottes, welche dem kindlichen und namentlich weiblichen Herzen näher und verwandter ist, oder zu Heiligen, welche er aus seiner eignen Mitte geschaffen und zum Himmel erhoben hat, um sie dann wieder zu sich herabzuziehen. Er gebraucht sie als Fürbitter und Vermitteler, da er nicht wagt, sich selbst

an Gott zu wenden, der ihm zu fern steht, und vor dem er mit gesenktem Blicke, himmelnden Augen und gebeugtem Haupte wandelt, mit einem stets von Angst gefüllten Herzen, welches nirgends Trost und Ruhe findet. „Unser Gott aber ist uns nahe und läßt sich von uns finden, so wir ihn mit ganzem Herzen suchen;“ wir bedürfen keines Vermittelers, Beichtigers und Fürsprechers, verkehren mit ihm im Gebete und bringen selbst Bitte, Beichte und Bekenntniß vor ihn, seine Hand selbst segnet, sein Mund selbst spricht von Sünden frei. Das Bewußtsein gethaner Pflicht und eines freien Gewissens erfüllt uns mit ruhigem und vertrauensvollem Troste, daß Gott überall bei uns ist, uns sieht und richtet, über uns wacht und uns rettet. Freilich ist es eine größere Geistesaufgabe und -arbeit, Gott blos im Geiste zu denken und zu einem unsichtbaren Gotte zu beten, als zu einem sinnlich vorstellbaren. Der rein jüdische Gottesbegriff war daher der niedrigen Culturstufe des an sinnlich vorstellbare und greifbare Gottheiten gewöhnten Heidenthums nicht zugänglich; das Christenthum mußte für dieses den jüdischen Gottesbegriff modificiren. Im Heidenthum wurden selbst die das Wesen Gottes betreffenden Ideen real gedacht und personificirt; daher füllte auch für dieses das Christenthum Himmel und Erde mit Engeln und Geistern aus, welche die lebendigen Träger dieser Ideen, die vorstellbaren Personifikationen derselben sind. Auf dieser Grundanschauung beruht auch im Christenthum die Vermenschlichung Gottes und die Vergötterung des Menschen, wie sie in der Incarnation gelehrt wird und im Gottmenschenthum uns entgegentritt.“

P. „Allein Sie fassen die hohe Idee nicht, Hr. B., welche darin niedergelegt ist, indem durch Jesus auf diese Weise der wahre Mensch (ecce homo!) zur Erscheinung gebracht wird, die

Verkörperung eines idealen Menschen, die wahrhafte Gottebenbildlichkeit des Menschen. Dies ist die tiefe Bedeutung der Incarnation Gottes, der Verkörperung Gottes im Menschen."

B. „Wohl begreife ich das; aber Sie müssen doch zugeben, daß Jesus oder der christliche Gott zunächst immer nur Mensch und nicht Gott ist, wie dies ja auch im Ausdruck ecce homo liegt. Das Judenthum geht darin mit der Philosophie Hand in Hand, daß es Gott, das geistige Princip, vom stofflichen streng getrennt hält und Gott, den Schöpfer, vom Geschaffenen unterscheidet; jenes ist ihm nicht sinnlich wahrnehmbar, ist ewig, dieses sinnlich greifbar und vergänglich. Der Mensch trotz seiner Gottebenbildlichkeit hört nicht auf, Materie zu sein, ist nicht Gott, Engel, Geist, sondern die Verbindung des Geistes und der Materie, durch die Herrschaft jenes über diese, durch ein Leben mit freier, bewußter, sittlicher That, während in der Natur die Materie dem Geiste Gottes nach unausweichbaren Gesetzen unterliegt, ohne Bewußtsein, ohne Freiheit, ohne Sittlichkeit."

P. „Durch das Christenthum ist doch der Mensch über die Materie erhoben und Gott, dem Geiste und Himmel näher gerückt worden."

B. „Das eben ist sein Irrthum und Fehler, der aber auch ursprünglich dem Christenthum nicht eigen war, wie dies die Versuchung Jesu beweist, welche die Nothwendigkeit des Kampfes, dem die Materie unterliegt, auch bei ihm selbst voraussetzt, nur mit dem Unterschiede, daß gezeigt wird, wie Jesus den Kampf besteht, und jeder Mensch ihn bestehen soll. Es ist eine Verirrung, welche aus dem ersten Irrthume des Gottmenschenthums folgte, daß man den Menschen über die materielle Welt erhob, auf Freuden und Genüsse, aber auch auf die Thätigkeit

in der Welt verzichten ließ, Tödtung des Fleisches lehrte, Mönchs-, Nonnen- und Klosterleben einführte, überhaupt den Menschen auf den Himmel verwies, während er als Erdenmensch, d. h. so lange er auf Erden weilt, seine Aufgabe und den Kreis seiner Thätigkeit auf Erden hat. Das Judenthum dagegen erkennt in den, der Art und dem Maße nach erlaubten und sittlichen Freudengenüssen des Erdenlebens keine Sünde und weist diese, dem Menschen vielmehr gerade so, wie seine Arbeit für sein Erdendasein zu."

P. „Aber in dieser Entsagung von der Welt und ihren Freuden, welche die Menschen so opferfähig und hingebend macht, liegt doch die Größe des Christenthums."

V. „Ich verkenne das nicht; aber mit dieser Zurückziehung von der Welt und ihren Freuden ist auch gleichzeitig die Aufgebung und Vernachlässigung aller weltlichen Bestrebungen, der geistigen wie der leiblichen, verbunden. Selbst auch in der Aufgebung der Freudengenüsse liegt weder ein Vortheil für uns, noch für Andere, denn wir opfern sie ja nicht, wir versagen und entziehen sie uns nicht, um sie Anderen zukommen zu lassen. Nur in vereinzelten Fällen der Krankenpflege oder der Förderung gemeinnütziger, wissenschaftlicher und socialer, Zwecke mag eine solche Stählung der Entbehrungs- und Aufopferungsfähigkeit von Nutzen gewesen sein. Indeß laufen solche Vortheile nur nebenher und gelten nicht als Hauptzweck. Man hat Reichthümer erbettelt und in den Klöstern verpraßt, oder doch das Volk daraus nur mit Bettelsuppen gespeist. Der Hauptzweck war, das Volk in Niedrigkeit und Abhängigkeit, selbstredend auch in Unwissenheit zu erhalten, um es besser zu knechten und zu aristokratisch-hierarchischen Zwecken benutzen zu können. Die volksthümliche Demuth und Niedrigkeit Jesu und seiner Apostel

ward von deren kirchlichen Nachfolgern bald vergessen und in aristokratischen Hochmuth verwandelt. An die Stelle der selbstbewußten Demuth Jesu trat die knechtische Demüthigung des Volkes. Man hätte das Volk bilden und belehren, geistig und sittlich heben, zu Erwerb und Arbeit anhalten, statt zu Bettlern erziehen sollen. Dann wären die klösterlichen Almosen von selbst überflüssig geworden, das wäre nicht kleinliche Unterstützung der Armen mit den Brosamen der Reichen, das wäre eine radikale Aufhebung der Armuth, ein Schutz gegen Pauperismus und Proletariat gewesen. Aber eine solche Aufklärung und Selbstständigkeit des Volks suchte, wollte man nicht; man fürchtete und hinderte sie."

P. „Das Judenthum befähigt aber in keiner Weise zu solchen Opfern und Entsagungen, weil es solche nicht lehrt."

B. „Auch darin irren Sie. Das Judenthum lehrt und empfiehlt sie nur aus anderem Gesichtspunkte. Das Judenthum lehrt und empfiehlt sie aus Nächstenliebe, deren Jeder bedarf, und die Jeder zu fordern berechtigt und zu leisten verpflichtet ist; das Christenthum lehrt und empfiehlt sie aus Verkennung der irdischen Aufgaben und Pflichten für den Menschen. Das Christenthum nennt die Welt schlecht und niedrig, über welche der religiöse Mensch sich erheben, von der er sich losmachen und befreien soll."

P. „Sprechen Sie nach den Lehren Ihrer Religion denn nicht auch von der zukünftigen Welt als einer bessern?"

B. „Wohl das! daraus folgt aber nicht, daß diese Welt schlecht ist. Die Bibel betont vielmehr schon in der Schöpfungsgeschichte die Vollkommenheit der Welt und wiederholt von dem Werke eines jeden Schöpfungstages: „Gott sah, daß es gut sei." Die Bibel tritt hiermit in Gegensatz zu der heidnischen Lehre

von der Ursprünglichkeit eines von Ewigkeit her vorhanden gewesenen und vorgefundenen Urstoffes, aus welchem Gott die Schöpfung einer bessern Welt nicht möglich geworden sei, und aus welchem er die Welt so gut als möglich geschaffen habe. Hierin wurzelt die Idee von der Schlechtigkeit und Unvollkommenheit der Welt, welche dem ursprünglichen Stoffe angeklebt habe und damals ebenso unvermeidlich gewesen sei, wie heute unabänderlich. Deßhalb hält auch noch die neueste Philosophie in ihrer Lehre vom Optimismus fest daran, womit ebenfalls die Unvollkommenheit der weltlichen Zustände zugestanden, wie deren Unvermeidlichkeit und Unabänderlichkeit erklärt wird und gesagt ist: „Unsre Welt ist zwar nicht die absolut, aber doch die möglichst beste.“ Dagegen lehrt die Bibel in ihrem ersten Worte: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde;“ er schuf sie aus dem Nichts, durch sein allmächtiges Wort, und durch Nichts gehindert und gebunden schuf er die Welt absolut vollkommen, nach seiner Weisheit und seinem Willen der Art vollkommen, daß die Schöpfung im Ganzen und Einzelnen Gottes Absicht und freien Zwecken entspricht, daß sie gar nicht besser und vollkommener gedacht werden kann.“

P. „Sie werden aber doch nicht leugnen, daß es der Unvollkommenheiten in der Weltschöpfung viele gibt, in der Natur, für den Leib wie den Geist des Menschen, seine physischen, geistigen und sittlichen Zustände.“

B. „Wie könnte ich diese verkennen und leugnen wollen! sie gehören vielmehr mit dazu, um die Vollkommenheit der Schöpfung zu rechtfertigen. Die Erde hat z. B. nicht die Kraft und Eigenschaft eines paradiesischen Fruchtfeldes und Obstgartens, um, wie die Schrift selbst sagt, dem Menschen den Segen der Arbeit aufzunöthigen; ihre Tragfähigkeit und Fruchtbarkeit ist

über die Erde zerstreut und auf verschiedene Zonen vertheilt, um die Menschen zum Zusammenleben und -halten zu nöthigen, die Vereinigung und Verbrüderung der Menschheit herbeizuführen, welche die verschiedenen Producte der Erde, deren die Menschen benöthigt sind, ihnen zuführt und gegenseitig austauscht. Die Völker sind genöthigt worden, sich in ihren Entfernungen aufzusuchen und dort wechselseitige Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten. Hierdurch ist der Handel hervorgerufen worden, welcher, obwohl ursprünglich egoistischen Zwecken dienend, dennoch das Bindemittel der Völker wurde und sie nöthigte, Hand in Hand zu gehen. Der Geist wurde angestrengt, den Verkehr nach der Ferne zu ermöglichen und zu erleichtern, und hieraus gingen Erfindungen der mannichfachsten Art hervor, und weitere werden noch dadurch veranlaßt werden, denn Bedürfniß und Noth treiben die Menschen dazu. Und wie gegen die Unvollkommenheiten der Erde, so muß er auch gegen die Gewalt der Elemente kämpfen. Kein Geschöpf wird leiblich so schwach und hülflos geboren, wie der Mensch, unterliegt auch so vielen andauernden und sich wiederholenden Schwäche- und Nothzuständen, ist so vielen Krankheiten und Bedürfnissen unterworfen, wie der Mensch. Nur die Kraft seines Geistes vermag diese alle zu besiegen und zu beseitigen. In gleicher Weise wie die Arbeit und Noth den Geist ausbilden und heben, dienen Mangel, Krankheiten und Noth zur Veredelung des Herzens. Es ist ein begreiflicher Zug des menschlichen Herzens, daß in der Freude sich die Menschen weniger leicht suchen und aneinander schließen, als im Leid. Da bedürfen die Menschen einander, und die im Reichthum stolz aneinander vorübergingen und sich nicht kannten, oder gar verleugneten, reichen in der Noth sich gern die Hand und erkennen sich als Brüder an. Noth und Leiden unserer

Menschenbrüder erweicht das härteste Herz und erfüllt es mit Liebe. Alle diese physischen, geistigen und moralischen Kräfte blieben ohne diese angeführten Unvollkommenheiten der Welt und des Menschen unentwickelt; ohne sie würde der Mensch leiblich und geistig untergehen."

P. „Sie vergessen aber trotz Ihrer Ausführlichkeit die sittlichen Unvollkommenheiten des Menschen, die Sünde, zu erklären. Für diese werden Sie doch zugeben, daß ihr Ursprung in der Schlechtigkeit des Stoffes wurzelt, aus welchem der Leib des Menschen geschaffen ist, da die Sünde doch wohl nicht in dem göttlichen Geiste, sondern in dem irdischen Leibe des Menschen Ursprung und Begründung hat, in den leiblichen Genüssen, Bedürfnissen, Lüsten und Leidenschaften des Menschen."

B. „Mit nichten, Hr. P. Die Sünde hat vielmehr umgekehrt in dem Geiste und nicht in dem Leibe ihre Begründung. Wenn leibliche Genüsse, Bedürfnisse, Gelüste und Leidenschaften Sünden sind, so sündigt auch das Thier, welches sich darin vom Menschen nicht unterscheidet. Das Wesen der Sünde liegt vielmehr im Bewußtsein und in der freien That, welche nur dem Menschen eigen sind, dem Thiere aber fehlen, und Eigenschaften des göttlichen Geistes sind, welcher dem Menschen inwohnt. Das Thier unterliegt in seinem Handeln einem zwingenden Natur-Gesetze, von dem es nicht abweichen kann, welches erfüllt werden muß. Was das Thier deßhalb thut, es kann uns materiel böse d. h. unangenehm und nachtheilig sein, aber nicht sittlich böse und sündhaft. Dazu würde gehören, daß die böse That vom Thiere mit Absicht und Bewußtsein, aus eigner, freier Entschließung geschähe. Der Mensch ist einem Sittengesetze unterworfen, dem eine innere Nothwendigkeit, aber kein äußerer Zwang inwohnt; der Mensch soll das Sittengesetz vollführen, muß es aber nicht,

er soll nicht davon abweichen, aber kann es. In dieser freien That und bewußten Entschließung für sein Handeln liegt das Wesen der Tugend und Sünde. Wie ist es da nur möglich, daß die Sündhaftigkeit des Menschen in der stofflichen Beschaffenheit liegen soll, welche seinem Leibe anhaftet, oder in der Materie begründet sein soll, aus welcher dieser geschaffen worden? Dies zugegeben, würde ja auch das Thier sündigen können, dessen Leib aus demselben Stoffe gemacht ist, würde das Handeln des Menschen dem äußern Zwange einer fatalistischen Nothwendigkeit unterliegen, nach welcher er in einer bestimmten Weise handeln müßte und gar nicht anders handeln könnte. Wo bliebe da die Freiheit des menschlichen Handelns, welche das Wesen von dessen Sündhaftigkeit ausmacht?"

P. „Ich meine auch nicht, daß in der materiellen Beschaffenheit des menschlichen Leibes das Wesen der Sünde, sondern ihre Entstehung begründet sei. Gelüste, Genüsse, Bedürfnisse, Leidenschaften wurzeln in der leiblichen Beschaffenheit des Menschen. Daß aber in dem göttlichen Geiste des Menschen das Wesen der Sünde begründet liegen soll, scheint mir einen innern Widerspruch in sich zu schließen, da doch von Gott und dem Göttlichen die Sünde nicht ausgehen kann; der göttliche Geist des Menschen vielmehr berufen ist, der Sünde Widerstand zu leisten und sie zu bekämpfen, zu welcher ihn der böse Geist des Teufels durch den Reiz der leiblichen Leidenschaft, durch die Hinlenkung auf das Uebermaß sinnlicher Genüsse und Gelüste zu verleiten sucht. Dies ist die Verführung der Schlange im alten und die Versuchung Jesu im neuen Testamente; beide unterscheiden sich also in ihrer Grundanschauung über das Wesen der Sünde nicht."

B. „Sie irren wieder, Hr. P. Die Annahme eines bösen Geistes und Teufels mit selbstständiger Macht und unüberwind-

licher Widerstandskraft neben der Allmacht Gottes und des guten Geistes, ein Gott der Versuchung und Verführung neben dem Gotte der Liebe, der nur das Gute will und dafür eifert: dieser christliche Dualismus unterscheidet sich eigentlich dem Wesen nach nicht von dem heidnischen Polytheismus und kann schon darum im Judenthum keine Uebereinstimmung finden, weil er dem monotheistischen Einheitsbegriff unsrer Bibel und Religion widerspricht. Diese einheitliche Schöpferkraft Gottes gibt sich auch in allen Dingen und Reichen der Natur kund, der organischen, wie unorganischen, der leblosen, wie belebten, beherrscht die Weltkörper des Himmels wie die Dinge der Erde, zeigt sich im Gebiete des Geistes, wie der Natur. Die Nothwendigkeit der Sünde ist also ebenso wenig im göttlichen Geiste begründet, wie in der Materie. Die Möglichkeit, nicht die Nothwendigkeit, der Sünde liegt nur in der eigenartigen Verbindung des göttlichen Geistes mit dem irdischen Leibe des Menschen, geht demnach nicht von Gott, sondern vom Menschen aus, und dies lehrt die Bibel nach der Mittheilung von der vollkommnen Weltschöpfung in der Erzählung vom Sündenfalle durch den Genuß vom Baume der Erkenntniß. Die Erkenntniß selbst ist nicht Sünde, sondern durch die geistige Erkenntniß und das sittliche Bewußtsein ist für den Menschen die Sünde erst möglich geworden. Es klebt ihm die Sünde auch nicht von Natur an, sondern Gott sagt auch von der Schöpfung des Menschen: „Sie ist sehr gut." Der Mensch ist schuldlos, rein, vollkommen aus der Hand Gottes hervorgegangen. Sehen Sie, Hr. P.! hier haben Sie den vollständigen Widerspruch mit der Idee der christlichen Erbsünde."

P. „Wie wollen Sie denn trotz des menschlichen Sündenfalls doch noch immer von der Vollkommenheit der menschlichen Schöpfung reden?"

B. „Unvollkommenheiten habe ich Ihnen ja auch bei der Naturschöpfung zugegeben, aber bewiesen, daß sie höheren Zwecken dienen und darum nur scheinbare, nicht wirkliche Unvollkommenheiten zu nennen sind. So ist es auch mit dieser scheinbaren sittlichen Unvollkommenheit des Menschen. Die Möglichkeit, in Sünde zu fallen, die freie Wahl des Handelns also, mußte dem Menschen gelassen werden, weil er sonst dem zwingenden, äußern Naturgesetz unterworfen gewesen und dann dem Thiere gleich geworden wäre, wie er ohne die Schwächen, Bedürfnisse und Reize des Leibes ein Geist, Engel, und nicht Mensch gewesen wäre. Dieser Kampf mit der Natur und der Sieg über sie durch den göttlichen Geist macht die Vollkommenheit des Menschen aus, wobei selbstredend die Möglichkeit des Sündenfalls nicht ausgeschlossen bleiben konnte."

P. „Haben Sie denn nicht auch die Lehre vom Teufel in den alten Büchern?"

B. „Sicherlich nicht! Die Lehre vom Teufel ist, wenn auch nicht dem Namen nach, doch sachlich der Bibel wie dem Judenthum fremd, schon deßhalb, weil sie mit der monotheistischen Grundlage desselben in Widerspruch steht. Der Name dafür kommt als „Satan" vor, bedeutet aber nur die dichterische und bildliche Personification des „bösen Princips," ohne jedoch eine selbstständige Macht neben der allein regierenden Allmacht Gottes zu sein. Auch das Wesen wie die Namen der guten Engel, die übrigens in den biblischen Büchern nicht vorkommen, da diese immer nur von „Engel" im allgemeinen sprechen, sind dem Judenthum von Außen überkommen und in das Volksbewußtsein übertragen worden. Sie stellen aber ebenfalls keine reellen Geister dar, sondern Personificationen der Natur- und Himmelskräfte und sind auch nichts weniger als selbstständige

Wesen für den religiösen Glauben, vielmehr Diener der göttlichen Allmacht und Vollführer des göttlichen Worts für den Dichter. Das ausgebildete und verzweigte Geister- und Dämonenwesen mit guten und bösen Engeln, — letztere unter dem Namen „Satan“ (Widersacher), „Samiel“ (Verwüster) — ist aus Persien, während des Aufenthalts Israels in diesem Lande, in's Volk gedrungen, wo „Dev“ die Bezeichnung für „Geist“, „Dämon“ ist, woraus dann „devil,“ „Teufel“ gebildet worden ist, wie ja auch devs (Zeus) die Grundlage für deus, dieu geblieben ist.“

P. „Demnach würde ja die Grundbedeutung für „Gott“ eine satanische sein.“

B. „O nein! „Dev“ ist ja auch die Bezeichnung für „gute Geister,“ wie „Divan“ eine Versammlung geistig begabter Männer, also gleichsam der Genien (génie) und Geister bezeichnet. Der Name ist aber überhaupt hier für die Sache und den Begriff nicht hinderlich. So bezeichnen ja auch „Gott“ und „Elohim“ ursprünglich heidnische Gottesbegriffe. Die alten überkommenen Namen sind überall geblieben, die Sache, der Begriff ist nur mit der fortschreitenden Erkenntniß geändert worden. So verhält es sich auch mit dem Namen für „Teufel,“ aus welchem nicht folgt, daß mit diesem auch der Begriff unverändert beibehalten worden sei. Im Christenthum, welches überhaupt heidnische Elemente in sich birgt, scheint wie der „Gottes-,“ so auch der „Teufels-Begriff“ herübergenommen worden zu sein.“

P. „Nehmen Sie denn innerhalb des Judenthums eine fortschreitende Erkenntniß vom Gottesbegriff an?“

B. „Ich habe mich schon einmal darüber ausgesprochen, daß das Judenthum die göttliche Offenbarung nur als einen

Verkehr des Geistes mit dem Geiste auffaßt, daß jede andre Mittheilungs- und Offenbarungsweise eine Verkörperung Gottes in sich schließt, der Begriff von Gott und Geist aber eine solche strengstens ausschließt. Eine sichtbare Erscheinung und eine sinnlich vernehmbare Sprache würde bei Gott einen Leib und leibliche Organe voraussetzen lassen. Somit beruht göttliche Offenbarung nur auf Erkenntniß des Menschen, die freilich nicht immer eine spontane ist, sondern auch von außen angeregt sein kann. So schon bei Abraham, der, zweifelnd, ob Gott in seinem hohen Alter ihm noch einen Sohn geben werde, des gestirnten Himmels ansichtig wird und von der Wunderbarkeit und Pracht bewältigt, überzeugt und begeistert Gottes Allmacht erkennt und preist, ausrufend: „Gott, der das Heer von Sternen und unzähligen Welten geschaffen hat, erhält und leitet, er, der in seiner Weisheit und Fürsorge alle ihre Wege führt, wird auch meinen Wunsch zu erfüllen vermögen.“ „Abraham glaubte da an Gott und vertraute ihm. Das war seine Frömmigkeit.“ Hier sehen wir, daß Abraham's Gotteserkenntniß ausdrücklich auf dessen Natur-Beobachtung zurückgeführt und davon hergeleitet ist; und zwar zum Unterschiede von heidnischer Erkenntniß, welche einzelne Gestirne (Sonne, Mond ꝛc.) als selbstständige göttliche Wesen erkennt und verehrt, erkennt Abraham Gott als das einzige höchste Wesen, welches mit Allmacht und Liebe das Ganze, oben wie unten, leitet. Nicht die Zebaoth, die Schaaren des Himmels, sind Götter, wie der Zabäismus lehrt, welcher davon den Namen trägt, sondern Gott ist Gott der Schaaren, Gott Zebaoth, dem sie alle untergeordnet sind. Schadai, der Allmächtige, — so bezeichnet Abraham Gott. Moses Erkenntniß geht weiter auf dem Wege der Forschung und wird gegen diejenige Abraham's ausdrücklich als ein Fortschritt bezeichnet. Als nämlich Moses

frug, wie er Gott den Aegyptern und Israeliten gegenüber bezeichnen solle, antwortet Gott: „Ich bin und werde sein“ oder auch: „Ich bin, der ich sein werde“ ist mein Name und meine Bezeichnung. Dies die Erklärung für Jehovah, welches demnach nicht Eigen-, sondern Begriffsname und -Bezeichnung ist. Mit dieser Bezeichnung und Erklärung ist gesagt, daß wir von Gott nur wissen: „Er ist“ und „Er ist ewig,“ d. h. wirklich, — zum Unterschiede von allem Geschaffenen, welches nur eine Schein- und vorübergehende Existenz hat, von dem wir auch wissen, daß er frei waltet und durch Nichts gehindert ist, welches außer ihm oder gar über ihm und vor ihm wäre. So ist es auch ausdrücklich ausgesprochen: „Dem Abraham war ich (Gott) nur als Schadai (Allmächtiger) erschienen, als ewig Seiendes (Jehovah) aber hat er mich (Gott) noch nicht erkannt.“ Hier ist deutlich von dem Fortschritt des Gottesbegriffs auf dem Wege menschlicher Erkenntniß die Rede, und der Weg unbegreifbarer, mystischer und wunderbarer Offenbarung ausgeschlossen.“

P. „Und dennoch gibt sich Gott dem Moses und Anderen durch wunderthätige Handlungen, die doch auch Zeichen und Ausflüsse seiner Offenbarung sind, kund, also auch in einer sinnlich wahrnehmbaren Weise.“

B. „Sie fassen die Wunder falsch auf als Abweichung vom Wege der Natur, über welche Gott Macht habe, und womit er seine höhere und höchste Macht zu erkennen geben wollte. Ich sage: „diese Auffassung ist falsch, denn Gott hat der Natur Gesetze gegeben, und diese sind nicht blos für die Natur, sondern auch für Gott eine Nothwendigkeit, — für jene eine äußere, zwingende, für Gott eine innere, freie. Mit innerer, freier Nothwendigkeit unterwerfen wir uns ja auch dem Sittengesetze; obgleich daran gebunden, sind wir doch frei, und obwohl frei,

sind wir doch daran gebunden. Wir können, dürfen nicht davon abweichen, ohne eine Störung der sittlichen Verhältnisse für uns und Andere zu bewirken: so könnte auch Gott nicht von den Naturgesetzen abweichen, ohne eine Störung des Naturgangs zu veranlassen; er will es auch nicht, weil er diese Gesetze einmal gegeben und als nothwendig erkannt hat. Eine Abweichung davon wäre Willkür, welche von Gott ausgeschlossen ist. Naturrevolutionen sind nicht als Störungen und Abweichungen aufzufassen; sie liegen im ursprünglichen Naturgesetze, sind eine nothwendige und beabsichtigte Folge desselben. Nach heidnischer Auffassung, welche den Naturstoff als ursprünglich und vorgefunden erklärt, haben Wunder eine Berechtigung, um die Allmacht Gottes durch Bezwingung und Beherrschung des widerspenstigen Stoffes zu bezeugen. Nach jüdischer Auffassung aber ist Gott von Anfang an Herr des Naturstoffes, den er selbst geschaffen hat, und somit liegt zu Wundern keine Veranlassung vor, denn die Schöpfung ist an sich ein Wunder und bezeugt Gottes Macht und Herrschaft, da er, der sie gemacht, auch Macht hat, sie zu lenken."

P. „Aber dennoch sind Wunder geschehen."

V. „Es scheinen nur Wunder zu sein; die Bibel selbst erklärt sie nicht einmal als Wunder und stellt sie nicht als solche dar. Denn die Naturkundigen, die Priester-Weisen Aegypten's, haben die wunderbaren Erscheinungen, welche von Gottes Allmacht Zeugniß geben sollten, nachgemacht, wodurch sie aufhören, Wunder in dem Sinne von Abweichungen und Abänderungen des Naturweges und der Naturgesetze zu sein. Erst bei der Bildung der lebenden Wesen aus dem Staube der Erde erklären sie ihre Ohnmacht und rufen aus: „Dies ist der Finger Gottes!" In der That ist die Naturwissenschaft der Gegenwart noch nicht

weiter gekommen; sie bleibt an derselben Grenze stehen und wird da ewig stehen bleiben. Die unorganischen Wesen und Kräfte der Natur begreifen wir und ahmen sie theilweise künstlich nach; aber das Leben des kleinsten Wurms im Staube der Erde gibt Zeugniß von der beschränkten Weisheit und Kraft des Menschen, wie der allmächtigen Schöpferkraft Gottes. Wir rufen da auch heute noch in gleicher Weise: „Dies ist der Finger Gottes," ohne darin ein Wunder im orthodox biblischen Sinne zu erkennen."

P. „Welchen Zweck verbindet denn die Bibel mit ihren Wundern, wenn es Wunder nicht sind und sein sollen?"

V. „Es sind Naturerscheinungen, worüber Menschen nicht Macht haben, um in ihnen die Allmacht Gottes zur Anschauung und Erkenntniß zu bringen. So heißt es fortwährend von den Wundern Aegypten's, daß es Zeichen seien von Gott, an denen sie ihn und seine Allmacht erkennen sollten und würden. Sie sind gleichsam, nicht in Wirklichkeit, sondern nach der Darstellung der Bibel, ein Kampf Gottes mit den Naturmächten, welche die Aegypter anbeteten, um zu zeigen, daß Gott deren Herr und Meister sei: Land-, Wasser-, Thierplagen, Kampf der Naturelemente, der Naturwesen und Krankheiten, wogegen Götter und Priester der Aegypter Rettung und Hülfe nicht schaffen konnten. Eine Abweichung von den Wegen der Natur ist nirgends dabei weder gefordert, noch sichtbar. Die Bibel legt nirgends ein Gewicht auf Wunder; sie erklärt bei dem falschen Propheten ausdrücklich, daß er auch dann als falsch erkannt werden solle, wenn selbst seine sogenannten Wunderzeichen eintreffen, seine Erklärungen und Forderungen aber der Wahrheit, Vernunft und Gottes-Lehre widersprechen und dagegen verstoßen. So auch soll in den Naturerscheinungen am Sinai bei Gelegenheit der

Gesetzesoffenbarung keine Bestätigung für die innere Wahrheit der Offenbarungslehren und -Gesetze gegeben werden, welche für sich selbst sprechen muß und solcher äußerlichen Hülfs- und Bestätigungsmittel nicht bedarf; sondern sie sollen ein Zeichen für die Offenbarung Gottes in der Natur sein, welche der Offenbarung durch das geistige Wort voraus- und daneben hergeht. Auch haben die biblischen Wunder außer der reellen auch oft eine allegorische Bedeutung, wie die Wunder beim Propheten Elias, wo mit dem Feuer, Sturm, Säuseln bildlich der fanatische Eifer des Propheten verworfen werden sollte, den er gegen die Baalspriester bewiesen hatte, und gelehrt wird, daß der Gottesmann leise und sanft auftreten müsse. Dieser Feuereifer wird auch an Moses bei dem Haderwasser getadelt; es wird ihm bedeutet, daß er ihn zum fernern Wirken für Gott ungeschickt mache. Selbst wenn wir den Sinn der Wunder nicht verstehen, so liegt dies in gleicher Weise in dem Mangel an unsrer Einsicht und Kenntniß, wie Manches, was von der Vorzeit als Wunder erkannt und dargestellt ist, uns nicht mehr als solches erscheint."

P. „Die Forderung von Wundern und der Glaube daran hat sich doch fort erhalten, da auch von Jesus noch Wunder verrichtet werden."

B. „Sagen Sie nicht noch, sondern wieder. Während des babylonischen Exils ist die Volksbildung in Israel zurückgegangen und durch heidnische Elemente die reine, jüdische Anschauung vielfach zersetzt worden. Weil aber der Volksglaube und die Volksgewohnheiten an sich zähe sind, ist trotz der spätern Läuterung Manches von diesen heidnischen Elementen an Israels Volk und Religion hängen geblieben. So, wie ich schon früher auseinandergesetzt habe, die Auffassung des Unsterblichkeitsglaubens

als Wiederauferstehung des Fleisches nach Art der persischen Lehre. Auch im Christenthum ist diese Auffassung hängen geblieben; daher die leibliche Auferstehung und Himmelfahrt Jesu, und seine Rückkehr nach dem Tode zu den Jüngern in leibhafter Gestalt. Jesus mußte so erscheinen, die Jünger erwarteten ihn so. So ist auch die ganze persische Dämonologie in's Judenthum gedrungen und im Christenthum als der herrschende Volksglaube beibehalten worden: Beelzebub, Teufelsglaube, Geisterbeschwörung, Austreibung des Teufels und Heilung der von ihm Besessenen, dämonologische Wundercuren u. s. w., wovon das Neue Testament voll ist, und Vieles in der practischen Kabbalah der chassidäischen Sekte und ihrer Anhänger, der Baale-Schem, was sich bis auf die Gegenwart bei nicht aufgeklärten und dummgläubigen Juden erhalten hat. Jesus fand in seiner Zeit diese Anschauungen und Lebenssitten besonders bei den Juden Galiläa's vor, wo, fern von der Residenz Jerusalem, dem Haupt-, ja einzigen Sitze der Bildung und Aufklärung unter den damaligen Juden, das meiste ungebildete Landvolk sich befand, so daß sogar Landvolk (Am-haarez) als typische Bezeichnung für Ignoranz, Mangel an Bildung und feiner Sitte (Urbanität) galt, und Galiläa nicht blos als Grenzprovinz, in der zum Theil die heidnischen Urbewohner Kanaan's wohnen blieben, sondern auch weil dort die aus dem Exil mitgebrachten heidnischen Anschauungen und Sitten mehr gepflegt und zäher festgehalten wurden, die Bezeichnung: das heidnische Galiläa (Gelil hagojim) erhielt. Jesus unternahm ein gutes Werk, wenn er unter diesen seinen Landsleuten Aufklärung und Bildung zu verbreiten suchte, wie er unter diesen ja auch die ersten und meisten Anhänger zählte. Demnach aber ist es begreiflich, daß bei diesen ungebildeten und leichtgläubigen Leuten noch viel

von dämonologischen Wundern die Rede ist. Indessen lassen selbst die neutestamentlichen Wunder wenigstens theilweise eine allegorische Deutung zu; z. B. die Speisung der 5000 mit 5 Broden, wenn dabei nicht an leibliches, sondern geistiges Brod gedacht wird, welches für leibliche Bedürfnisse genügsam macht und selbst sich mehrt, je mehr davon genossen wird."

P. „Sie leugnen also den Teufel, können demnach auch nicht in ihm den Ursprung des Bösen und der Sünde suchen; ebenso verwerfen Sie die Ansicht als heidnisch, wonach der Materie, dem Leibe des Menschen, der Hang zum Bösen und somit der Ursprung der Sünde inwohnt. Sie erklären vielmehr den Ursprung der Sünde als im Geiste des Menschen ruhend, weil Sünde Bewußtsein und freie That voraussetzt, da sonst auch das Thier sündigen könnte. Dem widerspricht unser Ideengang nicht, daß der Materie, dem Leibe, die böse Lust inwohnt, der Geist aber, der diese als solche erkennt, die Aufgabe hat, über sie zu herrschen und sie zurückzudrängen. Die Vernachlässigung dieser Aufgabe des Geistes ist seine Sünde, und da dieser Kampf des Geistes gegen die Lust des Leibes Jedem auferlegt ist, ist der Mensch nicht ursprünglich rein und schuldlos geschaffen, sondern mit der Erbsünde behaftet."

B. „Ich will Ihnen den Irrthum der Erbsünde von einem andern Gesichtspunkte darlegen. Durch die Erbsünde würde der Mensch ja der Sünde gar nicht entgehen können. Es wäre ein fatalistischer Zustand, in welchem der Mensch sündigen müßte, auch wenn er nicht wollte. Seine Freiheit des Handelns wäre demnach vernichtet und aufgehoben, und diese macht doch das Wesenhafte der Sünde aus, da sonst, wie Sie selbst sagen, ja auch das Thier sündigen könnte. Mögen Sie sagen, daß der gute Mensch unter dem Einflusse (in der Gnade)

Gottes steht, oder der Böse unter dem des Teufels, immerhin ist es eine Aufhebung der Willensfreiheit und Verantwortlichkeit, wobei von Tugend und Sünde nicht mehr die Rede sein kann. Auch fassen Sie den Geisteskampf falsch als Sünde auf, da sonst ja auch Jesus, der einem solchen Kampfe und der Versuchung, wie jeder Andere, unterlag, gesündigt hätte und nicht sündenfrei wäre. Dies aber widerspräche doch den dogmatischen Anschauungen des Christenthums. Nein; nicht der Kampf gegen die böse That, sondern die bewußte Ausübung derselben ist Sünde. Welche Bedeutung hätte denn sonst der siegreiche Ausgang des Kampfes, die Unterdrückung der bösen Lust, die Unterlassung der bösen That für das sittliche Bewußtsein, für die Tugendhaftigkeit des Menschen? Auch ist nicht jede Lust böse und ihre Befriedigung Sünde; die Befriedigung des Bedürfnisses und der freudige Genuß in sittlicher Art und erlaubtem Maaße schließt nichts Böses, Sündhaftes und Verbotenes ein. Darum ist die christliche Fleischtödtung und ascetische Entsagung aller Freudengenüsse bis auf die Befriedigung des Bedürfnisses hin irrig und verkehrt. Dazu kommt, daß weder die Kirche des Besitzes und Geldes ganz entbehren, noch der Mensch sich der Befriedigung des Bedürfnisses ganz entschlagen kann, ja auf beiden Seiten sogar Extravaganzen in hinreichender Anzahl nachgewiesen sind. Auch hat mit der Unterdrückung des Bedürfnisses und ascetischer Entsagung noch Niemand den Charakter der Heiligkeit erlangt, weil er mit der Tödtung des Fleisches nicht ausschließlich Geist, nicht Gott und Engel wird. Die Lust ist dem Menschen freilich angeboren, auch die Nothwendigkeit des Kampfes gegen die böse Lust, aber weder die Lust, noch der Kampf sind Sünden, für welche der Mensch der Sühne bedarf. Und nun gar erst diese christliche Anschauung von der Sühne durch fremde That und Hand, weil er

selbst sie sich nicht geben könne, da er in der Sünde geboren sei, in der er ohne fremde Erlösung untergehen müsse, verdammt sei. Von der Sünde, durch das Wesen der Materie ihm anklebend, die nicht einmal Gott der schlechten Materie habe nehmen können, geschweige der Mensch, könne er nur durch die höheren Gnadenakte, Taufe und Opfertod Jesu, befreit werden. Selbst kleine, unschuldige, neugeborene Kinder, welche kaum das Licht der Welt erblickt und dann auch wieder die Augen vor demselben auf ewig geschlossen haben, welche kaum geboren, sofort gestorben sind, ohne die Möglichkeit erlangt zu haben, getauft worden zu sein, verfallen nach christlicher Anschauung der ewigen Verdammniß, ebenso wie alle die Millionen Nichtchristen, welche mit oder ohne ihre Schuld der Taufe nicht theilhaftig geworden sind. Das reime einer mit der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Liebe zusammen, auf welche doch als charakteristisch die Religion des Christenthums Anspruch macht. Die Taufe ist zudem ihrem Ursprunge nach nicht einmal christlich. Sie wurde von den Pharisäern, welche wie das ganze priesterliche Leben, so auch die levitischen Reinigungen, und in diesen wurzelt die Taufe, auf das gewöhnliche Leben eines Jeden in Israel übertrugen, für die Proselyten angeordnet, welche aus dem Heidenthum in das Judenthum übertraten, und ist dafür noch üblich. Jesus kann sie für seine Anhänger unmöglich eingeführt haben, weil er dem Judenthum nichts wesentlich Neues hinzufügte und dem Judenthum nicht fern und fremd gegenüber stand. Erst als mit Paulus das Christenthum dem Judenthum oppositionel wurde, scheint die Taufe als äußerliches Zeichen der Aufnahme in den neuen Bund angenommen worden zu sein. Die Zurückführung dieser Einrichtung auf Jesus oder gar Johannes erscheint ohne historische und kritische Berechtigung.

Der Opfertod Jesu hat ebensowenig Berechtigung, als solcher aufgefaßt zu werden. Denn erstens hat Jesus den Tod nicht gesucht und gewollt; er suchte ihm vielmehr zu entgehen. Wäre derselbe aber ein nothwendiger Sühneakt, so stände die geschichtliche Thatsache im Widerspruch mit dieser Auffassung. Ferner hat Jesus den Tod nicht als religiöser, sondern politischer Agitator erlitten. Er starb nicht durch die Hand der Juden, welche seit der Römerherrschaft die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit gar nicht mehr besaßen, sondern durch die Hand der Römer, und deßhalb auch den Kreuzestod, welche Art der Hinrichtung römisch, nicht aber jüdisch war. Auch wurde er von römischen Soldaten gefangen genommen und hingerichtet. Die Juden hatten kein Interesse an Jesu Tode; ihnen war er nicht hinderlich, wohl aber den Römern, welche in jeder, auch religiösen Bewegung den Deckmantel politischer Agitationen vermutheten, und befürchteten, daß sich darunter die Bestrebungen für Abwerfung des römischen Joches verbergen könnten. Derartige Hinrichtungen kamen damals massenhaft vor. Die Hoffnungen auf messianische Errettung von solchem Drucke bewegten in der That damals Israel um so stärker, als auch das religiöse Leben darunter Noth litt. Die Anhänger Jesu hatten außerdem mit socialer Noth zu kämpfen, und so mögen denselben messianische Hoffnungen und Bewegungen um so weniger fremd geblieben sein. Darum närgelten auch die römischen Soldaten und Henkersknechte Jesus und seinen Anhang mit der Dornen- statt Königskrone und der Inschrift am Kreuze J. N. R. I.: Jesus Nazarenus Rex Iudaeorum (Jesus aus Nazareth König der Juden). Die Verurtheilung jüdischer Seits ist nebensächlich. Sie ist erheuchelt und der Bericht darüber gefälscht, um zur Zeit, als die Römer sich zum Christenthum bekannten, diese als schuldfrei hinzustellen;

oder, wenn wirklich vorgekommen, doch bedeutungslos, weil Hohepriesteramt und Richterstellen mit römischen Creaturen besetzt waren, und nur ins Werk gesetzt, um der Hinrichtung von vornherein die politische Färbung zu nehmen. Drittens endlich hat für das Judenthum der Opfertod keine Bedeutung. Die jüdischen Opfer hatten symbolische Bedeutung im Gegensatz zur realen der heidnischen Opfer. Mit den heidnischen Opfern sollte den Göttern in Wirklichkeit Etwas gegeben werden, um sie in menschlicher Weise durch Geschenke und Hingabe des Besten zu versöhnen und zu gewinnen. Da hat auch die Hingabe des eignen oder fremden Lebens, da haben Menschenopfer einen Sinn. Im Judenthum soll nur durch das Opfer, wie überhaupt durch die Ceremonie, die Idee symbolisch angedeutet und durch eine Handlung das für das Auge sichtbar gemacht werden, was sonst durch das Wort für das Ohr vernehmbar, oder durch den Gedanken für den Geist ausgedrückt wird. So soll beispielsweise durch Sprengung des Bluts an den Altar sinnbildlich der Gedanke ausgedrückt werden, daß selbst mit dem Blute, dem Träger des Lebens, der Mensch Gott und dem religiösen Leben angehören müsse; nicht aber soll dadurch in Wirklichkeit Gott etwas gegeben werden. Wie kämen auch Menschenopfer ins Judenthum, welche dasselbe nie gekannt hat, oder doch als heidnisch und sündhaft verpönt? Wie paßt auch dieser Rachegeist zum Gott der Liebe, daß dieser sich nur durch ein blutiges Opfer versöhnen ließe? Ebenso äußerlich wie das Wesen der Sünde ist hier auch wieder das Wesen der Sühne aufgefaßt, welche von Außen her, durch einen Gnadenakt, ohne eigenes Hinzuthun seitens des Menschen bewerkstelligt wird. Das Judenthum fordert mit Recht dafür Bekenntniß der Sünde, aufrichtige Reue und Besserung."

P. „Wenn diese Auffassungen und Einrichtungen unjüdisch

ja heidnisch sein sollen, und das Christenthum doch, wie Sie sagen, dem Judenthum so nahe stand: wie sind sie denn ins Christenthum gekommen?"

B. „Paulus brachte den Heiden das neue Judenthum, welches durch diese Berührung reichlich mit heidnischen Elementen versetzt und dadurch zum Christenthum ausgebildet wurde. Besonders geschah dies im Kreise der Griechen, wo er auf Denker stieß, mit deren Philosophemen er die neue Lehre auszusöhnen hatte, ja mit denen das Judenthum von der hellenistischen Partei Palästina's vielfach durchsetzt war. Auch in Griechenland standen schon durch die frühere Berührung mit dem Judenthum und die spätere wechselseitige Beeinflussung die zwei Richtungen der Materialisten und Spiritualisten einander gegenüber. In der Schule der Epicuräer, welche besonders das Leben und die Kreise der Vornehmen beherrschte, war der Gegensatz von Geist und Materie vollständig unvermittelt — bis zur Leugnung des Geistes nnd der Anbetung der Materie. Daher stieß Paulus hier auf vollendete Gottesleugnung und verfeinerte Genußsucht. Von Griechenland war schon mit Alexander dem Großen und der seleucidischen Herrschaft diese hellenistische Richtung auch nach Palästina gedrungen, hatte hier den Kampf der Maccabäer hervorgerufen und der Bezeichnung eines Menschen als „Epicurus" die Bedeutung eines Gottesleugners, Materialisten und Genussesmenschen aufgedrückt, welche dieses Wort unter den Juden bis heute bewahrt und behalten hat. Dieser Richtung suchte Paulus durch Ascetik und Entsagung entgegen zu wirken, indem er die Huldigung, welche die Materie erfuhr, als sündhaft erklärte. Die heidnische Anschauung von dem schlechten Urstoffe kam ihm dabei zu Statten und half ihm die Idee der Erbsünde zur Anerkennung bringen. Das äußerliche Versöhnungswerk, der reale

Opfertod Jesu, die Vermenschlichung und sichtbare Darstellung Gottes entsprach ebenfalls den heidnischen Anschauungen und Gewohnheiten, denen er nachgab, um der Heidenwelt wieder einen Gott zu geben und sie zur spiritualistischen Richtung zurückzudrängen. Die Kirche bildete dann später diese paulinische Theorie weiter aus und rieth zu einem Leben in vollständiger Armuth und Entsagung ohne Besitz und Genuß, zur Aufhebung des Lebens in der Welt (Kloster=, Mönchs=, Nonnenleben), zur Aufgebung des Lebens mit der Welt und für sie — ohne Arbeit, — in andauerndem Gebete und innerlicher Beschaulichkeit."

P. „Diese christlichen Anschauungen beruhen weder auf jüdischer, noch heidnischer Nachahmung, sondern sind rein ursprünglich. Das jüdische Opfer ist durch das Opferlamm Jesu überflüssig gemacht und aufgehoben worden, denn es war ein formales Außenwerk; Jesus lehrte, daß der Mensch sich selbst opfern müsse."

V. „Die letztere Deutung legen Sie hinein. Jesu Opfertod gilt als rein realistisch, zur Sühne für Andere gebracht und wird sogar nach der Lehre der Kirche im Meßopfer durch Transsubstantiation fortwährend real wiederholt. Die formale Ausartung der jüdischen Opfer wird schon von den Propheten getadelt, klebt aber nur den Menschen und der Zeit, nicht dem Wesen der Opfer an. Rein heidnisch ist auch die fremde Imputation (Uebernahme) der Sünde und die Stellvertretung bei der Erleidung der Strafe (Opfertod). Nach heidnischem Rechtsverfahren konnte ein Anderer für den verurtheilten Sünder und Verbrecher in den Tod gehen; im Judenthum heißt es: „Der Sohn sterbe nicht für den Vater, und der Vater nicht für den Sohn, sondern Jeder für seine Sünde." Von Aufhebung der jüdischen Opfer, als durch das Sühneopfer Jesu überflüssig geworden, kann auch

darum nicht die Rede sein, weil man bei dieser Anschauung vergißt, daß es außer dem Sündopfer auch noch andere Arten von Opfern gab, wie Dankopfer, welche durch das christliche Opfer gar nicht berührt werden."

P. „Wie rechtfertigen Sie denn die Opposition, welche schon Jesus fand, wenn er den Juden nicht Neues gelehrt hätte?"

B. „In Ihrer Frage scheint zunächst der Zweifel zu liegen, daß Jesus wirklich Neues gelehrt habe. Sie wollen aus der Opposition, welche er gefunden, und der zunächst geistigen Revolution, welche er hervorgerufen, den Rückschluß ziehen auf neue Lehren, welche er aufgestellt habe."

P. „Sie haben mich verstanden."

B. „Jesu Verfolgung, erklärte ich Ihnen schon, hatte ihren Grund in politischen Motiven. Jede Fremd- und Gewaltherrschaft sucht geistige, politische und sociale Bewegungen zu unterdrücken, auch wenn solche Bewegungen nicht gefährlich wären; sie will Grabesstille, weil sie das Ziel und den Erfolg selbst charakterloser Bewegungen nicht absieht. So auch die Römerherrschaft in Judäa, auch Jesus gegenüber. Eine geistige Revolution beabsichtigte oder erzielte doch wenigstens Jesus nicht, weder in, noch außerhalb Judäa's. Der Erfolg des Christenthums ist der späteren Zeit, den Aposteln und deren Nachfolgern zuzuschreiben, und zwar dadurch, daß diese die neue Lehre, — neu nicht den Juden, sondern den Heiden, — nach Außen unter die Völker trugen. Erst durch Paulus, nicht einmal durch die Apostel, welche sich in Uebereinstimmung mit den Juden wußten, trat das Christenthum in Gegensatz zum Judenthum und wurde ein Neues, weßhalb auch Paulus von den Aposteln und der palästinensischen Gemeinde, der jerusalemischen mit Jacobus, dem Bruder Jesu, an der Spitze, ausgestoßen und ausgeschlossen,

als Jünger und Apostel Jesu nicht betrachtet, sondern als Abfälliger und Ketzer behandelt wurde. Auch hieraus geht also hervor, daß Jesus Neues nicht gelehrt hat, daß am wenigsten die paulinische Lehre, das historische, heutige Christenthum auf ihn zurückzuleiten ist."

P. „Aber Jesus erklärte doch, zunächst und hauptsächlich gerade für Israel gesandt zu sein."

V. „Daraus folgt nicht, daß er Neues, der alten Lehre Entgegengesetztes und davon Abweichendes habe lehren wollen und müssen; im Gegentheil läßt sich darin vielmehr die Absicht erkennen, das alte Judenthum wieder haben stärken und die Abgefallenen und Schwankenden wieder dahin haben zurückführen zu wollen. Aehnlich spricht doch auch der Prophet Ezechiel vom treuen Hirten für die verlorenen Schafe Israels (Ez. 34, 15). Und in der That! Israel war damals in Parteiungen gespalten. Nicht nur daß die materialistische Denk- und Lebensweise der Griechen, und der Reichthum und Luxus der mächtigen und herrschenden Römer das religiöse und sittliche Leben der Juden arg angefressen und Viele dem Judenthum entfremdet hatte, auch das Judenthum selbst unterlag zur Ausgleichung mit den veränderten Zeitverhältnissen, wie gar oft vorher und nachher, einer historischen Entwickelung. Die Einen hielten streng und starr an der überlieferten Form des Gesetzes fest, wie die Orthodoxie aller Zeiten, die Anderen huldigten einer freiern Richtung und anerkannten nur die Herrschaft des Geistes im Gesetze, der die alte gebrochene Form zerschlage und das Leben neue Formen für die alten Gesetze schaffen lasse. Selbst die Form des alten Priesterthums war brüchig geworden, und der fortschrittliche Geist des Pharisäismus suchte dafür im Kampfe mit den priesterlichen Saducäern, welche daran festhielten, eine neue Form.

Damals gab es mehr als einen Prediger in der Wüste, — außer Johannes und Jesus. Auch hieraus geht hervor, daß Jesus Neues nicht gelehrt hat. Die Betonung einer bewußten, innern Sittlichkeit im Gegensatze zu einer formalen, äußerlichen Gesetzlichkeit, die Verwerfung des zur Ueppigkeit und Unsittlichkeit führenden Reichthums und die Empfehlung der Armuth, der Tadel gegen den ebenfalls durch Reichthum erzeugten und genährten hartherzigen Egoismus und die Anpreisung und Erstrebung einer liebevollen Brüderlichkeit, die Hoffnung auf das Gottes- und Himmelreich, voll Bewohner eines höhern, geistigen, sittlichen Strebens — mit allem diesem stand Jesus nicht allein, sondern hatte viele Vor- und Mitkämpfer in und für Israel."

P. „Dann aber müßte doch auch der Inhalt der neutestamentlichen Schriften denen des Judenthums verwandt sein."

B. „So ist es auch. Sie dürfen nur nicht vergessen, daß Authentisches uns von Jesus nicht vorliegt, daß selbst die Evangelien lange Zeit nach seinem Tode, und nicht alle zur selben Zeit aufgezeichnet wurden, daß diese selbst unter sich nicht übereinstimmen und hierdurch schon den Beweis abgeben, daß ihre Quelle getrübt und nicht zuverlässig ist, endlich daß sie alle zu einer Zeit geschrieben wurden, wo das Christenthum bereits seinen ursprünglichen jüdischen Character eingebüßt hatte und paulinisch gefärbt war. Selbst bei den paulinischen Briefen läßt sich theils ihre Unechtheit, theils ihre tendenziöse Färbung und Trübung der ursprünglichen Lehre, des judaisirenden Urchristenthums, nachweisen. Dennoch gibt das neue Testament auch in seiner jetzigen Gestalt noch hinreichendes Zeugniß seines jüdischen Ursprungs, wie seiner jüdischen Tendenz."

P. „Ich möchte hören.“

B. „Jesus steht mit seinen Reden und Handlungen ganz auf jüdischem Boden; er beobachtet noch die jüdischen Gebräuche: Reinheits-, Speisegesetze, Händewaschung, Passah-(Abend-)mahl. Auf demselben Standpunkte steht sogar noch die, unter seinem Bruder Jacobus fortgeführte, jerusalemische Christengemeinde; aus diesem Gesichtspunkte erklärt sich deren Gegensatz zu dem, das jüdische Gesetz abrogirenden, Paulus, namentlich bei dessen Aufhebung der Beschneidung und Speisegesetze. Jesus geht, besonders in der Bergpredigt, nicht vom Messianismus und von theologischer Dogmatik, sondern von dem Moralgesetze aus. Der Gegensatz, worin Jesus sich in der Bergpredigt zu den „Alten“ stellt, bezieht sich theils auf das Heidenthum, theils hat er in späterer oppositioneller Trübung und tendenziöser Färbung des Textes seinen Grund, zumal die Abweichungen und Gegensätze auf Unwahrheit beruhen. Nach jüdischer Weise bezeichnet Jesus die „Gerechtigkeit“ als das Wesen der Frömmigkeit, während das spätere Christenthum diese in der „Liebe“ sucht.“

P. „Ist es denn nicht so recht?“

B. „Auch das Judenthum betrachtet „Gerechtigkeit“ nicht als das äußerliche, formelle Recht, sondern als das Recht, auf Liebe, Nachgiebigkeit und Opferwilligkeit gegründet. Aussprüche Jesu von Gottes- und Menschenliebe als den obersten Gesetzen sind der Bibel wörtlich entnommen. Das Judenthum fordert an dieser Stelle die Nächstenliebe auch sogar dem Feinde gegenüber, weil sie sich dem Freunde gegenüber von selbst versteht. Daß unter „Nächster,“ wenn nicht ausschließlich Freund, noch weniger ausschließlich Israelit zu verstehen ist, geht aus der zweiten Stelle hervor, wo die Nächstenliebe auch dem „Fremden“ gegenüber gefordert wird. Ebenso gibt die historische Entwickelung

der jüdischen Lehre wie des jüdischen Lebens dafür Zeugniß, daß die Forderung der Nächstenliebe ein Produkt des jüdischen Geistes und Herzens, und nicht eine Erfindung des spätern Christenthums ist. Hillel, der vor Jesus lebte, antwortete einem Heiden auf die Frage nach dem vorzüglichsten Gesetze des Judenthums: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Auch die Darstellung des Verhältnisses Gottes zu den Menschen als das eines Vaters zu seinen Kindern befindet sich von Anfang an in der Bibel und kehrt dort hundertfach wieder. Ja im Christenthum ist das wahre Wesen der Kindschaft und des väterlichen Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschen durch die dazwischen geschobene Nothwendigkeit eines Vermittlers, sühnenden Heilandes und fürsprechender Heiligen getrübt. Sittlichkeitslehren und -principien, Gleichnisse, Sprichwörter des neuen Testaments finden sich ebenfalls in biblischen wie nachbiblischen Schriften des Judenthums. Der Begriff eines Gottes- und Himmelreichs gehört nicht minder dem Judenthum an und hat für dasselbe schon seine Entstehung im babylonischen Exil gefunden, also lange vor Jesus. Die Unzufriedenheit mit den Zuständen der Gegenwart, für welche eine nahe Lösung der Verwickelungen nicht möglich gedacht wurde, ließ die Verwirklichung der Hoffnungen in die Zukunft verlegen, da man den Sieg der Wahrheit, des Rechts und der Sittlichkeit trotz der Ungunst der Zeiten mit Sicherheit erwartete. Diese Bürgschaft lag in Gott und der heiligen Sache. Diesen Zustand der Zukunft nannte man das Reich Gottes, das Himmelreich, die Idealität der zukünftigen weltlichen Verhältnisse im Gegensatze zu den getrübten Verhältnissen der realen Gegenwart. Wer die Geschichte der Zeit Jesu kennt, wird die Belebung dieser neuen Hoffnungen begreifen. Es ist möglich, daß die Römer und Jesu Feinde unter den

Juden diese Weissagungen auf ein Gottesreich mit oder ohne Absicht mißdeuteten, daraus politische Absichten Jesu folgerten und damit seine Verfolgung rechtfertigten. Daß Jesus nach jüdischer Weise das Gottesreich realistisch als von dieser Welt auffaßte, beweist auch die Idee von der „Auferstehung des Fleisches," welche persischen Ursprungs ebenfalls vom Exil her in's Judenthum gedrungen ist und beim Volke den Glauben an seelische, geistige Unsterblichkeit als weniger palpable und concret verdrängte. Erst durch Paulus wurde Wesen und Wirksamkeit des Christenthums der Erde entrückt und in den Himmel versetzt, und darauf gründet sich dessen mystische Dogmatik, wie kirchliche und hierarchische Organisation. Aber nicht blos hierin wurde das Wesen des Urchristenthums verändert, auch das Element der Liebe und Versöhnung ging ihm verloren, als später durch die weltliche Machtentfaltung die neue Lehre mittels Feuer und Schwert zu verbreiten gesucht wurde. Sie erkennen, Paulus ist der eigentliche Macher des oppositionellen und historischen Christenthums, Jesus befindet sich nicht im Gegensatze zum Judenthum. Er betonte nur mehr die innere, geistige, als die äußerliche, formale Religion und fand dazu eine Berechtigung in den religiösen und politischen Verhältnissen seiner Zeit. Indeß stand er mit diesem Eifer gegen die äußerlich-religiöse Werkheiligkeit nicht allein; die Propheten bis auf Hillel sind seine Vorgänger, und auch nach ihm standen sie wieder auf, sie fehlten überhaupt niemals.

Auch die Vorschriften von „Ja, Ja und Nein, Nein" für alle Reden zur Vermeidung der Schwüre, von „heimlichen Almosen statt der ostentativen Gaben," vom „kurzen, ernsten Gebete dem heuchlerischen, ostentiösen gegenüber," von den „Splitterrichtern," der Ausspruch auch von der „Anwesenheit Gottes, so zwei zusammen

sitzen und seines Namens gedenken," — alles dies ist rein jüdischen Ursprungs und findet sich schon in unserm Schriftthum. So könnte ich die Beweise dafür, daß Jesus Israel weder Neues gelehrt hat, noch hat lehren wollen, noch weiter fortsetzen. Es wird aber genügen; Sie werden es hieraus zur Genüge erkennen."

P: „Ich muß Sie unterbrechen. Wie wollen Sie denn immer Paulus in den Vordergrund schieben? Es wird doch Petrus als der Fels bezeichnet, auf dem die Kirche ruht; auf ihm ruht auch geschichtlich die Stiftung des römischen Episkopats, des heutigen Papstthums. Paulus war doch nicht einmal ein Apostel und unmittelbarer Jünger Jesu."

B. „Ich war Ihres Einwands halb gewärtig. „Paulus nicht eigentlich Apostel und unmittelbarer Jünger Jesu," sagen Sie mit Recht. Hieraus erklärt sich ja auch um so besser die Abweichung von Jesu Lehre, oder eigentlich der Lehre und dem Gesetze des Judenthums, und die Gegnerschaft zu der palästinensischen Christengemeinde, welche wegen ihrer nationalen Abstammung nicht blos, sondern auch wegen ihrer innern Verwandtschaft mit dem Judenthum „Judenchristen," genannt wurden, im Gegensatze zu den von Paulus gestifteten, heidnischen Gemeinden, den „Heidenchristen." Geschichtlich aber ist es nicht, sondern anerkannt sagenhaft, daß Petrus Stifter der römischen Christengemeinde und des römischen Episkopats und Papats sei. Petrus war vielmehr nie in Rom. Paulus ist Stifter der Christengemeinde in Rom. Es war aber den römischen Christen um Anerkennung seitens des palästinensischen Principats zu thun; man suchte daher eine Verbindung und Versöhnung mit demselben. Konnte dies auch nicht für die lebende Generation geschehen, welche die Thatsachen kannte: so bereitete man eine solche doch

für die Zukunft vor. Man ließ daher auch Petrus in Rom weilen, von diesem in Gemeinschaft mit Paulus nicht blos die dortige Christengemeinde stiften, sondern räumte ihm sogar intellectuel und thatsächlich den Vorrang ein. So weit ließ sich nun wohl die Geschichte fälschen, aber schwieriger war dies mit der principiellen Differenz zwischen dem Judenchristenthum, wie es Petrus, und dem Heidenchristenthum, wie es Paulus lehrte. Auch hierfür wurde durch Fälschung eine Aussöhnung geschaffen. Paulus wurde nicht blos als der Gesetzes-Treue geschildert, sondern auch erzählt, daß er im Auftrage und Einverständnisse des Petrus zu den Heiden gegangen sei. Diese Vertauschung der Rollen und Verwirrung der Thatsachen ist sogar in das neutestamentliche Schriftthum übertragen worden, wo die Berichte der Apostelgeschichte im Widerspruche stehen mit den authentischen Briefen des Paulus. Die Vereinigung des Petrus und Paulus wird sogar tendenziös hervorgehoben, um das Volk daran glauben zu machen, weßhalb der 29. Juni als der „Peter und Paul-Tag“ genannt wird, weil an diesem Tage Beide den Märtyrertod gestorben sein sollen.“

P. „Sie wissen selbst eine tausendjährige Geschichte anzuzweifeln und den Thatsachen der Gegenwart den geschichtlichen Boden unter den Füßen wegzuziehen; Papismus und Christenthum sinken bei Ihnen zur Mythe hinunter. Aber fahren Sie, bitte, fort mit Ihren Nachweisen über die Verwandtschaft der Lehre und Aussprüche Jesu mit denen des Judenthums.“

B. „Ich zerstöre ungern die angenehmen Illusionen der Menschen, zumal solche, welche mit der Religion zusammenhängen und ihnen heilig geworden sind. Ich hätte darum diesen Punkt zu besprechen vermieden, wenn Sie ihn nicht in Anregung gebracht hätten. Indeß müssen wir uns gewöhnen, die Wahrheit

anzuhören, auch wenn sie uns nicht angenehm klingt. Die Wahrheit zu hören, sollte aber vor allem dem Manne der Wissenschaft und dem Lehrer der Wahrheit stets angenehm sein. Jedoch kann ich weder Papismus noch Christenthum zur Mythe machen; es sind geschichtliche Thatsachen, mit denen zu rechnen ist. Daraus folgt aber nicht, daß es nicht für beide historische Thatsachen zu berichtigen geben wird. Ueber Geschichtliches läßt sich ja auch nicht streiten; es muß documentarisch bewiesen werden. Für heute aber folge ich Ihrer Aufforderung und fahre fort, wo Sie mich unterbrochen haben. Nur das will ich noch hinzufügen, daß diese ursprüngliche Feindschaft zwischen den paulinischen und Juden-Christen trotz der äußerlichen Aussöhnung einen Stachel zurückgelassen hat und an der Feindschaft zwischen Christen und Juden vielfach mit Schuld trägt. Der Paulinismus blieb Sieger und hatte im Judenthum, dessen Principien auch das Juden-Christenthum durchzogen, zunächst seinen Gegensatz und den Gegenstand des Streites und Hasses."

P. „Wenn aber das Christenthum nicht Anderes und Besseres bietet, als das Judenthum, wie wollen Sie denn den Einfluß erklären, welchen jenes auf die Völker der Welt ausübte, und den dieses auszuüben nicht vermochte?"

B. „Einen bildenden und versittlichenden Einfluß übte das Christenthum nur auf die heidnischen Völker, dessen das Judenthum um so weniger bedurfte, als es Elemente der jüdischen Lehre waren, deren das Christenthum sich dabei bediente. Und wenn dennoch das Judenthum als solches dieses Einflusses bar war, so lag dies einerseits darin, daß das Christenthum sich dem Heidenthum anbequemte, Götter, Feste und Sitten der heidnischen Völker beibehielt und sie nur entsprechend modificirte. Ich sage nicht, daß das Christenthum aus practischen Gründen

nicht wohl daran that; nur that auch das Judenthum wohl daran, die ihm anvertraute Reinheit und Wahrheit der göttlichen Lehre unversehrt und unvermischt zu bewahren. Andrerseits lag dies darin, daß das Christenthum seinen bildenden Einfluß den Völkern gewaltsam aufdrängte und das Bekehrungswerk mit Feuer und Schwert ausführte, während das Judenthum auf dem Wege belehrender Ueberzeugung und gewinnender Liebe, wie sittlichen Beispiels und Vorbilds langsam und allmälig vorging. In der That liegt auch hier der Vorzug entschieden auf Seiten des Judenthums, indem der Geist nur mit dem Geiste zu verkehren vermag, und weder Ueberzeugung des Geistes noch Versittlichung des Herzens gewaltsam erzwungen werden können. Zwang ist hier nicht nur werthlos, sondern entschieden von Nachtheil."

P. „Welche Bedeutung legt denn das Judenthum diesem christlichen Einfluß auf die Bildung und Sittlichkeit der Völker bei? Wenn es dem Christenthum nicht die endgültige Wahrheit zuerkennt, sondern nur sich: so müßte doch das Judenthum selbst Einfluß auf die Völker zu gewinnen suchen, um sie nicht dem ewigen Irrthume zu überlassen."

B. „In der That legen wir dem christlichen Einflusse auch nur eine vorbereitende Bedeutung bei, hoffend, daß in der Gotteserkenntniß, wie in der Anerkennung und Anwendung sittlicher Principien die Menschen alle dereinst zusammengehen werden. Fürchten Sie aus dieser Anschauung keine Geringschätzung, welche unserseits gegen das Christenthum gehegt werde. Weit entfernt davon, sind wir demselben vielmehr für die Aufopferung, welche mit diesem Vorbereitungswerke verbunden ist, dankbar. Nicht aus Scheu vor diesen Opfern unterzog sich das Judenthum dieser Arbeit nicht; das Christenthum hat es selbst bewiesen, wie sehr

sich die Lehre den Menschen und ihren Anschauungen und Gewohnheiten accommodiren mußte, und wie wenig es ihm möglich war, sich vor heidnischen Beimischungen zu bewahren. Wo würde man am Ende der Tage da die reine, unverfälschte Wahrheit finden, wenn das Judenthum sie nicht bewahrte, da das Christenthum durch die verschiedenartigsten Concessionen und nothwendig gewordenen Sektenspaltungen selbst darüber nicht einmal unter sich einig ist? Für die Herbeiführung der Zukunft aber, wo alle Menschen im Denken und Leben einig sein, in Frieden und Liebe mit einander wohnen werden, wird dereinst dem Christenthum ein nicht minder großes Verdienst gebüren. Denn die Völker werden der Wahrheit des Judenthums durch das Christenthum zugeführt; wir können seiner Mithülfe gar nicht entbehren. Das ist sicherlich eine ebenso große welthistorische Aufgabe, welche dem Christenthum geworden, wie dem Judenthum. Und die Arbeit ist noch lange nicht vollbracht, es ist noch viel Unkraut zu jäten, noch viel einzureißen und zu pflanzen im Weinberge des Herrn. Aber das Christenthum glaube nicht, daß es eine Mission für die Juden habe; das ist sein Irrthum. Das Christenthum gibt sich doch selbst für einen Sprößling der jüdischen Mutterpflanze aus; wie könnte die Frucht anders dem Stamme entartet sein, als durch ein fremdartiges Reis, welches darauf gepfropft worden ist? Und dieses Reis ist eben dem heidnischen Boden entnommen, wodurch die Lehre eine neue und der Mutterreligion entfremdete wurde. Aber ich wiederhole: Die Mutter verkennt auch so die wohlthätige Bedeutung der Aufgabe nicht, deren Lösung sich die Tochter unterzogen hat. Möchte nun auch die Tochter die wichtige Bedeutung der Aufgabe begreifen und anerkennen, welche sich die Mutter im Interesse der Wahrheit und der Menschheit gestellt hat, aufhören, sie

grundlos anzufeinden und vielmehr friedlich, ja einig mit ihr Hand in Hand gehen, reumüthig bekennend, wie sehr und wie oft theils aus Irrthum, theils aus Bosheit die Tochter gegen die verdienstvolle und schuldlos gekränkte Mutter gefehlt und gesündigt hat."

P. „Sehr schön klingen diese Worte in dem Munde des Juden, unerwartet ist mir diese Beurtheilung des Christenthums vom jüdischen Standpunkte; ebenso neu ist mir aber auch die Idee, welche Sie von Ihrer eignen Religion entwickeln. Ich theile zwar Ihre Ansichten nicht, aber erkenne doch auf dem Wege gegenseitiger Verständigung eher die Möglichkeit einer Einigung, als auf dem bisherigen der Anfeindung und Gewalt. Nur über zwei Dinge möchte ich mir noch Ihre Aufklärung erbitten. Erstens: wie Sie bei der nationalen und religiösen Abgeschiedenheit, worin Israel von den Völkern lebt und leben soll, die Behauptung aufrecht erhalten wollen von einer universalen Bedeutung des Judenthums, von einer Bestimmung Ihrer Religion als Religion der Menschheit, als Welt-Religion, statt der Religion eines einzelnen Volks, oder wie Sie jetzt besser sagen: einer religiösen Genossenschaft; zweitens: welche Bedeutung Sie dem Messias beilegen, wenn Sie die Kraft zukünftiger Heilsbewirkung der Menschheit selbst zuschreiben und von deren allmäliger, geistiger und sittlicher Entwickelung abhängig machen.

Indeß würden uns diese Erörterungen heute zu weit führen und zu lange aufhalten, denn ich sehe zu meinem Schrecken nicht blos an der Uhr, sondern auch an der stillen Entfernung der Damen, welche uns seit geraumer Zeit verlassen haben und auf deren Wiederkehr ich bisher vergebens hoffte, um mich verabschieden zu können, wie spät es geworden ist. Ich bin Ihnen und Ihren Damen für den lehr- und genußreichen Abend zu aufrichtigem Danke verpflichtet, muß Sie aber sehr um Ent-

schuldigung bitten, wider Willen Sie so lange hingehalten und gestört zu haben. Auch bei Ihren Damen wollen Sie die Bitte um Entschuldigung einstweilen übernehmen; ich werde, wenn Sie erlauben, sie demnächst selbst persönlich wiederholen. Für heute reiche ich Ihnen denn die Hand und — Gute Nacht!"

B. „Entschuldigen Sie sich nicht, Hr. P.; es war auch mir sehr angenehm, den Abend in so lebhafter und interessanter Unterhaltung zu verbringen. Die Damen brauchen Sie nicht besorgt zu machen; diese haben sich zur gewohnten Stunde entfernt und, wie gewöhnlich, mich bei meinen Studien zurückgelassen. Da konnte es diesen, wie mir nur erfreulich sein, einen so treuen Genossen für meine Geisteskämpfe zur Seite zu behalten. Ihren Besuch bitte ich daher recht bald zu wiederholen. Ich werde dann nicht verfehlen, über die angedeuteten Themata Rede zu stehen und die gewünschte Aufklärung zu geben. Sie haben jedenfalls interessante Punkte für unsre nächste Discussion hervorgehoben. Ich leugne indeß nicht, daß deren Schwierigkeit und Weitläufigkeit auch meinerseits eine Sammlung neuer Kräfte nöthig macht. Somit bin ich einverstanden, die Discussion zu verschieben. Nur zum Abschiede wollen wir, wenn auch nicht den Geist, doch den Leib nochmals durch ein Glas Wein stärken, was wir bisher in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung zu sehr verabsäumt haben. Und so denn „Gute Nacht"!

Beide Männer stießen ihre Gläser zum Trunke, reichten einander freundschaftlich die Hand und schieden von einander.

VIII.

Der Spaziergang.

Als der Pater das Haus Baruch's verlassen hatte, war er von anderen Gedanken erfüllt, als er drinnen geäußert hatte. Er ärgerte sich über die Triumphe Baruch's; und es verdroß ihn die eigne Niederlage, der Vorwurf, den er sich selbst machte, daß er nicht vermocht hatte, den Juden zu widerlegen und eines Andern zu überzeugen. Während er diese Gedanken auf dem Wege in sich durchkämpfte, gelangte er an die Klosterpforte. Hier fiel ihm heiß das morgige Inquisitorium des Priors auf die Seele, welches er zu bestehen haben werde. Dieser war ein in den überlieferten christlichen Ideen und Anschauungen ergrauter Mann, welche in seiner mönchischen Umgebung und klösterlichen Abgeschiedenheit von der Welt nie erschüttert worden waren. Sein Christenthum hatte ihn mit solcher Ueberzeugungskraft erfüllt, daß, wie der Pater fürchtete, er nicht werde fassen können, wie den Beweisgründen eines christlichen Theologen gegenüber das Judenthum aufrecht zu halten sei. Der Pater selbst mußte sich gestehen, daß, wenn er die ihm neue Dialektik Baruch's nicht mit angehört hätte, er dem Judenthum auch nicht diese Kraft beigemessen haben würde. Er mußte sich es sagen, daß sein bisheriges Urtheil und dasjenige der meisten Christen, auch der gelehrtesten, über das Judenthum auf Unkenntniß beruhe. Man kennt es weder, sagte er sich, noch nimmt man sich die Mühe, es zu studiren, und was man darüber weiß und urtheilt, sind oberflächliche und gefälschte Ansichten der Vorzeit, welche

aus Unkenntniß und Mißdeutung entstanden und verbreitet worden sind. Alle christliche Deutungen über das Judenthum gingen von jeher von dem Vorurtheile aus, daß es tief unter dem Christenthum stehen müsse, weil dieses vermeintlich eine höhere Stufe der Entwickelung einnehme und vollkommener sei, als jenes; man ging aber auch von der Tendenz aus, das Christenthum zu erheben und dafür das Judenthum herunterzusetzen, damit, auf dessen Piedestal gestellt, das Christenthum um so höher erscheine. Die äußere Machtstellung, welche das Christenthum einnimmt, meinte der Pater, scheint ihm das Relief einer innern Kraft zu geben, welche das Judenthum um so mehr entbehrt, je gedrückter seine äußere Stellung ist. Diese Erscheinung erschien dem Pater nicht neu, sondern zeigte sich ihm als historisch und in allen früheren Jahrhunderten von der Entstehung des Christenthums an in gleicher Weise. Er führte sie daher auf den Antagonismus zurück, welchen schon das jerusalemische Judenchristenthum gegen das paulinische Heidenchristenthum geltend gemacht hatte, und welcher in den unterscheidenden Principien des ursprünglichen Judenthums wurzelt. Denn der Haß gegen das Judenthum machte sich im Christenthum da erst geltend, als das paulinische Heidenchristenthum das jerusalemische Judenchristenthum besiegt und weltliche Macht und Herrschaft erlangt hatte. Da erschien das Judenthum als der gemeinsame und von jeher opponirende Feind, der gehaßt, verfolgt, verdrängt und für immer unschädlich gemacht werden müsse. Dem Pater war es klar geworden, daß, wenn er auch den Werth des Christenthums nicht sinken lassen wolle, das Judenthum doch nicht so schlecht sei, wie es dargestellt und geglaubt werde. Mit diesen Gedanken warf er sich in später Abendstunde auf sein einfaches Lager in einsamer Klosterzelle

und suchte vergebens den lang entbehrten Schlaf, weil er sich noch nicht klar darüber geworden war, wie er dem Prior gegenüber die bisherige Bekämpfung des Judenthums darzustellen habe und das negative Resultat, welches er erlangt hatte, rechtfertigen könne. Diese Unklarheit machte ihm Sorge, vermehrte seine Aufregung und verscheuchte den so sehnlichst herbei gewünschten Schlaf von seinen Lidern. Aber nicht blos die Art und Weise seiner Rechtfertigung vor dem Prior beschäftigte ihn, sondern auch wie er die Vertheidigung des Christenthums dem Baruch gegenüber weiter zu führen habe. An der weitern Behandlung der Sache, und der Fortführung des theologischen Streits, war ihm doch auch sehr gelegen, nicht blos weil er dem Judenthum den Sieg nicht gönnte, sondern auch weil er glaubte, daß er ihm nicht gebüre. Dem Christenthum vindicirte er in seinen Augen und im Herzen immer noch den Vorrang und Vorzug; es war ihm das Höhere, die höchste Vollendung, wenn er auch dem Judenthum jetzt mehr Werth beilegte, als vordem.

Indeß waren es auch noch andere Gedanken, welche den Schlaf von den Augen des Paters fern hielten, so sehr er auch danach suchte, und so oft er ihn auch erhascht zu haben glaubte. Dies waren die Gedanken an Julia. Er mußte die Erinnerungen an die theure Geliebte in seinem Herzen verschließen, durfte sich gegen Niemand darüber äußern, konnte Niemand gegenüber sie laut werden lassen; um so lebhafter beschäftigten sie sein Inneres. Es erging ihm wie einem Jünglinge, welcher der Geliebten spielend und scherzend nachjagt und sie zu fangen sucht, die aber immer wieder seinen Armen entwischt und entflieht, so gern sie sich auch fangen lassen möchte. Im Spiele der Phantasie glaubte der Pater die Geliebte in seinen Armen zu haben und an sein Herz drücken zu können. Dieses Wonnegefühl

ließ ihn für einen Moment die Augen schließen und einschlummern. Aber die Empfindung, nach leerer Luft zu haschen, und die Täuschung, eine gegenstandslose Einbildung in seine Arme geschlossen und an sein Herz gedrückt zu haben, schreckte ihn wieder auf und entfernte ihn von Morpheus Armen weiter, denn zuvor und machte die Erinnerung an das geliebte Mädchen nur noch lebhafter und quälender für ihn. Auch der Umstand, daß am letzten Abende der Gegenstand seiner Liebe seinen Augen so früh entrückt wurde, und es ihm nicht vergönnt gewesen war, beim Abschiede, wie sonst, von Julia den vermeintlichen Liebesdruck ihrer zarten Hand zu empfangen, erhöhte und verlängerte für den Pater das süß-quälende Gaukelspiel seiner Phantasie. Er wälzte sich auf dem Lager hin und her, konnte und wollte der immer wiederkehrenden Gedanken und Bilder nicht los werden, schlummerte ein und erwachte wieder. Er ärgerte sich ob dieser Qual und Täuschung, und doch nannte er den Gegenstand seiner leidenschaftlichen Aufregung im lauten, immer wiederkehrenden Rufe: „Himmlisches Geschöpf! Himmlisches Geschöpf!“ Dann erschrack er über sich selbst, fürchtend, daß der Ruf in der Nachbarzelle gehört worden sein und Argwohn erregt haben könnte.

Da ging ihm plötzlich ein Gedanke durch die Seele, den er für einen rettenden hielt. Er dachte, durch Raub sich in den Besitz des Mädchens zu setzen und glaubte, mit dieser Idee gleichzeitig den Prior versöhnen und sich dienen zu können. Er wollte vorschlagen, den Vater mit dem Mädchen behufs Unterredung und Belehrung ins Kloster zu locken. Mit diesem Plane fand sich sein Geist befriedigt und sein Herz beruhigt, und über die weitere Verfolgung und Ausspinnung dieses Planes gewann er denn endlich in später Stunde den gewünschten und gesuchten Schlaf.

Am andern Morgen erwachte der Pater früher, als gewöhnlich. Sofort beim ersten Erwachen und mit der Wiederkehr des Bewußtseins trat ihm der Gedanke wieder vor die Seele, mit welchem er eingeschlafen war. Er warf sich mit der Durchdenkung und Ausmalung der Einzelheiten auf's Neue unruhig auf seinem Lager hin und her. Sein Geist war zu lebhaft damit beschäftigt, auch seine Phantasie zu leidenschaftlich dabei erregt, als daß er den Schlaf, der nur unterbrochen war, und dessen er zur Stärkung noch zu sehr benöthigt war, hätte wieder gewinnen können. Müde und geschwächt erhob er sich vom Lager und eilte nach Gebet und Frühstück zum Prior. Andachtslos hatte er dem Gottesdienste beigewohnt, fremde Gedanken hatten ihn beschäftigt und seine Seele erfüllt. Erst in der Gegenwart des Priors gewann er seine Ruhe und Fassung wieder. Nicht daß der Prior sie ihm eingeflößt hätte, der innere Kampf und die Energie seines Geistes hatten sie ihm wieder gegeben.

Der Prior hatte den Besuch des Paters zur Berichterstattung über den Erfolg seiner Unterredung mit dem Juden Baruch schon mit Interesse und in Aufregung erwartet. Er glaubte und hoffte sofort und zuerst, aus dem Munde des Paters die Erklärung zu vernehmen, daß die ganze Familie Baruch zur Annahme des Christenthums bereit sei und den Pater nur beauftragt habe, den Prior zu fragen, wann der heilige Unterricht und die Vorbereitungen zur Taufe beginnen können, und diese selbst ertheilt werden dürfe. Er konnte sich gar nicht denken, daß es einem Pater schwer oder gar unmöglich geworden sei, einen Juden von den Wahrheiten des Christenthums zu überzeugen. Gerade je gelehrter und bibelkundiger der Jude sei, wie er den Baruch kannte, um so leichter, meinte er, müsse dem

Pater sein Vorhaben gelungen sein. Wie erstaunte er, vom Pater das Gegentheil zu vernehmen. Der Prior gerieth über diesen Ausgang des Unternehmens in solche Aufregung, daß dem Pater die geordnete Berichterstattung schwer wurde, und der Prior dieselbe weder ordentlich anhörte noch auffaßte. Er fuhr den Pater etwas hart an und machte ihm geradezu Vorwürfe, daß er seine Schuldigkeit nicht gethan und es an dem nöthigen Ernste und Pflichteifer habe fehlen lassen. Es entwickelte sich darüber folgendes Zwiegespräch.

Pater: „Sie werden entschuldigen, Hr. Prior. Ich habe mit Baruch unter Assistenz seiner Tochter bis tief in die Nacht hinein ein theologisches Colloquium abgehalten, in welchem die Hauptdifferenzpunkte des Juden- und Christenthums berührt worden sind. Baruch ist aber ebenso philosophisch wie theologisch gebildet und ein ebenso tiefer Kenner seiner eignen wie unsrer Religion, der alle seine Behauptungen und Widerlegungen logisch und schriftmäßig begründete. Ich muß gestehen, Hr. Prior, wenn er mich auch in meinem Glauben an die Wahrheiten des Christenthums nicht erschüttert und noch weniger für diejenigen des Judenthums gewonnen hat (beide Geistliche machten hier zur Abwehr der bösen Gedanken und zur Bestärkung in den guten das Zeichen des Kreuzes): so war ich doch auch nicht immer stark genug, die Einwendungen meines Gegners mit überzeugenden Gründen zurückzuweisen. Es ist selbstredend, daß ich da die Begründung einer innern christlichen Ueberzeugung auch noch nicht einmal versuchen konnte. Ehe ich eine solche Saat ausstreuen durfte, mußte ich erst den Boden urbar machen, der zu hart und steinigt war, als daß nur ein Körnlein neuer Aussaat darin hätte Aufnahme finden können."

Prior. „Ich begreife Ihre Methode nicht, Hr. Pater.

Was kümmert uns die theologische Gelehrsamkeit dieses Mannes auf jüdischem oder christlichem Gebiete, oder die falsche Anschauung, welche sich jüdische Gelehrte von unsrer Religion machen? Alles dies ist subjektiver Natur. Die Schrift allein ist authentisch und den Juden wie Christen allein und ewig gültige Autorität, über alle Anfechtung erhaben. Warum haben Sie sich nicht auf Vorlegung der messianischen Weissagungen des Alten Testaments beschränkt, deren Beziehung auf Jesus Christus doch kein bibelkundiger Jude ausweichen kann? Es fehlt den Juden nur die Kenntniß der Bibel, oder die richtige Auslegung derselben. Hätten sie diese, so wären sie schon längst von und für uns gewonnen."

P. „Sie irren, Hr. Pr. An Bibelkunde fehlt es wohl den Israeliten nicht, und diejenigen, welche für das Christenthum gewonnen werden, sind am wenigsten gelehrte und bibelkundige Leute."

Pr. „Welches Motiv leitet denn die Bibelgesellschaften und Missionsvereine bei ihrer Vertheilung von Bibeln? Und sind nicht auch schon gelehrte Rabbiner durch diese zum Christenthum bekehrt worden, Männer, welche wegen ihrer Gelehrsamkeit für fähig erachtet worden sind, Bischofsämter zu bekleiden, und die wegen ihres Einflusses auf die Juden benutzt wurden, das Missionswerk mit Erfolg unter ihren ehemaligen Glaubensgenossen fortzusetzen?"

P. „Ob mit Erfolg, Hr. Pr., ist noch eine Frage. Es sind in der Regel nur untergeordnete Subjekte, welche die augenblickliche Noth in die Arme der Missionäre treibt, oder speculative Köpfe, wie man sie unter den Juden häufig findet, die auch mit der Religion Schacher treiben und die neuen Verbindungen zu weltlichen Vortheilen benutzen. Aber selbst diese

Fälle sind noch selten genug, und die vielen Hundert=Tausende Geldes, welche in frommer Absicht für die Mission unter den Juden alljährlich verausgabt werden, können durch die Paar Täuflinge unter ihnen, deren Rechtgläubigkeit zudem noch sehr zweifelhaft ist, durchaus nicht aufgewogen werden. Was aber die gewonnenen Rabbiner betrifft, so beruht auch dies auf Schein und Täuschung. Es sind dies in der Regel nur gewöhnliche Lehrer oder sonstige untergeordnete Beamte in kleinen jüdischen Dorfgemeinden, oft auch nur untergeordnete jüdische Privatgelehrte, die mit den Kindern das Aleph Beth traktiren, und bei den Juden den Titel Rabbi führen oder sich beilegen. Diese besitzen denn, wie fast alle Juden, einige Kenntniß der hebräischen Sprache, lesen auch etwas von der Bibel und dem Talmud im Original, womit sie in den Augen der Christen glänzen, sind aber sonst aller Wissenschaft und Bildung bar und nichts weniger als zur Bekleidung eines Bischofsamtes fähig und würdig. Auch täuscht man sich darin, daß diese Leute Einfluß auf ihre ehemaligen Glaubensgenossen besäßen und für die Fortsetzung des Missionswerks unter den Juden mit Erfolg zu benutzen wären. Sie haben einen solchen Einfluß vor ihrer Taufe nicht besessen, geschweige nach derselben, da solche Abtrünnige selbstverständlich von ihren ehemaligen Angehörigen gemieden oder gar gehaßt werden. Aber auch selbst in der Fremde entbehren sie jedes Einflusses, da sie als ehemalige Juden entweder gekannt sind oder bald bekannt werden, oft auch, um vermeintlichen Einfluß zu gewinnen, sich als solche zu erkennen geben."

Pr. „Wie könnte denn anders den Juden die Wahrheit und der Vorzug des Christenthums näher gebracht werden, als durch das Zeugniß der Bibel selbst, welche auf Jesus Christus weissagt, und durch die Beweisführung des Neuen Testaments,

welche das Alte Testament widerlegt und sich als eine Vollendung desselben zu erkennen gibt?"

P. „Was diese messianischen Stellen betrifft, so unterliegen diese, wie alle Bibelstellen, einer vielfachen Deutung. Die Juden deuten diese nach ihrer Weise, wodurch die christliche Deutung wenigstens controvers wird. Die Beweisführung des N. T. kann aber doch keine Autorität in Anspruch nehmen, welche die Juden anerkennen, sondern bedarf für diese einer logischen und historischen Begründung. Wenn wir darum auch das Christenthum als eine Vollendung des Judenthums begreifen, so gibt der Jude dies nicht stillschweigend zu. Er bestreitet den Vorzug der christlichen Dogmatik vor der jüdischen, und die jüdische Ethik steht ihm gewiß nicht hinter der christlichen zurück. Jüdische Barmherzigkeit wiegt ihm vollständig die Werke christlicher Liebe auf, und das Einzel- wie Familienleben der Juden gilt ihm vollkommen als ebenso sittlich, wie dasjenige der Christen. Sowohl theoretisch wie praktisch steht ihm der Sittlichkeitsbegriff des Judenthums ebenso hoch, wie derjenige des Christenthums."

Pr. „Sie werden mir unbegreiflicher Weise fast zum Lobredner des Judenthums, Hr. Pater; die Belehrung des Juden scheint bei Ihnen auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Sie machen mir die Persönlichkeit des Juden Baruch so interessant, daß ich versucht bin, ihn kennen zu lernen und ein Colloquium mit ihm nach meiner Weise abzuhalten."

P. „Mir ist nichts erwünschter, als dieser Vorschlag, womit Sie, Hr. Pr., meinen Absichten entgegenkommen."

Pr. „Wie denken Sie denn dies möglich zu machen, da der Jude weder an meine Besuche gewöhnt ist, noch auch ich mich zu solchen verstehen würde?"

P. „Diesen Umstand habe ich bereits in Erwägung gezogen.

Ich habe vielmehr daran gedacht, Baruch ins Kloster zu locken, und zwar in der Weise, daß ich mir unter dem Vorwande einer Krankheit seiner und seiner Tochter Besuch ausbitte."

Pr. „Warum denn auch seiner Tochter Besuch? Und glauben Sie denn, daß mit Einem Colloquium die Sache abgethan sei, oder hoffen Sie, auf eine freiwillige Fortsetzung der Besuche rechnen zu dürfen?"

Die Frage in Betreff der Tochter brachte den Pater in einige Verlegenheit, die ihm ein geübteres Auge und eine tiefere Menschenkenntniß, als der Prior besaß, auch äußerlich hätte anmerken können. Sowohl des Paters niedergeschlagenes Auge, wie aufsteigende Gesichtsröthe und stotternde Sprache mit zitternder Stimme verriethen seine innere Aufregung und Verlegenheit. Als er indeß des Priors arglosen Blick gewahrte, faßte er sich schnell und erklärte: „Der Vater, Herr Baruch, machte seine Wege stets in Begleitung seiner Tochter. Vor Allem aber würde er den Weg zur Taufe nicht unternehmen, ohne vorher sich darüber mit seiner Tochter berathen und deren Einverständniß eingeholt zu haben. Er würde uns selbst unter diesem Vorwande entwischen. Wir können daher nicht von der Anwesenheit der Tochter absehen."

Pr. „Sie haben Recht, Hr. P., fiel der Prior ein, beifällig mit dem Kopfe nickend und im Herzen die Doppel-Taufe schon sicher wähnend."

„Und was das einmalige Colloquium betrifft," fuhr der Pater fort, „so bin ich weit entfernt, dies für genügend zu halten, aber die Fortsetzung der Colloquien kann nicht schwer sein und liegt ganz in unsrer Hand, wenn wir das Pärchen in unserm Kloster zurückhalten."

Pr. „Erkennen Sie darin keine Verletzung der Ordensregel, Hr. Pater?“

P. „Ich meine nur so, daß dem Vater wie der Tochter getrennte Zellen überwiesen werden, dieser in der Frauen- und jenem in der Männer-Abtheilung. Bei den Unsrigen geben wir sie für Novizen aus, und die Außenwelt weiß vorläufig von ihrem Aufenthalte nichts. Später aber wird uns der Erfolg bei dieser rechtfertigen. Eine Judentaufe wird jeder gläubige Christ billigen.“

Pr. „Das ist eine Rechtfertigung der Ordensregeln in Betreff des Anstands, aber noch nicht in Betreff des Rechts. Ist es uns denn gestattet, wider Willen Jemand bei uns zurückzuhalten?“

P. „Ich habe Ihr letzteres Bedenken theilweise schon berührt. Die Christen werden solche Maßregeln nicht tadeln, die wir zu Gunsten eines Juden ergreifen, um seine Seele der bessern Erkenntniß und dem Heile zuzuführen. Der Jude aber auch wird uns noch dankbar dafür sein, was wir zur Rettung seiner Seele vor ewiger Verdammniß und zur Sicherung seiner ewigen Seligkeit unternommen haben. Und Gott wird uns seine Gnade zuwenden für das heilige Werk, welches wir zu seiner Verherrlichung vorhaben.“

Pr. „Ich kenne diese Grundsätze unsrer heiligen Kirche und billige sie, Hr. Pater, gleich Ihnen; die Praxis der Kirche früherer Zeiten wie der unsrigen unterstützt und ermuthigt uns auch in unserm Vorhaben. Trotzdem vermag ich mein Bedenken und Schwanken nicht zu bekämpfen.“

P. „Sie sind mir heute unbegreiflich, Hr. Prior; worin bestehen denn Ihre Bedenklichkeiten?“

Pr. „Ich schrecke vor den geplanten Gewaltthätigkeiten zu-

rück. Und doch weiß ich," fuhr sich besinnend der Prior fort, „daß die Kirche sie nicht blos rechtfertigt, sondern sogar fordert und solche gute Werke lohnt, da ja gute Zwecke damit verfolgt werden und zur Erreichung derselben auch die Anwendung schlechter Mittel, also auch solcher, welche vor Recht und Sittlichkeit keine Billigung erlangen, gestattet sind. Der gute Zweck heiligt ja, wie man sich ausdrückt, in solchen Fällen die Mittel. Die Morallehre des heiligen Jesuiten-Ordens, dem wir zwar nicht angehören, gestattet dafür nicht blos Gewaltthätigkeit, sondern auch andere Sünden schwererer Art von vornherein, oder absolvirt nachher von denselben in der Beichte, wenn ascetische oder Geldbußen dafür übernommen werden."

P. „Ja, Hr. Prior, mir hat der ganze Ideengang Ihrer Rechtfertigung in gleicher Weise vorgeschwebt; ich wagte nur nicht in unterthäniger Ehrerbietung meinem Vorgesetzten solche Vorhaltungen zu machen, von denen ich wußte, daß deren Inhalt Ihnen ebenso gut bekannt sei wie mir."

Pr. „Wohl das! Aber die Kirche wendet ihre Macht doch nur mit Vorsicht an, da, wo sie weiß, daß sie die starke Hand besitzt, oder der Arm weltlicher Macht ihr zu Gebote steht. Hier aber, bedenken Sie, Hr. P., wohnen wir gleichsam in partibus infidelium, d. h. im Kreise und in der Umgebung von Ungläubigen. Hier ist die Mehrzahl der Stadtbewohner evangelisch, hier ist die Regierung, hier sind die Behörden evangelisch. Handelt es sich auch in diesem Falle um einen Juden, den die evangelischen wie katholischen Christen hassen: so haben doch auch die Evangelischen eine feindselige Stellung gegen uns und könnten sehr leicht, wenn die Gewaltthat, welche wir gegen den Juden beabsichtigen, offenbar wird, mit den Juden gemeinschaftliche Sache machen und mit diesen gegen uns Partei ergreifen, um

den Gekränkten und Unterdrückten zu ihrem scheinbaren Rechte zu verhelfen. In solchen Fällen reichen sich sehr oft die extremsten und feindseligsten Parteien die Hände, wenn es gilt, dem gemeinsamen Feinde beizukommen und die gemeinsame oppositionelle Partei zu unterdrücken."

Der Pater schwieg und überdachte die Einwendungen des Priors, welche er für gerechtfertigt hielt und nicht sofort zu widerlegen vermochte. Ihm wurde es nur schwer, seinen Plan aufzugeben, weil er wohl auf den Juden, aber nicht gern auf die Jüdin verzichten wollte. Diese Rücksicht verwirrte ihm Sinne und Urtheil und ließ ihn das Rechte und Geeignete weder von selbst erkennen, noch nach der Darlegung des Priors begreifen. Er hatte nur theils eine dunkle Ahnung von der Richtigkeit der Anschauungen, wie er sie aus dem Munde des Priors vernommen, theils wagte er nicht, seinem Vorgesetzten direkt und fortgesetzt zu widersprechen. Auch verbot ihm dies die strenge Zucht der Ordensregeln. Endlich brach der Prior das lange Schweigen und sagte: „Nun, Hr. P., ich bin weit entfernt, Ihnen die Ausführung des Plans zu verbieten, denn ich vermag ebenfalls die Verantwortlichkeit dafür nicht zu übernehmen, wenn ein so heiliges Werk, wie die Einführung einer verlorenen Seele in den Schooß unsrer heiligen Kirche, unterbliebe, und doch vielleicht durch Gottes Gnade, welche ja alle Macht der bösen Menschen überragt und ihre feindlichen Anschläge zu vereiteln vermag, gelingen könnte. Ich übertrage daher die Sache Ihrer Klugheit und Vorsicht. Sie haben den Plan gefaßt, führen Sie ihn auch aus. Sie haben freie Hand."

Der Prior glaubte hiermit aller Verantwortlichkeit überhoben zu sein. Solchen Täuschungen geben sich die Menschen

hin. Sie wähnen zu sehen, was sie gern sehen möchten. Solchen Schwächen sind oft die klügsten Menschen unterworfen.

Der Pater dankte seinem Vorgesetzten für das geschenkte Vertrauen und begab sich in seine Zelle zurück. Hier verbrachte er die übrigen Stunden des Tages in großer Aufregung. Sein Herz war theils von Freude über das muthmaßliche Gelingen seines Bekehrungs- und Liebeswerks erfüllt, theils von Furcht vor der Möglichkeit deß Mißlingens geängstigt. Mehr aber noch wirkte auf seinen Gemüthszustand die Art und Weise, wie er sich in seiner Phantasie die Begegnung mit seinem geliebten Mädchen ausmalte. Er beschäftigte sich mit diesem Gedanken um so länger, je lieber er ihm nachhing; er mochte lesen oder schreiben, seine Gedanken schweiften immer ab und auf den Lieblingsgegenstand hinüber. Dabei wechselten aber doch fortwährend die Gefühle der Freude und der Furcht in seinem Innern. So konnte es nicht fehlen, daß sein fieberhafter Zustand in Wirklichkeit eine Krankheit seines Körpers erzeugte, welche dadurch einen noch heftigern Grad annahm, daß er fortwährend in der Furcht schwebte, die Ausführung seines Vorhabens nicht blos verzögert, sondern sogar vereitelt zu sehen. Indeß wirkten diese Umstände günstiger, als der Kranke es sich dachte, zur schnellen und leichten Erreichung seines Zieles. . . .

Die langwierige Krankheit fesselte den Pater lange an sein Zimmer und entzog ihn den Blicken und dem Umgange des Publikums. Bei einer so beliebten Persönlichkeit, wie diejenige des Paters, konnte es nicht fehlen, daß sich die ganze Stadt für seine Genesung interessirte. Die Familie Baruch hatte auch von der Krankheit des Paters gehört und sich um so lebhafter dafür interessirt, als sie die Besuche desselben so lange entbehrt

hatte. Ehe diese guten Leute von der Erkrankung des Paters erfahren hatten, waren sie sogar besorgt wegen des Grundes für die lange Aussetzung seiner Besuche. Sie befürchteten fast, in der Hitze der Unterhaltung seinen religiösen Anschauungen zu nahe getreten zu sein, und suchten darin anfänglich den Grund seines Ausbleibens. Ja, als sie später von seiner Erkrankung erfuhren, waren sie immer noch nicht frei von Angst, in dem Glauben, daß innere Aufregung, oder sogar Aerger über die Mißerfolge seiner religiösen Discussion die fieberhafte Erkrankung erzeugt haben könnte. Sie konnten daher kaum die Zeit abwarten, bis sie zu ihrer Beruhigung aus dem Munde des Paters sich des Gegentheils zu versichern Gelegenheit hätten. Indeß schob die Rücksicht auf die langsam fortschreitende Genesung die Besuche des Paters noch lange hinaus. So war es denn ganz erklärlich, daß der Gedanke, den Pater aufzusuchen und zu sprechen, in Herrn Baruch von selbst aufstieg. Derselbe war ihm anfänglich zwar selbst noch etwas fremd und auffällig; er trug ihn deßhalb im Stillen bei sich und äußerte sich gegen Niemand darüber. Erst an einem der nächsten Sabbattage, als Herr Baruch mit seiner Tochter Julia nach dem Gottesdienste den gewohnten Morgen-Spaziergang machte und auf diesem Wege in die Nähe des Klosters gelangte, führte eine nahe liegende Ideenassociation ihm wieder den Gedanken an den kranken Pater Julian vor die Seele, und zum ersten Male ließ er seiner Tochter gegenüber die Frage fallen, ob es nicht wohl passend sei, den kranken Mann und Hausfreund auf einige Augenblicke zu besuchen. Julia antwortete nicht sofort, sondern sah staunend und fragend den Vater an, zweifelnd, ob es ihm ernst sei, und nicht wissend, ob er auch an ihre Begleitung gedacht habe.

B. „Du meinst also nicht, liebe Julia, wie ich aus Deinen Mienen zu lesen glaube. Ich kenne aber keine triftigen Gegengründe. Es ist menschenfreundlich, sich nach einem Kranken umzusehen, Pflicht sogar einem so geachteten und befreundeten Manne gegenüber. Unsre Religion gebietet Krankenpflege und Krankenbesuch jedem Menschen gegenüber, ohne Rücksicht auf religiöse Glaubensverschiedenheit. Ich kenne auch die klösterlichen Einrichtungen nicht und möchte mich überzeugen, ob nicht dem Kranken oder Genesenden dort etwas fehlt, womit wir ihm von dem Unsrigen dienen könnten. Auch möchte ich aus der Unterhaltung oder dem Empfang entnehmen, ob ich ihm nicht bei Gelegenheit seines letzten Besuchs vor der Erkrankung mit dem Freimuthe meiner religiösen Aeußerungen zu nahe getreten bin, und ob ich da nicht für irgend Etwas bei ihm Abbitte zu thun hätte.“ Im Laufe des Gesprächs und dieser Erörterungen war man der Klosterpforte näher gekommen, und Hr. B. forderte seine Tochter auf, mit ihm einzutreten. Julia machte eine schüchterne Bemerkung, daß ihre Weiblichkeit ihr den Besuch eines kranken Herrn nicht gestatte. „Selbstredend,“ beruhigte ihr Vater sie darüber, „wartest Du draußen erst meinen Eintritt und Empfang ab; ich werde Dich dann benachrichtigen, ob auch für Dich der Eintritt passend und genehm ist.“

Niemand hatte den Vater mit seiner Tochter eintreten sehen, als der Pförtner. Julia kannte von früher die Räume des Klosters und ward auch von den begegnenden Persönlichkeiten erkannt und begrüßt. Sie kannte den Weg zu den Zellen der Männer-Abtheilung und fand den Weg, ohne sich befragen zu müssen. In den oberen Gängen zeigte man Hrn. Baruch die Zelle des Paters Julian.

Sie befanden sich gerade der betreffenden Thüre gegenüber,

als Hr. B. nach Pater Julian frug. Dieser hatte im Innern seines Zimmers draußen fremde Stimmen seinen Namen rufen hören, und so öffnete er selbst die Thüre, um die Besuchenden zum Eintritt einzuladen. Dem bekannten Manne gegenüber fand Julia keine Scheu mehr, zumal das Innere des Zimmers in Nichts den Aufenthalt eines Kranken verrieth. Auch der Anzug des Paters war der gewöhnliche, worin er sich immer zeigte. Nur sein Antlitz und seine Haltung verriethen noch Spuren der überstandenen Krankheit. Wer war erstaunter und froher, die erwünschten Gäste bei sich zu sehen, als Pater Julian? Er bedurfte jetzt nicht mehr des Sinnens auf entlegene Mittel, um Vater und Tochter in's Kloster zu locken. Er glaubte wirklich im Augenblicke, die Gnade Gottes habe zum Gelingen des guten Werks die Leute durch die Hand eines Engels zu ihm geführt. Dieser Glaube benahm ihm denn auch seine anfängliche Verzagtheit und Befangenheit, die er beim ersten Anblicke des unerwarteten Besuchs nicht gänzlich hatte verbergen können. Seine erste Frage war daher, als er seinen Besuch begrüßt und ihm Plätze angewiesen hatte: „Was, meine lieben Freunde, führt Sie denn heute zu mir?“

„Wie können Sie glauben, Hr. Pater,“ erwiderte Hr. B., „daß wir uns nicht für Ihre Genesung interessiren? Wir haben mit Bedauern von Ihrer Erkrankung vernommen und Ihre ebenso ehrenvollen, wie angenehmen Besuche sehr lange entbehrt. Lange genug mußten wir aus indirekten Nachrichten Kunde von Ihrem Befinden schöpfen; wir freuten uns zu hören, daß Ihr Zustand jetzt wieder den Empfang von Besuchen erlaubt, und zögerten nicht, alsbald von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, da wir die Ehre und Freude Ihrer Besuche wohl noch lange zu entbehren haben werden. Wir gingen zwar nicht in der

Absicht von Hause, direkt hierher zu gehen; vielmehr führte uns nur unser gewohnter Spaziergang am Sabbatmorgen zufällig in die Nähe des Klosters. Da wir aber vernommen haben, daß Sie bereits seit einigen Tagen wieder Besuche empfangen, hoffen auch wir, Ihnen willkommen zu sein. Meine Frau, welche von diesem unserm Gange nichts weiß, wird nur bedauern, sich uns nicht angeschlossen zu haben. Sie begreifen aber Hr. Pater, welchen Antheil sie an Ihrem Befinden nimmt, und so wollen wir eilen, ihr Kunde zu bringen von dem guten Erfolge unsers Ganges, zumal wir befürchten, daß ein längerer Besuch Ihre Kräfte über Gebür in Anspruch nehmen möchte."

P. „Ich danke sehr für Ihre Freundlichkeit, Hr. Baruch, Ihnen sowohl, wie Ihrer Fräulein Tochter; ich will auch in der That Sie heute nicht länger bei mir aufhalten, so angenehm mir Ihr längeres Verweilen wäre, da anhaltendes Sprechen wirklich mich noch anstrengt."

Herr Baruch und seine Tochter erhoben sich bei der letztern Bemerkung des Paters sofort, um sich wegen der Möglichkeit eines störenden Einflusses auf die Gesundheit des Paters in Folge ihres Besuchs zu entschuldigen. Sie reichten dem Pater mit den aufrichtigsten Wünschen einer fortschreitenden Genesung die Hand zum Abschiede.

P. „Wenn ich Sie auch zum längern Verweilen bei mir jetzt nicht einlade, Herr und Fräulein Baruch, so dürfen Sie doch die beruhigende Versicherung hinnehmen, daß die Freude an Ihrem theilnahmvollen Besuche meine Gesundheit vielmehr gestärkt, und nichts weniger als geschädigt hat. Zum Beweise, daß Sie diese Versicherung als Wahrheit aufnehmen, ersuche ich Sie, Hr. Baruch, um Willfahrung einer Bitte."

Der Pater schwieg und wagte die Bitte nicht eher auszusprechen, bis er aus den Augen des Hrn. B. die Willfährigkeit, sie zu erfüllen, gelesen hatte. Dieser unterbrach das Schweigen und erklärte: „Gewiß, sehr gern, Hr. P., werden wir bald zurückkommen, um uns nach Ihrem fernern Befinden zu erkundigen, wenn wir erfahren, daß Ihnen unsere Besuche ebenso wenig schädlich, als unangenehm sind.“

Der Pater lächelte, als er das naive Mißverständniß der guten Leute gewahrte. „Wie können Sie zweifeln?“ erwiderte er. „Ich habe die Absicht, Ihre freundlichen Besuche zu wiederholen, als selbstverständlich vorausgesetzt. Für den Augenblick handelt es sich indeß um etwas Anderes.“

Der Pater zögerte wieder. Der böse Plan, welchen er hinter seiner Bitte verbarg, bewirkte, daß zum zweiten Male seine Sprache stockte, und das Wort auf seiner Zunge erstarb. —

Baruch hielt dies für Bescheidenheit und glaubte, dem schüchternen Pater seine Bereitwilligkeit zur Erfüllung der selbst noch unbekannten Bitte entgegen tragen zu dürfen. Er begann daher:

„Zögern Sie doch nicht, Herr Pater, sprechen Sie nur gefaßt Ihren Wunsch aus. Die Erfüllung ist Ihnen im Voraus gewiß, da ich voraussetze, daß Sie nichts Unerfüllbares verlangen werden. Wie sollte ich da einem kranken und dazu noch befreundeten Manne etwas versagen dürfen, wonach er verlangt?“

„Die Sache ist weniger schwierig, als sie sich denken, Hr. Baruch,“ erwiderte der ermuthigte Pater. „Ich zögerte nur, weil ich darüber bedenklich wurde, ob Sie Zeit zur Erfüllung meiner Bitte haben würden; den Willen dazu habe ich bei Ihrer Menschenfreundlichkeit schon vorausgesetzt.“

B. „Sprechen Sie, Hr. P. Was wünschen Sie denn?"

P. „Sie möchten bei Ihrer Anwesenheit im Kloster nicht versäumen, unserm Hrn. Prior einen Besuch abzustatten, der durch mich neugierig gemacht ist, wie er sagt, einen so braven und gelehrten Juden kennen zu lernen. Sie wissen ja, Hr. Baruch, der alte Herr macht keine Besuche, um sonst Gelegenheit zu einer solchen Bekanntschaft zu erhalten."

B. „Der gute Herr scheint wohl eine schlechte Vorstellung von der Ehrlichkeit und Gelehrsamkeit der Juden zu haben, daß er in mir gleichsam eine vereinzelte Wundererscheinung zu erblicken vermeint. Ein solches Vergnügen darf ich weder ihm, noch mir versagen, denn auch mir wird es eine Freude sein, ihn von seinen alten Vorurtheilen zu befreien. Indeß habe ich Bedenken wegen meiner Tochter. Mitnehmen mag ich sie nicht, um sie nicht müßige Zuschauerin sein zu lassen, da die Bekanntschaft weder für sie, noch den Herrn Prior Interesse hat. Ihnen, Hr. Pater, mag ich nicht zumuthen, sie allein zu beherbergen und zu unterhalten."

„Seien Sie unbesorgt, Hr. B.," fiel ihm der Pater hastig in's Wort. Ich habe bereits daran gedacht, daß der unbewachte Aufenthalt einer Dame in der Männerabtheilung gegen die Ordensregel verstößt. Ich werde Ihre Fräulein Tochter daher sofort für die Zeit Ihrer Abwesenheit zu der ihr wohl bekannten Vorsteherin der Frauenabtheilung geleiten lassen."

B. „So besorgen Sie dies zunächst, Hr. P., wenn Sie die Freundlichkeit haben wollen."

P. „Ich werde sofort das Nöthige veranlassen, Hr. B."

Auf das Geheiß des Paters, welches er durch einen dienenden Laienbruder des Klosters hatte ausführen lassen, erschien eine derjenigen Nonnen, deren Bekanntschaft Julia schon früher im

Klostergarten gemacht hatte, um sie zur Oberin der Frauenabtheilung zu geleiten. Gleichzeitig geleitete der dienende Bruder Herrn Baruch zu dem Prior, welcher bereits von dem bevorstehenden Besuche in Kenntniß gesetzt war. Vater und Tochter verabschiedeten sich für kurze Zeit bei dieser eigenthümlichen Trennung, und der Pater entschuldigte sich, daß er in Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand Herrn Baruch nicht selbst begleite. Er sprach gleichzeitig die Hoffnung aus, Beide, Vater und Tochter, nach kurzer Zeit wieder bei sich sehen zu dürfen."

Der Prior war schon von dem Eintritte Baruch's und seiner Tochter in's Kloster in Kenntniß gesetzt; er wußte von ihrem Weilen beim Pater Julian und erwartete auch ihren Besuch. Er vermuthete daher sofort beim Eintritt in dem jüdischen Manne den Herrn Baruch, ohne daß dieser sich vorzustellen hatte. Er wartete deßhalb Baruch's Anrede gar nicht ab, sondern bewillkommnete ihn wie einen längst gekannten Freund. Baruch war von diesem freundlichen Entgegenkommen freudig überrascht und that ebenfalls dem Fremden gegenüber ohne Scheu und Rückhalt. Für Herrn Baruch war diese Freundlichkeit um so angenehmer, als er hinter den schlauen, seitwärts wie schielend gerichteten Augen des feisten Klostergeistlichen eine solche Offenheit und Herzlichkeit nicht vermuthet hatte. Er vergaß dadurch für den ersten Augenblick, daß sie berechnet und erheuchelt war. Auch konnte er dies um so eher vergessen, als der Prior sich mit dem scheinbar größten Interesse nach seiner Tochter erkundigte, welche, wie er gehört, den Vater in das Kloster begleitet habe, und deren Bekanntschaft er ebenfalls gern gemacht haben würde, wenn man sie ihm zugeführt hätte.

Wir begegnen hier einem Manne, wie sie unter den katholischen Geistlichen die Regel bilden, welche aus niederm

Bauernstande hervorgegangen, aus Bigotterie der Eltern früh für den theologischen Stand bestimmt werden, ohne einen innern Beruf dafür zu haben. Die Kinder sind in solchen Fällen willenlos; die Eltern glauben den Anspruch auf den Himmel sich zu sichern, wenn sie eines ihrer zahlreichen Kinder, dessen sie für den Landbau nicht bedürfen, oder das auch wegen körperlicher Schwäche nicht dazu geeignet ist, „geistlicher Herr“ werden lassen. Der Respekt der Eltern vor einem solchen Sohne ist, zumal er ihnen durch die klösterliche Zucht entfremdet wird, dann auch so groß, daß sie ihn wie jede andere hochwürdige Person anreden und behandeln. Der Körper dieses Priors, obwohl anfänglich schwach, ist doch durch das üppige, sorglose Leben, ganz nach Art katholischer Geistlichen feist und dickleibig geworden. Diese Eigenthümlichkeit trat bei dieser Persönlichkeit um so auffälliger hervor, als dieselbe kleiner Statur war. Das Gesicht hatte nichts weniger als einen intellektuellen Ausdruck. Das Auge zeigte vielmehr einen stieren Blick, die Lippen waren sinnlich geschwollen, das Antlitz glatt und gerundet. Weil der Bart fehlte, erhielt dasselbe jedoch noch einen jugendlichern Anstrich, als das graue, lange Haupthaar voraussetzen ließ. Auf der Stirn schien weder jemals ein Gedanke, noch eine Sorge geruht zu haben; so faltenlos war dieselbe. Das Haupt war von einem schwarz=sammtnen, glatt aufliegenden Priesterkäppchen bedeckt, wie auch die ganze Kleidung die gewöhnliche priesterliche war: langer, geschlossener, einreihiger Rock mit Stehkragen nach Art der alten Deutschen, kurze Kniehosen, schwarze Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen. Der Prior hatte seine höhere Stellung im Kloster theils seinen Jahren, theils seiner Fügsamkeit gegen die obere Geistlichkeit zu verdanken, nicht im Geringsten aber seinen intellektuellen Vorzügen. Er war ebenso blind=gläubig wie

=gehorsam und hielt auch darauf, daß jeder so sei, welcher mit ihm in Berührung trete. Um Gläubigkeit und Gehorsam zu erzwingen, schrack er vor keinem Mittel zurück, wie er deren auch in der Kirchenzucht oft theils an Anderen erfahren und mit angesehen, theils in den Beschreibungen vorgefunden hatte. Die beaufsichtigende Stellung, welche ihm sein Amt als Prior gab, hatte seinem Auge in der letzten Zeit etwas Verstohlenes und Lauerndes verliehen, den Zügen seines Mundes aber, wie der Sprache seiner Lippen etwas Süßliches, weil er dadurch sich dasjenige Vertrauen in seiner Umgebung verschaffen zu können glaubte, dessen er bedurfte, um den Einen zum Verräther an dem Andern zu machen. Es waren diese Maßregeln nicht das Resultat seines Nachdenkens, nicht seine Erfindung, sondern die Eingabe jesuitischer Lehrer und Lehrbücher.

Wir finden den Prior in seinem Zimmer mit rückwärts übereinander gelegten Händen bedächtig, nach Gewohnheit ebenso arbeits= wie gedankenlos, auf- und abgehen. Als er anklopfen hörte und auf seinen Ruf Herr Baruch eintrat, stand er mitten im Zimmer still, den Blick auf den Eintretenden gerichtet, ohne aber seine sonstige Stellung und Gewohnheit zu verändern.

„Aber setzen wir uns doch," fiel mit einem Male der Prior dem über seine Fragen Auskunft gebenden Herrn Baruch in's Wort, „und lassen Sie uns auch über Dinge reden, über welche ich mir schon längst gern Ihre gelehrten Erklärungen erbeten hätte, wenn ich, wie Pater Julian, in der Lage gewesen wäre, Sie besuchen zu können. Sie können daher begreifen, Hr. Baruch, wie erwünscht mir Ihr Besuch ist."

Baruch. „Sie trauen meinen Fähigkeiten wohl zu viel zu, Hr. Prior, obwohl ich mit meinem wenigen Wissen gern Ihren Wünschen diene."

Prior. „Ich wollte Sie über religiöse Dinge befragen, Hr. B., und da kommt es, wie Sie mir wohl zugeben, weniger auf das Wissen, als das Glauben an.“

B. „Es gibt zwar Dinge, an welche unser Wissen und Forschen nicht reicht. Dazu gehört Alles, welches jenseits unsrer sinnlichen Wahrnehmung und Erfahrung liegt, Alles, welches in das Bereich Gottes, der Seele, des Jenseits und des Geistes gehört. Von diesen Dingen wissen wir zwar nichts Specielles, Genaues und Einzelnes, unser Forschen darüber nützt uns auch zu Nichts, bringt und fördert unser Wissen nicht weiter; aber es ist uns auch darin Nichts zu glauben vorgeschrieben, weil wir darüber keine Offenbarungen erhalten haben. Denn daß es einen Gott, eine Seele, einen Geist und eine geistige Fortdauer gibt, weil das Geistige ja nicht wie die Materie untergehen und vernichtet werden kann, ist um so wahrer und unleugbarer, weil ja eigentlich auch nicht einmal von einer Vernichtung, einem Untergehen der Materie gesprochen werden kann, sondern diese bei dem sogenannten Vernichtungsprocesse nur die Form ändert, in welcher sie in die Erscheinung trat, in irgend einer Form aber, fester, flüssiger oder luftartiger immer noch existirt. Wir können also auch das Dasein Gottes, der Seele und der Unsterblichkeit nicht leugnen; wir wissen, daß sie existiren, und erkennen ihre Existenz aus ihren Wirkungen. Nur das Wesen und die nähere Beschaffenheit Gottes und der Seele, wie der Unsterblichkeit ist uns verborgen. Darüber ist uns aber auch Nichts offenbart und demnach auch Nichts unserm Glauben übergeben worden. Daß Gott und Seele existiren, wie daß es ein geistiges Fortleben gibt, wissen und begreifen wir durch Denken und Erfahrung; die göttliche Offenbarung bestätigt es, setzt aber nichts Neues für den Glauben hinzu. Wie aber Gott, Seele

und Fortleben beschaffen sind, ist uns ganz unbekannt. Wir wissen darüber weder Etwas durch unser Forschen, noch aus Erfahrung, noch durch göttliche Offenbarung. Es ist uns also auch darüber Nichts zu glauben aufgegeben.“

Pr. „Ja, „uns“, sagen Sie wohl mit Recht. Ihnen, den Juden, sind darüber keine Offenbarungen geworden. Das macht aber gerade den Vorzug und die Vollendung unsrer christlichen Religion aus, daß sie das hinzufügt, was der jüdischen noch fehlte. Wir nennen ja auch das Judenthum keine falsche Religion, denn sie ist die Vorgängerin und die Grundlage unsrer christlichen. Aber die Offenbarung der letztern war nothwendig, weil dem Judenthum die Vollendung fehlte. Deßhalb ist auch an vielen Stellen des Alten Testaments auf Jesus, den Erlöser, den Messias, der kommen müsse, hingedeutet. Ich begreife daher um so weniger, daß Sie, Hr. Baruch, unsre christliche Religion nicht als die wahre und höher vollendete anerkennen, Jesus nicht als den bereits gekommenen Messias preisen, weil Sie nicht blos ein tiefer Kenner Ihrer heiligen Schrift sind und von den Stellen der Bibel wissen müssen, welche auf Jesus, als den noch zu erwartenden Messias, hinweisen, sondern auch weil Sie eben selbst in Ihren Deduktionen über Gott, Seele und Unsterblichkeit die Mangelhaftigkeit Ihrer Offenbarung zugestehen, während Sie diese bei uns vollendet finden.“

B. „Ich bin neugierig, das Nähere von Ihnen zu hören.“

Pr. „Hat doch Jesus durch seine Erscheinung die Existenz Gottes und durch seine Auferstehung und Himmelfahrt die Unsterblichkeit bewiesen.“

B. „Wäre dem so in der That, so würde aber noch der Beweis für die Existenz der Seele fehlen.“

Pr. „Diesen finde ich darin, daß Jesus Geist von Gottes

Geist, sein Geist wieder auferstanden und unsterblich war. Da er aber auch gleichzeitig Mensch gewesen, so beweist er die Existenz der göttlichen Seele im Menschen. Freilich nur, Hr. B., für die christgläubigen Menschen. Denn hat Gott=Vater nach der Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments dem Menschen auch eine göttliche Seele eingehaucht, so ist ihm diese sammt der Unsterblichkeit in Folge des Sündenfalls wieder genommen worden, da er aus dem Paradiese verjagt und ihm der Genuß vom Baume des ewigen Lebens versagt wurde. Erst durch Gott=Sohn ist die Menschheit aus diesem Zustande der Erbsünde und der Verdammniß erlöst, und zwar durch den Glauben an ihn und die Verbindung mit ihm mittelst des Abendmahls, welches nicht blos nach protestantischem Begriffe eine geistige, moralische Verbindung bewirkt, sondern nach katholischem eine substantielle Verwandlung, eine materielle Transsubstantiation unsers niedrigen Leibes in den höher und besser gearteten Leib Jesu zur Folge hat, um uns Theil zu geben an seinem göttlichen Geiste, um uns die verlorene göttliche Seele wieder zu geben und diese durch solche Erlösung von der Erbsünde und Verdammniß zu befreien und zur ewigen Seeligkeit zu befähigen."

B. „Ihre Ausführungen, Hr. Pr., sind nicht ohne Scharfsinn und Geschicklichkeit, aber nichts weniger als überzeugend. Ich folgere im Gegentheil aus der sinnlichen Auffassung des Gotteswesens, der Verkörperung Gottes in leiblicher Gestalt und der leiblichen Auferstehung des Todten, daß auch das Seelenwesen des Menschen sinnlich und leiblich aufgefaßt worden sei. Das Eine muß dem Andern entsprechend gewesen sein. Wenn demnach das Christenthum eine geistige, psychische Existenz und Fortdauer der Seele lehrt: so kann es diese Lehre nach solchen Grundlagen, welche Sie Ihrer Religion geben, nicht aus sich

selbst haben. Ich behaupte nicht, daß ihm diese Lehre fremd ist. Es kann dieselbe ja aus dem Judenthum haben, wie es überhaupt auf jüdischem Boden steht."

Pr. „Auf jüdischem Boden?" fragte der Prior halb staunend, halb unwillig.

B. „Wohl das! Der Beweis hierfür liegt selbst in den Irrthümern des Christenthums. Denn so fremdartig und heidnisch diese Lehren von der Verkörperung Gottes und der leiblichen Auferstehung klingen, so sind sie doch lange vor der Entstehung des Christenthums im jüdischen Volke heimisch gewesen. Diese Anschauungen sind fremde, heidnische Eindringlinge, denn das jüdische Volk hat sich ja zu allen Zeiten und an allen Orten, in der Vorzeit und heute noch von den Ideen der es umgebenden und beherrschenden Völker durchtränken lassen. Die Verkörperung Gottes ist überhaupt dem ganzen Heidenthum eigen, besonders aber wurde Israel davon durch die schönen Gestalten des Hellenismus angezogen. Der Widerspruch mit den geistigen Gottesbegriffen der eignen Religion wurde alsdann durch die jüdisch gefärbte hellenistische Philosophie der Alexandriner gerechtfertigt. In sophistischer Weise wurde, gerade weil Gott-Vater zu rein geistig und zu erhaben gedacht wurde, um mit der materiellen Welt in Berührung zu treten, dafür Gott-Sohn als Vermittler eingeschoben, der aber immerhin als von Gott ausgegangen und ihm gleich gedacht war. So wurden übliche Bezeichnungen des Hebraismus: „Wort, Weisheit, Majestät Gottes" als selbstständige und persönliche Ausflüsse Gottes gedacht und sinnlich dargestellt; sie wurden zur leibhaftigen Schechina, zum sichtbaren Logos. Und weil von Gott, dem Vater, erzeugt und ausgegangen, wurde dieser Logos das Welt schaffende Wort Gottes, sein stellvertretender und vermittelnder, aber ihm gleiche Sohn. Er-

kennen Sie nun in den Grundlagen des Christenthums den jüdischen Boden, der aber freilich ein dem Judenthum fremder, heidnischer ist? Hieraus erklärt sich auch, warum das Judenthum die ihm fremden Lehren des Christenthums von sich weist.

In gleicher Weise wurzelt die Lehre von der leiblichen Auferstehung im Heidenthum und kam aus dem Parsismus zu den Juden, welche sie bei der Rückkehr aus dem Exil auf palästinensischen Boden verpflanzten. Sie wurde von den Priestern zwar bekämpft, welche an der psychischen Unsterblichkeit festhielten. Sie kämpften aber vergebens dem ungebildeten Volke gegenüber, welches die sinnliche Vorstellung von der leiblichen Auferstehung als verständlicher und populärer festhielt. Also auch hier in der Auferstehungslehre fußt das Christenthum auf heidnisch-jüdischer Grundlage.

Ich wiederhole daher aus diesen sinnlichen Vorstellungen von Gott und Seele läßt sich auf geistige, psychische Existenzen nicht schließen. Das sind heterogene Elemente. Aber ich gehe weiter: Wenn auch für Jesus der Schluß gesichert wäre, so ist er es noch nicht für die Menschheit. Denn Jesus war nach christlicher Anschauung eine göttliche, geistige, psychische Existenz, welche leibhaftige Gestalt angenommen hat. Der Mensch ist seiner ursprünglichen Beschaffenheit nach materieller, leiblicher Natur, sein göttliches, geistiges, psychisches Wesen muß erst erwiesen werden. Und wenn Sie meinen, daß dieses Wesen in Folge der Transsubstantiation des Bluts und Weins in dem gläubigen Christen hervorgerufen werde, so ist ja selbst dieser Vorgang leiblicher, materieller Natur, der zu dem Geiste und der Seele keine Beziehungen und noch weniger Verbindung mit ihnen hat."

Pr. „Alle diese Unbegreiflichkeiten entstammen nur dem

Umstande, weil der schwache Mensch mit dem Unvermögen seiner Denkkraft und der Kürze seines Verstandes die göttlichen Offenbarungen prüft und die Wahrheit nach seinem Begriffsvermögen bemißt. Dieses aber ist individuel und verschieden je nach Persönlichkeit, die Wahrheit aber ist universel und absolut. Wie Viele begreifen Dinge nicht und leugnen deren Existenz, begreifen Behauptungen nicht und leugnen ihre Wahrheit, welche von Anderen, höher Begabten und reifer Gebildeten, als unumstößlich anerkannt werden? Ist es denn da nicht möglich oder vielmehr gewiß, daß kein menschlicher Verstand, auch der noch so sehr ausgebildete, hinreicht, die Wahrheit der göttlichen Offenbarungen zu prüfen? Sind wir da nicht verpflichtet, dem göttlichen Worte blind zu glauben?"

B. „Wohl das, wenn Sie von der Göttlichkeit des Worts überzeugt sind. Da Ihnen diese Prüfung aber gestattet sein muß, so ist damit schon die blinde Gläubigkeit ausgeschlossen. Nicht Alles aber, was in der Bibel steht, kann als göttliche Offenbarung ausgegeben werden. Ich habe Ihnen schon bewiesen, daß die Körperlichkeit Gottes und die Auferstehungstheorie nicht biblischen, sondern heidnischen Ursprungs sind, und doch nehmen Sie dafür die Göttlichkeit und blinde Gläubigkeit in Anspruch. Von Unsterblichkeit der Seele steht nicht einmal Etwas in Ihrer Bibel; man schließt nur auf eine solche aus der Auferstehung. Nun hatte aber diese, selbst der Erzählung nach, nur für Jesus Statt, dem die christliche Dogmatik dazu noch eine göttliche Natur zuschreibt: wie sollte daraus nun die Unsterblichkeit für den gewöhnlichen Sterblichen folgen? Sie sehen also, selbst mit der „blinden Gläubigkeit" kommen Sie nicht einmal aus. Nein! Alles in der Bibel, in Religion und den Angelegenheiten des Glaubens beruht auf Erkenntniß und

Ueberzeugung. Sie müssen nur festhalten, daß diese Ueberzeugung in geistigen Dingen nicht sinnlicher, sondern geistiger Art ist. Ja sinnliche Ueberzeugung ist keine Ueberzeugung von der Wahrheit und Wirklichkeit eines Dings, ist vielmehr der Täuschung unterworfen, keine Wirklichkeit und Wahrheit, sondern eine von Aeußerlichkeiten und Persönlichkeiten abhängige Wahrnehmung. Das Denken ist also von vornherein Bedürfniß, wie Sie sehen. Gott und Schöpfer, Mensch und Geist, Seele und Unsterblichkeit sind sich fordernde Begriffe. Dafür bedarf ich keiner fremden Offenbarung und keines blinden Glaubens; das ist für den denkenden Menschen unumstößliche Wahrheit, innerste, tiefste Ueberzeugung. Gott ist Schöpfer, weil er nicht geschaffen ist; als geschaffenes Wesen wäre er nicht Gott. Der Mensch hat einen Geist, weil er ohne diesen nicht Mensch, sondern Thier wäre, und die Seele ist unsterblich, weil sie als Geist ewig und unvergänglich sein muß. Aber wie wir von Gott und Seele nur ihre Existenz wissen, nicht aber ihr Wesen begreifen; so wissen wir von der Unsterblichkeit auch nur, daß es eine solche gibt und geben müsse, wir begreifen aber nicht ihr Wesen; wir wissen, daß, aber nicht wie sie ist. Denn Gott, Seele, Unsterblichkeit, überhaupt das Geistige kann nicht gesehen, überhaupt nicht mit den Sinnen wahrgenommen werden. Zum Beweise, daß die Bibel, ich rede vom Alten Testament, sich ganz auf dem Boden des Denkens bewegt: sie gibt über das Wie deßhalb auch keine Andeutung, sie enthält darüber keinerlei Offenbarung. Zum Beweise aber, daß die Unsterblichkeitslehre dennoch dem alten Judenthum nicht unbekannt war. In den Makkabäerzeiten sehen wir den Unsterblichkeitsglauben als ganz populär im Volke wurzeln; der Heldenmuth der Mutter mit ihren sieben Söhnen fußt darauf, sie spricht dies ausdrücklich aus. Das biblische Buch „Koheleth,“

wie das apokryphische Buch der „Weisheit", beide Bücher die Frucht griechisch-philosophischer Denkfreiheit, besprechen diese jüdische Lehre und polemisiren zum Theil gegen den griechisch-philosophischen Scepticismus, welcher sich dieser Lehre gegenüber geltend machte. Dies ist der deutlichste Beweis, daß die Unsterblichkeitslehre nicht dem Griechenthum entnommen ist, wo sie nicht vorhanden war, sondern sogar bezweifelt wurde. Was davon sich bei den griechischen Philosophen vorfindet, ist jüdischen Ursprungs. Gewiß aber gehört sie ursprünglich nicht dem Christenthum an, dessen Entstehung in eine Zeit fällt, wo die Unsterblichkeitslehre schon längst bekannt war und im Volke lebte."

Pr. „Ich gebe Ihnen zu, daß der logische Beweis für die Unsterblichkeit nicht der Bibel zu entnehmen ist, aber wohl der thatsächliche; ich meine die Auferstehung. Die Nothwendigkeit derselben war durch Nichts gefordert, sie trat vielmehr unerwartet durch die That Gottes als Wunder in die Erscheinung. Wäre es dabei blos darauf angekommen, Jesu Persönlichkeit der Unsterblichkeit theilhaftig zu machen: so hätte dieser außerordentliche Weg nicht gewählt zu werden brauchen. Durch das Wunder wollte Gott der Welt die neue Lehre von der Unsterblichkeit offenbaren."

B. „Es thut mir leid, Hr. Pr., in Ihrer Auseinandersetzung, die übrigens des Scharfsinns nicht entbehrt, fast jedes Wort bekämpfen zu müssen. Zunächst war ja die Lehre nicht neu und bedurfte keiner Offenbarung. Sie war schon von den heidnischen Völkern gekannt, wie sollte sie den Israeliten unbekannt gewesen sein? Ich habe die Nachweise dafür ja aus der Bibel, wie Geschichte gebracht. Außerdem liegt in Wundern der sichtbaren Natur kein Beweis für eine geistige Wahrheit. Wahrheiten wollen begriffen, müssen logisch bewiesen werden.

Wenn die Auferstehung nicht blos an Jesus, sondern an noch hundert und tausend anderen Personen vollzogen worden wäre: so hätte darin kein Beweis für die Allgemeinheit gelegen. Aehnlich wie ein mathematischer Lehrsatz, z. B. der von der Congruenz gleichseitiger Dreiecke nicht damit bewiesen ist, daß Sie hundert und tausend solcher Dreiecke passend auf einander legen. Uebrigens liegt ja auch nicht einmal in der leiblichen Auferstehung ein Beweis für die geistige Fortdauer der Seele. Wie überhaupt von der Materie nicht auf den Geist, von dem Realen nicht auf das Ideale, von dem Sinnlichen nicht auf das Uebersinnliche geschlossen werden kann: so ist mit der Entrückung des Leibes von der Erde und selbst mit der wunderbaren Erhebung desselben zum Himmel noch kein Beweis für die ewige Fortexistenz der Seele gegeben. Endlich sind sowohl derartige Entrückungen und Himmelfahrten in der Bibel schon früher auch von Anderen erzählt, wie von Henoch, Elias, — aber immer nur ausnahmsweise, so daß daraus kein Schluß für anderer Menschen Fortleben, wenn anders auf ein solches damit hingedeutet werden soll, zulässig erscheint, — als es auch von Jesus nicht einmal geschichtlich feststeht, daß ein derartiges Wunder bei ihm Statt gefunden hat. Die Zeugnisse hierfür sind weder vollgültig, noch allgemein. Die Einen sagen: Jesus war scheintodt vom Kreuze genommen und ist wieder zum Leben erwacht oder erweckt worden; die Anderen: sein Leichnam ist von den Freunden entwendet worden, um ihn der Gesellschaft der Verbrecher zu entziehen, mit denen er an das Kreuz geschlagen worden war, und dann ihn ehrsam bestatten zu können. Um den Nachforschungen der Behörden zu entgehen, habe man das Wunder der Auferstehung und Himmelfahrt verbreitet. Aber diese Vermuthungen sind überflüssig. Der Auferstehungsglaube lebte im jüdischen Volk,

er war von Persien her mit in Palästina eingewandert, also ein Kind des Exils. Jesus mit seinem Anhange hielt daran fest, wie an den übrigen Erzeugnissen des Exils und des persischen Heidenthums, z. B. Dämonenglaube, Teufelsbeschwörungen, Wunderkuren, Wunderthaten u. s. w. Also wieder ein Beweis, daß sich das Christenthum selbst in seinen Irrthümern auf jüdischem Boden bewegte. Denn die leibliche Auferstehung beruht auf falscher Anschauung. Eben darum aber, weil sie das zukünftige Fortleben rein sinnlich und materiel auffaßt, läßt sie einen Schluß auf das geistige Fortleben der Seele um so weniger zu."

Pr. „Ihre Anforderung, die Religion auf Erkenntniß zu gründen, hat doch wohl jedenfalls nur eine Berechtigung für die bevorzugten Geister, wenn überhaupt von einer Berechtigung geredet werden kann. Das gewöhnliche Volk ist ja zu solchen Geistesoperationen nicht befähigt und darum auch nicht berechtigt. Das Volk kann demnach die Wahrheiten der Religion nur auf Glauben annehmen."

B. „Sie haben Recht; darin widerspreche ich nicht. Ich meine nur, daß die Religionswahrheiten der menschlichen Erkenntniß zugänglich und erreichbar sein sollen. Es soll nicht auch dem geistig Bevorzugten zugemuthet werden, daß er in religiösen Dingen nur blind zu glauben, nicht zu prüfen und zu begreifen habe. Ja es soll nicht geradezu heißen: Eben weil es göttliche Wahrheiten sind, liegen sie über das menschliche Begriffsvermögen hinaus; oder sie werden Angelegenheiten des Glaubens, weil sie dem menschlichen Begriffsvermögen widersprechen. Dies ist ja der Sinn des Grundsatzes: credo quia absurdum est: „Ich habe es zu glauben, gerade weil es dem menschlichen Verstande widerspricht."

Pr. „Sie fassen wohl den Begriff der geistigen Bevorzugung zu tief und verstehen darunter schon die gewöhnliche, menschliche Denkkraft. Einer solchen werden freilich die höheren religiösen Wahrheiten nicht begreifbar, vielmehr oft widerspruchsvoll und absurd erscheinen. Es gehört zu dieser geistigen Bevorzugung eben mehr, als ein höherer Grad philosophischer Weisheit und weltlicher Gelehrsamkeit, sondern eine Art göttlicher Begnadigung und innerer Erleuchtung. In diesem Falle und Zustande wird Nichts absurd und widerspruchsvoll erscheinen, sondern alle offenbarte Religionswahrheit als innerlich nothwendig begriffen werden."

B. „Die Religionswahrheiten sind aber nicht den Engeln, sondern den Menschen offenbart worden und nur diesen zu Nutzen. Sie sind nicht einmal blos für die geistig Bevorzugten, sondern für Jedermann vorhanden. Werden sie auch vorläufig nicht von Jedem erkannt und begriffen, so müssen sie doch Allen zugänglich sein. Im Katholicismus aber werden sie von Niemand begriffen, nicht einmal von den geistig Bevorzugten, den Lehrern der Religion. Dem Volke aber wird das Denken darüber sogar verboten, ja das Lesen der heiligen Schriften und das eigne Forschen darüber nicht gestattet. Man fürchtet die Aufklärung des Volks und will es in Dummheit erhalten, um es zum blinden Glauben und zur leichtern Knechtung des Geistes wie des Leibes zu erziehen."

Pr. „Das Volk soll nicht denken, weil es nicht zu denken vermag, und nicht lesen, weil es das Gelesene mißdeuten würde; deßhalb werden ihm die Religionswahrheiten in vorgeschriebenen, festen Glaubensformen überliefert."

B. „Aber trotz aller Vorsicht und aller Verbote wird der Mensch, auch der einfache und nicht nach gelehrter Methode

geschulte, prüfen wollen und nach Beweisen verlangen. Der menschliche Verstand läßt sich nun eben nicht in verkorkte und gesiegelte Flaschen legen und das Denken nicht bewegungslos in spanische Stiefeln schnüren."

Pr. „Die Beweise für die Göttlichkeit der überlieferten Wahrheiten werden dem Volke durch die natürlichen Wunder gegeben. Geistige Beweise kann das Volk nun einmal nicht fassen; es denkt sich selbst seinen Gott nicht blos unwillkürlich in sichtlich wahrnehmbarer Form, vielmehr will es ihn so, weil es seiner so bedarf. Darum sind für das Volk auch sichtlich wahrnehmbare Offenbarungen dieses Gottes nothwendig. Diese werden der sichtbaren Naturschöpfung entnommen und gelten dem Volke als Beweise der göttlichen That- und Willensäußerung."

B. „Sie nöthigen mich vor Allem und zunächst, über den rechten Gottesbegriff und die Bedeutung der Wunder mich auszusprechen."

Pr. „Thun Sie das."

B. „Freilich ist der Mensch so geartet, und Israel theilt hierin das gleiche Loos mit allen Menschen und Völkern, daß er sich schwer zur Erkenntniß des Abstrakten erhebt und concrete, sinnlich wahrnehmbare und greifbare Vorstellungen ihm leichter und genehmer sind. Die alten Völker nehmen daher die Naturgegenstände selbst als Götter oder als Manifestationen der in ihnen lebenden Götter an; sie verehrten Fluß-, Baum-, Berggötter, Götter des Himmels und der Erde, wie der Gegenstände, welche diese füllen; sie verehrten Sonne, Mond und Sterne und machten sich von allen einzelnen Gegenständen die entsprechenden Götterbilder mit den für jeden Gott passenden und ihn kennzeichnenden Emblemen. So entstanden die Naturreligionen

alten Welt mit dem polytheistischen Götterapparat bis zum niedrigen Fetischismus herab. Der moderne, philosophisch begründete Pantheismus, welcher ebenfalls einen außerweltlichen, abstrakten Gott nicht anerkennt und Gott nur in der Natur, als seiner Manifestation, sucht, weil wir von ihm angeblich eine andre nicht haben, verfällt damit nicht minder in die Naturvergötterung der alten Völker und unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß, obwohl er nur eine sinnliche, concrete Vorstellung von Gott hat, er dennoch eine concrete Versinnbildlichung von ihm mit dem daran hängenden plastischen und religiösen Cultus ausschließt. Das Judenthum lehrt dagegen das Dasein eines außerweltlichen, rein geistigen Gottes mit Ausschluß jeder Art von Körperlichkeit und sinnlich-concreter Vorstellbarkeit. Beweist auch Israels anfänglicher, oft-wiederholter Rückfall in den heidnischen Götzendienst, wie schwer sich der ungebildete Mensch zu geistigen Abstraktionen erhebt: so beweist doch auch wiederum seine spätere Geschichte, daß selbst ein ganzes Volk an abstraktes Denken zu gewöhnen sei. Denn seitdem Israel die Idee eines unsichtbaren, geistigen Gottes erfaßt, hat es nicht wieder davon abgelassen, sondern sie vielmehr mit Entschiedenheit und Hingebung nicht blos in Wort und Schrift, sondern auch durch ein thatkräftiges Leben voll Aufopferung und Martyrium vertheidigt. Nicht blos jede plastische Darstellung, sondern selbst jede versinnbildlichende Beschreibung Gottes ist bei Israel verpönt; es bückt sich vor einem Wesen, welches blos in seinem Gedankenprozesse, nicht aber für seine Vorstellung existirt, vor einem Gotte, von dessen Dasein es überzeugt ist, obwohl das menschliche Auge ihn nicht sieht. Aber dieser Gott Israels verschwindet doch nicht zu einem bloßen Begriffe, der nur gedacht wird; sondern er wird als wirkliche Existenz gewußt, deren

frei schaltende und waltende That- und Willenskraft die Schöpfung aus dem Nichts hervorgerufen hat und die leblose wie lebende Welt mit Allmacht, Weisheit und Liebe von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin regiert. Der Gottesdienst des heutigen Israel ist ganz sublimer Art, auf rein geistigem Gebiete sich bewegend, fern von aller materiellen Beimischung. Denn sein Heiligthum ist die Schrift, oder vielmehr die in sie niedergelegte geistige Gedankenwelt, sein Dienst sind belehrende und erbauende Schrifterklärungen, Predigten und Gebete; also Nichts von materieller Natur, wie die Opfer, obwohl auch diese in Israel niemals eine reale Gabe an den körper- und bedürfnißlosen Gott waren, von dem es ausdrücklich in Bezug auf die Opfer heißt: „Gott verlangt eine reine Gesinnung und fromme That als Opfer." Der ehemalige Opfercultus in Israel hatte nur eine symbolische Bedeutung, und was von diesen alten Reminiscenzen sich erhalten hat, thut dem geistigen Gottesbegriffe im Judenthum keinen Abbruch. Wenn Einzelne von Gottes Wesen und Handeln sich dennoch sinnlich gefärbte Vorstellungen machen, so berührt dies das Judenthum als solches nicht, sondern ist ein Ausfluß untergeordneter Bildung. Leugnen läßt sich sogar nicht, daß in dieser Beziehung die Denkweise der Juden vielfach durch fremde Ideen, welche durch Kabbalah und christliche Nachahmungen in's Judenthum verpflanzt wurden, irre geleitet worden ist.

Anders aber im Christenthum. Hier ist die Versinnlichung Gottes durch die Lehre von seiner Vermenschlichung und durch seine concreten Darstellungen im Bilde nach heidnischer Weise absichtlich gewollt. Auch die Reformation hat hierin dem Wesen nach nichts geändert. Das Christenthum hat hierin seinen Gegensatz zum Judenthum und würde mit Aufhebung desselben einen Schritt in's Judenthum zurück thun. Vor einer solchen

Verherrlichung der Mutterreligion schrickt aber die Tochter grundsätzlich zurück; sie stellt lieber das Licht unter den Scheffel, um mit dem Neuen Testamente zu reden, und verschließt sich der bessern Erkenntniß. Wie die Dogmatik, trägt auch der Cultus des Christenthums noch diesen sinnlich-concreten Character. Nach katholischen Grundsätzen ist die Messe selbst immer noch ein reales Menschenopfer, nicht blos der Idee nach, sondern mit substantieller Verwandlung des Weins in das Blut und des Brodes in den Leib Jesu; in der Monstranz wird der wirkliche Leib Jesu gezeigt. Jesus, der mit seinen Anschauungen im Judenthum wurzelte, hat freilich hierzu keine Veranlassung gegeben. Denn er hat die Worte, welche zur Einsetzung des Abendmahls führten, beim Passah-Mahle in Vorahnung seines nahen Scheidens und bevorstehenden Todes gesprochen, indem er auf den genossenen Wein und das gebrochene Brod deutete und sprach: „Wenn nächstens ihr ohne mich dieses Abendmahl der Passahfeier haltet, so denket bei dem Weine an mein vergossenes Blut und bei dem Brode an meinen gebrochenen Leib. Dies thut zu meinem Gedächtnisse.“ An eine kirchliche Institution ist hier um so weniger zu denken, als die jüdische Passahfeier mit ihrem Abendmahle eine häusliche ist, und das christliche Meßritual auch eine Nachahmung des jüdischen Rituals für das häusliche Abendmahl der Passahfeier enthält.

Pr. „Aber das Alte Testament unterstützt doch selbst die sinnliche Auffassung von Gott durch sinnliche Wunder, welche die Bibel durch ihn geschehen läßt, oder als in seinem Namen geschehen darstellt.“

B. „Ihre Ansicht von den biblischen Wundern entspricht nicht dem wahren Sachverhältnisse. Wir schließen nämlich auf das Dasein eines Gottes aus den sinnlich wahrnehmbaren Zeichen

seiner Offenbarung in der Schöpfung der Natur, wie seiner Waltung im Leben der einzelnen Menschen und der Geschichte der Völker. Die Wunder des A. T. bezwecken nichts Anderes, als die Aufmerksamkeit der Menschen darauf hinzulenken, daß die Naturerscheinungen nicht in der Hand der Menschen oder einer selbstständigen Naturkraft liegen, sondern Ausflüsse der göttlichen Allmacht sind. So die Wunder Aegypten's, welche zum Theil ja auch von den naturkundigen Weisen nachgeahmt und für gewöhnliche Naturerscheinungen ausgegeben wurden, aber in Wahrheit nichts destoweniger als Zeichen und Beweise von Gottes Dasein und Waltung hervorgehoben werden. Erst als die Aufmerksamkeit der naturkundigen Weisen von Moses auf den von einer Unzahl lebender Wesen wimmelnden Staub der Erde gelenkt wird, erkennen auch diese darin den allmächtig wirkenden Finger Gottes. Denn die chemische Analyse befähigt den Menschen wohl zur Darstellung unorganischer Gebilde, aber das Wesen der Lebenskraft ist bis jetzt noch Geheimniß der göttlichen Weisheit und Allmacht, und wird es wohl ewig bleiben. So tief auch des Menschen Forschergeist in die Werkstätte der Natur geblickt hat, dieser Schleier ist noch nicht gelüftet worden. Wenn daher auch der Mensch aus Fleisch und Bein ein Geschöpf seines Gleichen, einen homunculus, nachgebildet hätte, an der Einhauchung des Lebensgeistes hätte die mittelalterliche Schwarzkünstlei zu Schanden werden müssen.

Den Wunderzeichen der falschen Propheten, welche der Wahrheit widersprechendes lehren, wird deßhalb auch keine Beweiskraft beigemessen, vielmehr wird trotz derselben vor ihren Lehren gewarnt, weil Wunder, wenn auch unbegriffene, doch nur wirkliche Naturerscheinungen sind, oder ihre Abweichung vom Wege der Natur nur eine scheinbare ist und auf Täuschung

beruht. Im Neuen Testamente dagegen gehen die Wunder von den Menschen aus und bestehen in Heilung von Krankheiten, Geisterbeschwörungen, Austreibung von Teufeln. Derartiges kann nur auf Täuschung Anderer berechnet sein, oder auf eigner falscher und abergläubischer Anschauung beruhen. In der That hatten die Juden solche Anschauungen in Babylon und Persien kennen gelernt, und dieselben hatten sich selbst in Palästina für den Volksglauben erhalten. Zu Gott aber haben alle diese Wunderthaten um so weniger Beziehung, als sie dem reinen Gottesbegriffe geradezu widersprechen; es kann durch sie demnach auch Nichts für Gott bewiesen werden."

Pr. „Sie wollen doch nicht Jesus mit seiner Wunderthätigkeit als einen Betrüger hinstellen —!"

B. „Er stellte sich wohl auf die Stufe niederer Volksbildung."

Pr. „Wenn solche Wunderthaten damals so allgemein waren, wie läßt es sich denn erklären, daß gerade er dafür den Tod fand?"

B. „Er fand ihn in der That nicht allein. Die Geschichte erzählt von vielen solchen Wunderthätern vor ihm und nach ihm, welche sich in der Zeit harter Noth und schweren Drucks, wie sie damals unter der herodianischen und römischen Fremdherrschaft für Israel vorhanden war, als von Gott gesandte Retter und Messias ausgaben und dafür gehalten wurden. Ohne daß es Betrüger waren und sein wollten, glaubten sie in ihrer schwärmerischen Hingebung und in ihrem gläubigen Gottvertrauen Erlösung und Befreiung von den gewaltthätigen Gottes- und Menschenfeinden finden zu können. Es liegt hierin sicherlich der Beweis, daß die Juden es nicht sein konnten, welche Jesu Tod betrieben. Vielmehr waren es die Römer oder die mit ihnen haltenden Juden, welche solche Männer verfolgten und aus dem

Wege schafften, weil sie von ihnen, in der That oft nicht mit Unrecht, vermutheten, daß sie unter dem Deckmantel religiöser Belehrung und Wunderthätigkeit politische Agitation trieben. Unter den Juden war es immer nur eine kleine, aber mächtige Partei, welche auf Seiten der Römer stand, oft durch Kauf, Bestechung, Zuwendung hoher Aemter und sonstiger Vortheile, oder auch durch Einschüchterung von ihnen geschaffen und gewonnen."

Pr. „Wenn solche wundergläubige Anschauungen, wie Sie sagen, im jüdischen Volksglauben Wurzel gefaßt haben, wie kann denn jetzt das Judenthum plötzlich davon befreit sein?"

V. „Es liegt denn doch eine geraume Zeit von fast zweitausend Jahren dazwischen, um nicht mehr von einer plötzlichen Umbildung der religiösen Anschauungen reden zu können. In der That aber haben sich auch Reste wunderthätiger Geisterbeschwörung und Heilkünstelei durch Kabbalah und Chassidismus bis in die neueste Zeit erhalten. Besonders im Mittelalter wurde dieser finstere Geist der Kabbalah, der sogar zu wiederholten Malen auf's Neue die Wiederholung des falschen Messianismus ermöglichte, wieder angerufen zum Kampfe gegen die lichte Richtung der spanischen Schule, deren Freisinnigkeit und Aufklärung in derselben Weise vom hellenistischen Geiste angefacht worden war, wie in der seleucidisch-makkabäischen Periode. In ähnlicher Weise wurde ja auch die reformatorische, oder anfänglich nur rationalistische Richtung des Christenthums durch die Wiederbelebung der altklassischen Studien hervorgerufen, welche denn auch gleichzeitig von scholastischer Mystik und wunderthätigem Reliquienschwindel, aber auch durch die Gewaltthätigkeit der Inquisition zur Erhaltung der dogmatischen Kirchlichkeit bekämpft wurde."

Pr. „Trotzdem begreife ich Ihre Ansicht von Jesu Wunderkraft und göttlicher Bedeutung nicht, da das Alte Testament der Andeutungen darüber voll ist.“

B. „Ich möchte die Begründung von Ihnen hören.“

Pr. „Die Nothwendigkeit des Christenthums als der höheren, vollendeten Religion folgt sowohl aus der Unvollkommenheit der jüdischen Religion, wie aus direkten Andeutungen des Alten Testaments.“

B. „Ich erwartete schon zu hören: aus „direkten Aussprüchen;“ zum Glück sagen Sie doch nur: „Andeutungen.“ Darüber werden sich nun wohl noch Zweifel hegen lassen, ob solche vermeintliche „Andeutungen“ mit Bestimmtheit die christliche Religion oder gar, wie man behauptet, die Persönlichkeit ihres Stifters im Auge hat. Uebrigens erinnert mich der Glaube an die Beweiskraft solcher Andeutungen an den vorher besprochenen Wunderglauben. Der eine faßt die heilige Sache, die eine wesentlich innere, geistige ist, so äußerlich auf, wie der andre. Die Beweise für die Wahrheiten der Religion können ihre Quelle nur in der geistigen Erkenntniß, aber weder in Vorgängen der Natur, wie die Wunder sind, noch in zufälligen persönlichen Erlebnissen haben, wie sie von Jesu, dem Stifter der christlichen Religion, erzählt werden. Was haben solche Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten mit den ewigen, inneren Wahrheiten zu thun? Wie kann man aus jenen einen Beweis für diese herleiten? Wären die Andeutungen der Schrift hierüber wirklich begründet, so ständen sie als nebensächlich doch noch in keiner innern Beziehung zu dem zu beweisenden Gegenstande. Wenn also diese alttestamentlichen Andeutungen der letzte Anker Ihrer Hoffnungen für die Rechtfertigung der aufgestellten Behauptung von der Nothwendigkeit und höhern Vollendung der christlichen Religion

im Gegensatze zur jüdischen sind: so ist das Schifflein nicht in Sicherheit geborgen. Der Anstrengungen wird es weder zu viele, noch zu große kosten, um es von dem Anker loszureißen, an den man es gebunden hat, und es auf's Neue dem Spiele der Wellen, oder gar der Gefahr des Schiffbruchs und Untergangs preiszugeben."

Pr. „Sie sprechen ja sehr muthig und überzeugungsfest, mein Herr."

B. „Was sollte mich auch zurückhalten, Hr. Prior, mich dreist und offen zur Wahrheit zu bekennen, da ich die Unterredung weder veranlaßt, noch gesucht habe. Ich muß gestehen, daß ich auch den Zweck derselben nicht erkenne, da wir Beide nicht die Hoffnung haben, uns gegenseitig von der Unwahrheit der eignen Religion und der Wahrheit der andern zu überzeugen. Ich wenigstens glaube weder einen solchen Sieg über Sie zu erlangen, noch fürchte ich, eine solche Niederlage durch Sie zu erleiden."

Der Prior lächelte, und Baruch fuhr fort: „Religiöse Streitigkeiten sind mir ohnedies unlieb, es sei denn, daß sie aus Belehrungen hervorgehen, die Jemand bei mir sucht. Niemals aber trage ich solche aus freien Stücken einem Andersgläubigen entgegen, um ihm meine Ansichten wider Willen aufzudrängen, oder ihn für die Bekehrung zu meiner Religion zu gewinnen. Unsre Religion warnt mit Recht vor solchen propagandischen Versuchen, die, wenn die bessere Ueberzeugung nicht gesucht wird, selten auch eine solche zur Folge haben, vielmehr im besten Falle Haß, sehr oft aber Fanatismus und Gewalt erzeugen. Und von diesen weist die Geschichte Israels leider gar zu bittere Erfahrungen auf, als daß wir nicht auch der entferntesten Veranlassung dazu mit Eifer und Vorsicht aus dem

Wege gehen sollten. Nie ist Israel auf propagandische Eroberungen ausgegangen, als in vorchristlichen Zeiten Ein Mal dem Brudervolke der Judumäer gegenüber. Durch kriegerische Gewalt unterjocht, wurden diese gezwungen, das Judenthum anzunehmen. Wie hat sich diese Verirrung so bald und so schwer an uns gerächt! Denn diesem Judumäer-Volke und seinem Königshause entstammte Herodes, der mit List und Gewalt sich des jüdischen Königsthrons bemächtigte, die Glieder des jüdischen Königshauses durch Mord beseitigte und das jüdische Volk seinem Untergange entgegen führte. Die politischen und religiösen Streitigkeiten in Israel sind durch ihn veranlaßt worden, und während die ersteren zur Herrschaft der Römer über Israel führten, hatte in den letzteren die Entstehung des Christenthums ihren Grund. Nicht also, wie Sie so eben behaupteten, und wie vielfach seitens der Christen gelehrt und geglaubt wird, in der Unvollkommerheit der jüdischen Religion und in dem Zwecke ihrer höhern Vollendung hat das Christenthum seinen Grund, sondern in den geschilderten äußerlichen, geschichtlichen Umständen der damaligen Zeit. Diese veranlaßten Jesus, wie so viele Andere vor ihm und nach ihm, als rettender Messias aufzutreten, der Befreiung von der schweren, politischen Noth versprach, und von dem man sie erwartete. Damit will ich nicht sagen, daß Jesu Auftreten gar keine religiöse Beziehungen gehabt habe. Denn Staat und Religion waren damals noch inniger verquickt, als in unsrer Zeit. Aber keinesfalls war die Bewegung eine rein religiöse, der Art, daß sie in den uranfänglichen und ursprünglichen Principien des Judenthums und nicht vielmehr in dessen späterer und zufälliger Gestaltung ihren Grund gehabt hätte. Weder also in der Unvollkommenheit der jüdischen Religion kann das Christenthum seine Begründung haben, noch

können Hindeutungen darauf in den alttestamentlichen Schriften gefunden werden.

Es kommt mir eigenthümlich vor, mich in der Weise Ihnen gegenüber, Hr. Prior, und hier in diesen klösterlichen Räumen über unsere beiderseitigen Religionen auszusprechen. Ich muß betonen, daß jeder propagandische Zweck mir dabei selbstredend fern liegt. Denn ich betrachte Sie als einen berechtigten Träger des Christenthums, wie diese Räume der Pflege christlicher Religion geweiht sind. Aeußerungen, wie die von mir vernommenen, könnten demnach wie ein Eingriff in fremdes Eigen- und Heiligthum angesehen werden, wenn ihre Berechtigung nicht in den von Ihnen mir vorgelegten Fragen läge, die provocirt zu haben, ich weit von mir abweise. Ja ich muß Ihnen gestehen, daß, wie ich solche Fragen lieber vermieden sähe, ich auch die Antworten darauf gern unterdrückt hätte."

Pr. „Ich will Sie auch nicht länger in Anspruch nehmen, als die Beendigung des begonnenen Themas nothwendig macht."

B. „Ich bin Ihnen dankbar, Hr. Pr., denn die weit vorgerückte Zeit erinnert mich auch ernstlich an die Rückkehr nach Hause mit meiner draußen weilenden Tochter. Auch muß ich befürchten, Ihre Zeit durch meine oft weitläufigen Auseinandersetzungen bereits über Gebür in Anspruch genommen zu haben."

Pr. „Nun — ich wünschte denn noch von Ihnen zu hören, ob Sie die Gründung des religiösen Lebens auf äußerliche Gesetzlichkeit statt innerer Freiheit, wie sie doch das Judenthum erstrebt und festhält, nicht als eine Unvollkommenheit Ihrer Religion gegen die unsrige begreifen; ferner ob nicht in dem Herzensdienst, wie ihn das Christenthum fordert, ein Fortschritt liegt gegen das Judenthum, das nur Opfer-, Priester- und Formendienst kennt?"

B. „Sie fassen die Religion, freilich mit Recht, von der idealen Seite auf, und wenn Sie damit die concrete Gestaltung vergleichen, welche das faktische, historische Judenthum angenommen hat: so fallen da allerdings Unterschiede und Abweichungen in die Augen. Anders aber ist es auch mit dem Christenthum nicht. Ich leugne freilich nicht, daß Jesus ideale religiöse Lehren ausgesprochen hat, wenigstens daß sie ihm in den Mund gelegt werden, — nur daß sich diese nicht von den idealen Lehren des Judenthums unterscheiden und von den Propheten schon im Munde geführt worden sind. Aber, wenn Sie damit die faktischen Verhältnisse des historischen Christenthums vergleichen, die Verhältnisse sowohl der christlichen Kirche wie des christlichen Lebens: so werden Sie ebenfalls auch hier Unterschiede und Abweichungen vom idealen Gedanken zugestehen müßen. Der ideale Gedanke ist gleichsam der vom Himmel auf Erden herabgestiegene göttliche Geist. Ueberall wo derselbe in die sichtbare, concrete Erscheinung getreten ist, in der Natur- wie Menschenwelt, überall klebte dieser Erscheinung die Unvollkommenheit der stofflichen, irdischen Verhältnisse an; weder die Formen der Natur, noch die Aeußerungen des menschlichen Seelenlebens zeigen die reine Idealität. Das Bleigewicht der Erde hindert überall den Aufschwung zum Himmel, die Erreichung des höchsten Ideals. In gleicher Weise verhält es sich mit der Religion. So rein geistig und ideal diese auch vom Himmel offenbart, oder durch die von Gott inspirirten Menschen gelehrt und dargestellt worden sind: die gewöhnlichen Verhältnisse des irdischen Menschenlebens passen nicht sofort zur Verwirklichung dieses Ideals. Wir halten dasselbe nur fest als das Ziel zukünftiger Erhebung, dem wir mit der ganzen Menschheit und für dieselbe nachstreben. In ähnlicher Weise idealisiren ja auch die Maler und Dichter

die Bilder ihrer Darstellung und Schilderung; sie existiren in Wirklichkeit nicht so, wie sie dieselben sich denken, sondern malen und schildern sie nach dem Ideale ihrer Phantasie und höhern Inspiration. Darum erhebt das Christenthum Jesus zu einem Gottmenschen und die Maria zum Urtypus aller edlen Weiblichkeit in Bezug auf körperliche Gestalt, wie Geistes- und Herzensgröße. Abgesehen davon, ob dieselben in Wirklichkeit so existirt haben oder existiren konnten, beabsichtigt man damit geistige und sittliche Ideale des Menschenthums hinzustellen, denen als Vorbildern nachzustreben ist. Auch Moses kannte dieses göttliche Ideal des Menschenlebens, selbstredend früher als das Christenthum, und beabsichtigte, es für sein ganzes Volk und durch dasselbe für die ganze Menschheit zu verwirklichen: aber ihm gelang dies ebenso wenig, wie es im Christenthum gelungen ist. Er war sich vielmehr dessen bewußt, daß seine idealen Principien nicht stricte und sofort zur Ausführung gebracht werden konnten. Aber man würde irren, wenn man aus diesen Abweichungen vom Ideale schließen wollte, daß Moses dasselbe noch gar nicht gekannt habe. Moses gründete ebenfalls den Aufbau des religiösen Lebens auf die Innerlichkeit des Herzens; er war so weit entfernt, das religiöse Leben in äußerlichen Handlungen oder gar Ceremonien zu suchen, daß er ursprünglich gar nicht an die Einrichtung eines äußerlichen, sichtbaren Tempels und eines formellen Priesterdienstes dachte. Das Haus sollte des Menschen Tempel und Heiligthum, und der Erstgeborene des Hauses Priester sein. Daß er die Erstgeborenen, und nicht die Familienväter, Aelteste des Hauses, dafür einsetzte, dazu mag ihn außer der Erinnerung an die Bevorzugung der Erstgeborenen in der ägyptischen Erlösungsgeschichte auch die Rücksicht auf die größere Bildungsfähigkeit der Jugend vermocht

haben. Aber der Rückfall Israels in den ägyptischen Götzendienst bei Anfertigung des goldenen Kalbes zeigte ihm, daß das Volk wegen seiner mangelnden Vorbildung und Erziehung zur Realisirung solcher Ideale noch gar nicht fähig sei. Und von da an ward die Einrichtung eines gemeinsamen, öffentlichen Heiligthums und die Einsetzung eines besondern Priesterstandes beschlossen und ausgeführt. Wie gut aber dennoch das Princip eines sogenannten Laienpriesterthums nach dem mosaischen Ausspruche: „Ihr sollet mir ein Priesterreich sein und ein heiliges Volk," wodurch Jeder zu seinem eignen Priester gemacht und fremder Vermittelung gar nicht benöthigt erklärt wird, in Israel begriffen ward, zeigt nicht nur die baldige Empörung Korah's gegen die Einsetzung eines levitischen Priesterthums, sondern auch der Umstand, daß anfänglich Propheten und später Schriftgelehrte fortwährend die Aufmerksamkeit auf das ursprüngliche Princip zurücklenkten und gegen den Mißbrauch eiferten, welchen Priester von den Vorrechten ihres Amts machten.

Auch heute noch besteht Israel nicht nur ohne levitisches Priesterthum, sondern eigentlich auch ohne öffentliches Heiligthum, da das Privat-Gebet ebenso gültig ist, wie der gemeinsame Synagogen-Gottesdienst, und in diesem kein ordinirter Priesterstand fungirt, sondern Jeder zum Dienste berufen ist, welcher dazu als fähig und würdig erkannt wird. Ja der Mittelpunkt des religiösen Lebens liegt für Israel gar nicht in der Synagoge, sondern im Hause. Selbst Belehrung und Erbauung ist da Jeder durch das Selbststudium der bezüglichen Schriften zu suchen verpflichtet; wenigstens werden diese nicht ausschließlich in der Synagoge geboten. Alles dies zielt demnach darauf hin, daß das Judenthum von Anfang an durch alle Zeiten seiner Entwickelung den Werth des religiösen Lebens in der Innerlichkeit des Herzens

suchte. Wie bei Moses, so wird bei den Propheten überall der Nachdruck auf Gerechtigkeit und Demuth gelegt. Selbst wenn Moses, anders als die Propheten, in deren Fußtapfen auch Jesus tritt, seine religiösen Grundsätze mehr in praktischen Gesetzen, als in Theorien und Lehren zu erkennen gibt: so ist er weit entfernt, hiermit eine formale und äußerliche Gesetzlichkeit und Werkheiligkeit zu begünstigen; vielmehr wollte er damit die Anwendung seiner Lehren für das praktische Leben sichern. Daß es ihm aber dabei auf eigne Entschließung und freie Willensbestimmung ankam, dafür sprechen ganz deutliche Aussprüche des frühern wie spätern Schriftthums, die jedenfalls beweisen, daß solche Ideen von Anfang an im Judenthum gelebt haben, ihm nie fremd geworden sind und keinesfalls als neue Errungenschaften des Christenthums gelten können. Ueberhaupt ist in diesem Streite über den Vorzug frei bestimmender, innerlicher Sittlichkeit und äußerlicher, gezwungener Gesetzlichkeit nicht zu übersehen, daß jene auf einem Prozesse beruht, den das Individuum durchzumachen streben soll, aber bei der großen Masse in der Allgemeinheit nicht als selbstverständlicher Standpunkt von vornherein vorausgesetzt werden kann. Die Lehre muß dem Volke sicht- und greifbar als Gesetz vor die Augen treten. Die Religionspflege kann bei ihm nicht auf bloße Ideen beschränkt werden; es kann der äußeren Form nicht entbehren. Wird es ja doch Jedem schwer, abstrakt zu denken, und entbehren heute noch die Wenigsten bei dem Denken eines geistigen Gottes jeder sinnlichen Vorstellung. „Geist," der Inbegriff aller transcendenten Begriffe, wird concret gefaßt als „der Geist," der „heilige Geist." Das Christenthum trotz der anfänglichen Idealität seiner religiösen Auffassungen und Bestrebungen ließ darum nicht nur alsbald wieder die Verkörperung

und sinnliche Darstellung Gottes zu, sondern schuf sich auch wieder seine sichtbare Kirche mit bevorzugtem Priester- und äußerlichem Formendienst und hat den Zustand frei bestimmender, innerlicher Sittlichkeit sicherlich noch weniger gefördert, als das Judenthum mit seiner socialen und moralischen Gesetzgebung oder mit seinen, religiös-sittliche Ideen versinnbildlichenden, Ceremonien. Denn im Christenthum wird die Sündenvergebung nicht als das eigene Streben des Menschen zur höhern Sittlichkeit, als innere Besserung und Sinnesänderung gefaßt, sondern äußerlich bewerkstelligt und durch fremde Vermittelung, ohne eignes Hinzuthun, durch mechanische Beichte, durch die Messe, welche der Priester selbst ohne Gegenwart des büßenden Sünders lesen kann, durch Litaneien, Fasten, Almosen, sogar für Geld gewährt."

Pr. „Sie leugnen mit Ihrer scharfen Kritik Alles weg. Ich will sehen, ob Sie damit auch vor dem ausgesprochenen Worte der heiligen Schrift bestehen."

B. „Sie scheinen meine Einwendungen doch auch für gerechtfertigt zu halten, denn andernfalls könnte ich eine Widerlegung erwarten. Lassen Sie indeß weiter Ihre Beweisstellen aus der heiligen Schrift vernehmen, obwohl ich vielleicht gestehen darf, daß mir dieselben ohnedies und im Voraus nicht fremd sein dürften."

Pr. „Es sind der Beweisstellen viele, in denen das Alte Testament auf die Ankunft des rechten Messias und Erlösers, dessen die sündigende und irrende Menschheit bedürftig war, zu deren Troste durch die Gnade Gottes schon im Voraus hindeutet. Diese Andeutungen passen alsdann so genau auf die Zustände und Erlebnisse unsers Herrn und Heilands Jesu Christi" — der Prior bekreuzte sich bei diesen Worten, die Augen erst an-

dächtig zum Himmel erhebend und dann mit dem Kopfe demüthig zur Erde senkend, — „daß kein Zweifel darüber obwalten kann: die Schrift bezeichnet Jesus Christus als den rechtmäßigen, wahren und einzigen Messias und Erlöser.“ Der Prior wiederholte bei diesen Worten dieselben andächtigen Bewegungen mit Hand und Augen und sprach dieselben mit so erhobener Stimme und begleitete sie mit solchen Gestikulationen, daß er siegesgewiß wähnte, alle Beweise schon erschöpft und den Gegner vollständig überzeugt zu haben. Der Prior schwieg, offenbar die Zustimmung des Herrn B. erwartend; es entstand für den Augenblick eine Pause.

B. „Aber Hr. Pr., ich erwarte von Ihnen die betreffenden Bibelstellen zu hören.“

Pr. „Ja, ja!“ — fiel der Pr. ein, wie aus einem Traume erwachend, — „es sind deren viele. Lassen Sie mich nur einige anführen: Bileam weissagt schon für Israel das Erscheinen eines Sternes vor der Geburt des Messias, und die drei Könige und Weisen des Morgenlandes folgten seinem Gange, bis er über der Krippe zu Bethlehem stehen blieb. Ferner Bethlehem ist als die Geburtsstätte des Messias bezeichnet, und Jesus wurde, obwohl Nazareth der Wohnort seiner Eltern und seine eigentliche Heimath war, durch die sonderbare Verknüpfung der Umstände dennoch in Bethlehem geboren. Er wird auch der Sohn einer Jungfrau, ganz nach der Verheißung der Schrift, und das Geschlechtsregister weist seine Abstammung unwiderleglich von König David her, weil nach der Schrift der zukünftige Messias als ein Sohn David's bezeichnet wird. Sein königlicher Einzug in Jerusalem geschieht auch, indem er zur Erfüllung der prophetischen Verheißung auf einem Esel in die Stadt reitet, während das Volk Palmen streut und Hosianna singt.“

B. „Aus Ihrem Schweigen entnehme ich, daß Sie zu Ende sind, obwohl die Anzahl solcher Schriftstellen noch zu vermehren wäre. Indeß begnügen wir uns in der That damit, da sie die hauptsächlichsten und mit ihrer Charakterisirung auch gleichzeitig die anderen gekennzeichnet sind. Zur Erklärung diene aber, daß Entstellungen, Fälschungen, Widersprüche und Ungenauigkeiten in Anführung des Alten Testaments sich nachweisen lassen, wo der Text vorlag, und daß Absichtlichkeit und Tendenziösität hierbei sich mit Deutlichkeit und Entschiedenheit kund geben. So im Hebräerbriefe (10, 5) findet sich die Anführung von Psalm 40,7: „Opfer und Gaben verlangst du nicht, Ohren hast du mir gebohrt; Brand- und Sündenopfer hast du nicht gefordert," in folgender Weise: „Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, den Leib aber hast Du mir bereitet: Brand- und Sündenopfer gefallen dir nicht." Offenbar deutet der Urtext hier auf den auch anderswo geäußerten Grundsatz hin; „Gott verlangt nicht Opfer, sondern Gehorsam." An 1 Samuel (15, 22) heißt es ausdrücklich: „Gehorchen ist besser denn Opfer", und an vielen Stellen der Schrift werden Opfer als Mittel äußerlicher Werkheiligkeit statt innerer Herzensfrömmigkeit geradezu verworfen. Im Hebräerbriefe dagegen verwirft Paulus diesen altbiblischen und wahrhaftigen Grundsatz und räumt wiederum nach heidnischer Weise den Opfern den Vorzug ein; nur daß er statt der thierischen Opfer den Opfertod Jesu unterschiebt und diesem nach christlicher Weise die sühnende und Sünden-tilgende Kraft zuschreibt. Dies meint er mit den Worten, welche er Jesus gleichsam sprechen läßt: „den Leib aber hast du (Gott) mir bereitet" (nämlich: um ihn dir zu opfern), welche er fälschend an die Stelle der urtextlichen Worte setzt: „Ohren hast du mir gebohrt" (nämlich: zum Gehorchen). In Vers 8—10 spricht Paulus dies noch

deutlicher aus, indem er sagt, daß Gott die „Opfer des Gesetzes“ aufgehoben und dafür das Opfer des Leibes Jesu eingeführt habe. Ebenso ist es eine ausdrückliche Fälschung, wenn in der Bergpredigt dem Alten Testamente die Lehre vom Feindeshasse zugeschrieben wird, während der Grundsatz, auch den Feind zu lieben, welchen das Neue Testament für sich als etwas Neues in Anspruch nimmt, auch im Alten gelehrt und von dort entnommen ist. Auch die übrigen Gegensätze der Bergpredigt, wonach den Alten andere, schlechtere Moralprincipien untergeschoben werden, beruhen auf Fälschung, da beispielsweise das Verbot des ehebrecherischen Gelüstes schon im Zehngebot ausgesprochen ist, wobei eine Irrung oder Vergeßlichkeit nicht angenommen werden kann, sondern die Absichtlichkeit und Tendenziösität auf der Hand liegt. Diese Tendenziösität ist um so begreiflicher, wenn man daran denkt, daß nicht blos die neue Lehre auf Kosten der ältern erhoben und für etwas Neues und Verbessertes ausgegeben werden sollte, sondern auch, daß die Verfolgungen, welche die ersten Christen und christlichen Gemeinden von den Römern zu erdulden hatten, während die Juden vielfach in Gunst bei ihnen und ihren Großen standen, Neid erregten, und die Vermuthung, daß Juden die feindlichen Hetzer seien, vielfach zu Feindseligkeiten Veranlassung gab. Ich könnte noch lange fortfahren mit der Anführung solcher Fälschungen; um Sie indeß nicht zu ermüden, beschränke ich mich auf Johannes, dessen Evangelium doch zur Zeit geschrieben wurde, wo nicht blos die römischen Verfolgungen gegen die Christen aufhörten, sondern das Christenthum bereits Gunst und Anerkennung bei den Römern gefunden hatte, und auf eine Stelle der Apostelgeschichte, in der man doch historische Wahrheit und Treue voraussetzen zu können meinen sollte. Aber auch in Johannes wird

die Nächstenliebe als ein „neues“ Gebot hingestellt und in der Apostelgeschichte erzählt, daß Thara, Abraham's Vater, bereits todt gewesen sei, als der Sohn Haran verließ und nach Kanaan auswanderte, während doch bei Moses erzählt wird, daß Thara bei der Geburt Abraham's 70 Jahre und Abraham bei seinem Auszuge aus Haran 75 Jahre, demnach Thara 145 Jahre alt war. Da dieser aber ein Alter von 205 Jahren erreichte, so lebte er nach der Trennung von Abraham noch 60 Jahre. Offenbar ist dieser Irrthum, oder diese Mißdeutung aus der falschen Auslegung der Schriftstelle entstanden, wo nach Abraham's Trennung sofort auch Thara's Tod berichtet wird. Dies geschieht aber nur, um den Lebensbericht von Thara sofort zu vollenden, da die Schrift auf ihn zurückzukommen später nicht mehr Gelegenheit hatte. Solche Mißverständnisse sollte man aber bei den Männern nicht voraussetzen dürfen, welche eine so absprechende Kritik über die Schrift üben, die sie so gänzlich mißdeuten, oder in der sie so unvollständig bewandert sind.

Wenn nun solche Fälschungen und Mißdeutungen an einer und vielen Stellen nachzuweisen sind, so können sie bei anderen wenigstens vermuthet werden. Die Mißdeutung und Fälschung solcher Schriftstellen, welche Ihre Kirche als messianische und auf Jesus bezügliche ausgibt, ist da vorauszusetzen, wo sie unsrer Deutung und Erklärung widerspricht. Ja wenn derartige Fälschungen und Mißdeutungen an vorliegenden Textesstellen des Alten Testaments vorgenommen wurden, welche als solche doch jederzeit erkannt und nachgewiesen werden konnten: um wie viel mehr wird man sich fälschliche Erklärungen aus Jesu Mund und fälschliche Erzählungen aus seinem Leben gestattet haben, wenn damit den verfolgten tendenziösen Zwecken gedient werden konnte. Daß es sich in der That so mit allen von Ihnen

angeführten Stellen verhält, aus denen Sie die Messianität Jesu nachweisen zu können vermeinen, werde ich darthun. Was da zur Erfüllung der sogenannten messianischen Stellen aus dem Leben Jesu erzählt wird, ist tendenziös erdichtet, ja, wie ich nachweisen werde, ist theilweise sogar die Unmöglichkeit dafür augenscheinlich und offenbar, anderntheils beruht die Erzählung auf Mißverständniß und Mißdeutung der Schriftstellen. Die Erzählungen sind außerdem durch Nichts verbürgt und in ihren Einzelheiten nicht einmal übereinstimmend.

Ich beginne mit der Erzählung von dem leuchtenden Sterne, die auch Sie zuerst erwähnen. Von diesem Sterne erzählt nur Matthäus: ein solcher habe geleuchtet und den Weisen die von Herodes gefürchtete Geburt des erwarteten Retters für Israel angezeigt. Diese Erzählung ist eine Uebertragung der jüdischen Legende, welche auch die Weisen Pharao's für Israel die Geburt eines Retters, damals Moses, in den Sternen lesen und voraussagen ließ. In derselben Weise fingirt auch Matthäus die Flucht Jesu und seiner Eltern nach Aegypten, um von Jesus wie von dem Volke Israel Gott sagen lassen zu können: „Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen“ (Matth. 2, 15). Denn es herrscht das Bestreben vor, für das alte „verworfene“ Israel den neu erwählten Jesus zu substituiren. Diese ganze Legende aber in ihrer ersten wie neuen Anwendung basirt auf dem astrologischen Aberglauben des Alterthums, besonders des Morgenlandes. Und diesen will man für göttliche Wahrheit ausgeben, oder solche damit begründen? Ferner liegt der Uebertragung dieser jüdischen Legende, von uns Midrasch genannt, auf das Christenthum eine Mißdeutung des Bibelverses (Numer. 24, 17) zu Grunde, wo Bileam den Moabitern prophezeit, daß in ferner Zukunft ein Stern für Israel aufgehen werde, welcher

für Israel Glück und Erhebung; für Moab Unglück und Untergang bedeuten werde. Es ist nicht nöthig, hierbei an eine bestimmte Persönlichkeit zu denken, sondern es ist eine Zeichnung der fernen Zukunft beider Völker im Allgemeinen. An Jesus und die universelle Bedeutung des Christenthums kann um so weniger gedacht werden, weil die Weissagung ganz speciel für Israel und Moab in ihrem damaligen Verhältnisse zu einander gegeben und ausgesprochen ist. Die bildliche Bedeutung des „Sterns" ist um so weniger auffällig, als die astrologischen Anschauungen der Vorzeit so nachhaltig sind, daß wir auch heute noch von „Glücksstern" sprechen, und das Volk besondere Himmelserscheinungen, wie das Leuchten eines Kometen, auch heute noch für besonders vorbedeutungsvoll zu nehmen gewohnt ist."

Hr. Baruch schwieg einen Augenblick, theils um sich nach so anhaltender und aufregender Erörterung zu erholen, theils die etwaigen Entgegnungen des Priors abzuwarten. Hr. B., der bisher stehend gesprochen und in der Aufregung der Debatte sich dem Prior immer mehr genähert und ihn, der ebenfalls gestanden, auf diese Weise gedrängt hatte, sich auf einen Stuhl niederzulassen, ergriff hierbei die Gelegenheit, gleichfalls auf einem Stuhle Platz zu nehmen. Die Achtung vor den allgemeinen Anstandsregeln, wie der Person des hochgestellten Geistlichen hatte ihn bisher zurückgehalten, von dieser Erlaubniß aus freien Stücken Gebrauch zu machen, und die Einbildung auf seine hohe Stellung, wie die hochmüthige Verachtung gegen den Juden hatte den Prior nicht dazu kommen lassen, Herrn Baruch trotz der langen Unterhaltung dringend und freundlich einen Sitz anzubieten.

Als Herr B. seine überzeugende Darstellung beendet hatte, sah er schweigend und erwartungsvoll den Prior an. Dieser

aber vermochte nicht zu antworten, sondern nickte, um den Blicken des Redners auszuweichen, seine Augen wie beschämt zur Erde senkend, wiederholt mit dem Kopfe, gleichsam innerlich zustimmend, wenn auch sicherlich wider Willen zu so offener Zustimmung im unbewachten Augenblicke genöthigt.

Herr B. bemerkte die, mißliche Verlegenheit verrathende, Lage seines Gegners und nahm das Gespräch wieder mit der Frage auf: „Nicht wahr, Hr. Pr., Sie erwähnten zum Zweiten der Geburt Jesu in Bethlehem und finden auch diese in der Schrift geweissagt?“

Pr. „So ist es, Hr. B.“

B. „Die Geburt Jesu in Bethlehem scheint zunächst nicht historisch begründet, denn Lucas berichtet über die Veranlassung dazu ganz anders, als Matthäus, während die beiden anderen Evangelisten gar nicht davon reden. Ersterer läßt die Eltern von Anfang an in Nazareth wohnen und nach Bethlehem gehen, um einer von Kaiser Augustus für das ganze Reich angeordneten Schätzung sich zu unterziehen, wofür man den eigentlichen Grund nicht absieht, da die Schätzung ebenso gut in der Heimath vorgenommen werden konnte. Bethlehem war aber nicht etwa eine Kreisstadt, in deren Nähe Nazareth lag, sondern beide Orte liegen wie Nord und Süd von einander entfernt. Bei dieser Gelegenheit soll dann die Geburt in Bethlehem Statt gefunden haben. Matthäus aber erzählt, daß der Ueberzug von Bethlehem nach Nazareth Statt gefunden habe, indem der ursprüngliche Wohnsitz in Bethlehem gewesen, und Nazareth gewählt worden sei, um Jesus zur Erfüllung des Propheten-Worts, Nazarener heißen zu können, Gelegenheit zu geben. Auf welches Propheten-Wort hingedeutet werden soll, ist nicht angegeben; es ist mir auch nicht bekannt, welches ge-

meint sein kann. Mit Nazarener soll wohl fälschlich auf Nasiräer hingedeutet werden, wie Solche genannt wurden, die sich frommen Gelübden und einer ascetischen Lebensweise unterzogen. Seit Eliah, dem Eiferer für Gott, pflegten überhaupt die Propheten und Gottesmänner als Nasiräer aufzutreten.

Es geht hieraus schon hervor, daß die ganze Erzählung von der Geburt in Bethlehem nur erfunden ist, um wieder von der Erfüllung eines Prophetenworts reden zu können. Das hier gemeinte befindet sich Micha (5, 1) und lautet: „Du aber Bethlehem Ephratha (Ephratha ist früherer Name Bethlehem's), klein, aber doch eine Fürstenstadt Jehuda's, von dir wird auch der Herrscher für Israel ausgehen, denn sein Ursprung ist von jeher, seit ewigen Zeiten von dort.“ So lautet das Propheten-Wort, und dessen Deutung ist folgende: Der Prophet wirkt in beiden Reichen, dem Reiche Juda und Israel, und strebt nach einer Wiedervereinigung derselben und der Rückkehr des abgefallenen Reiches Israel mit selbstgewählten, abtrünnigen Herrschern zu dem angestammten, Bethlehem entsprossenen Herrscherhause David's. Israel ist hier also nicht einmal das gesammte Volk, sondern das so benannte Zehnstämmereich. So sind alle vorexilianischen Weissagungen vom zukünftigen Davidischen Herrscherhause zu verstehen, und selbst die nachexilianischen deuten um so eher auf die wieder erhoffte und erstrebte Wiedereinsetzung des exilirten Davidischen Herrscherhauses hin, als das Reich Juda, welches der Dynastie David's treu geblieben war, allein sich und dem Judenthum erhalten blieb, während das von Anfang an zum Götzendienst verleitete Zehnstämmereich unter- und verloren gegangen ist. Auch in der babylonisch-persischen, wie herodianisch-römischen Fremdherrschaft tauchte wegen des erlittenen politischen und religiösen Drucks fort und fort die Idee und

Hoffnung auf Wiederherstellung des alten, bewährten Davidischen Herrscherthrones wieder auf. Dies ist die Bedeutung von einem Messias, einem Sohne David's. Denn Messias heißt im Hebräischen Gesalbter, wie das Griechische Christus, und bezeichnet die Könige in Israel, welche, wie die Hohenpriester, gesalbt wurden, weil beide Träger der religiösen Idee sein sollten. Daher auch die symbolische Salbung mit Oel, welches Träger des natürlichen Lichts ist, wie die Religion Spenderin des geistigen. Messias hat also ebenso gut eine politische wie religiöse Bedeutung. Wie wenig man aber überhaupt die Erfüllung dieser messianischen Weissagungen und Hoffnungen als unerläßliche Bedingung für die Erlösung Israels ansah, geht daraus hervor, daß selbst bei Wiederherstellung des jüdischen Königthums unter den Maccabäern von keiner Seite an den Vorrang und die Berechtigung der Davidischen Dynastie erinnert wurde. Obwohl nun die dynastische Seite für den jüdischen Messianismus überhaupt nebensächlich, für Jesus aber, weil ohne politische Stellung, und von ihm gar nicht erstrebt, ganz bedeutungslos ist: so wird dennoch, aber rein zwecklos, der Nachweis für die Davidische Abstammung Jesu vom Davidischen Herrscherhause versucht. Daß nun ein solcher Herrscher, wie ihn der Prophet in der oben angeführten Stelle bezeichnet, selbst in Bethlehem geboren sein müsse, ist gar nicht erwähnt, sondern nur daß das alte Stammhaus der Davidischen Dynastie in Bethlehem seinen Ursprung habe. Der Nachweis für die in Bethlehem erfolgte Geburt Jesu ist also ganz zwecklos und nur aus mißverstandener Deutung des Prophetenworts erfolgt."

Der Prior hatte den unangreifbaren Erfolg dieser Darstellung mit Spannung, aber in zunehmender Unruhe angehört. Er erkannte schon jetzt den Mißerfolg seines theologischen Streites

und drang auf Erklärung der übrigen Schriftstellen. Daß er diese überhaupt noch zu hören wünschte, lag darin, daß er trotz der bisherigen Niederlage doch noch immer auf die Kraft seines Bibelworts vertraute und auf einen Sieg bei der einen oder andern biblischen Weissagung auf Jesus hoffte. Wie wenn er dies hätte andeuten wollen, fiel er dem Redner in's Wort und rief ihm halb höhnisch zu: „Sie haben aber noch nicht alle Bibelstellen erklärt, Herr Baruch. Fahren Sie also fort!"

B. „Ich werde Ihrem Wunsche nachzukommen mich beeilen, Herr Prior. Sie erwähnten der wunderbaren Geburt Jesu durch eine Jungfrau, ganz nach der prophetischen Weissagung. Zu Grunde liegt die bekannte Stelle in Jesaias (7, 13): „Sieh, die Jungfrau wird schwanger werden und einen Sohn gebären, dessen Namen du Imanuel (d. h. Gott mit uns) nennen sollst." Die Weissagung hat wieder eine beschränkte und keine universelle, eine zeitliche und vorübergehende, aber keine allgemeine Bedeutung; sie bezieht sich auf die damaligen localen und geschichtlichen Vorgänge und Zustände im heiligen Lande, aber nicht auf die späteren einer einzelnen Persönlichkeit, der des Jesu. Juda und dessen König war nämlich damals von Rezin, dem Könige von Armenien, und Pekach, dem Könige von Israel, kriegerisch bedroht, wie dies in demselben Capitel erzählt wird. Achas, König von Juda, wandte sich, in seiner Verzweiflung und Noth um Hülfe flehend, an Gott und erhielt durch dessen Prophet Jesaias die tröstliche Versicherung, daß die Zukunft heilbringend für Juda sein werde. Dies drücken seine Worte aus: „Die Jungfrau wird einen Sohn gebären, mit dem Gott sein wird." Im Verfolg seiner Rede drückt er sich deutlicher aus (9 u. 11): „Ein Kind wird uns geboren werden, ein Sprößling wird ausgehen vom Stamme Isai's, (David's), der wird ein wunder-

barer Berather, Fürst des Friedens, Mehrer des Reichs werden; der Geist Gottes und der Weisheit wird auf ihm ruhen, er wird in Gottesfurcht regieren und in Gerechtigkeit richten; der Wolf wird mit dem Lamme zusammen wohnen"; d. h. überall wird Friede sein und Zufriedenheit herrschen. Es ist hier durchaus nicht von fernen messianischen Zuständen die Rede, sondern von einer Zeit, die sich in der That unter Chiskijah, dem Sohne des schwachen und götzendienerischen Königs Achas, erfüllt hat, so daß der Talmud die herrschend gewordene Ansicht aufbewahrt hat: Die Zeit des Chiskijah sei eine so glückliche gewesen, daß die messianischen Weissagungen sich an ihm erfüllt zu haben scheinen. Der junge König scheint wohl unter dem Einflusse des mächtigen und energischen Propheten Jesaias eine solche Erziehung genossen zu haben, daß er solche Zustände voraussagen konnte. Die Andeutungen von solchem Einflusse und solcher Erziehung finden sich auch in der That bei den betreffenden Weissagungen angemerkt. Für die Beziehung dieser Phrophetenstellen auf Jesus liegt demnach nicht der entfernteste Grund und die leiseste Andeutung vor. Der Annahme seiner wunderbaren Geburt durch eine Jungfrau liegt sogar eine sprachliche Mißdeutung der betreffenden Schriftstelle zu Grunde, da nicht das Wort Almah, welches sich im Texte findet, sondern Bethulah die bezügliche Bedeutung hat. Also auch diese Erzählung von der wunderbaren Geburt Jesu ist erdichtet, erdichtet —, um dem Glauben an seine Göttlichkeit und über die niedrige Menschenwelt erhabene Persönlichkeit ein geeignetes, mystisches Relief zu geben.

Ich will hieran auch sofort die Erklärung über die vermeintliche Davidische Abstammung Jesu knüpfen, worauf Sie hingewiesen haben, Herr Prior. Sie werden hoffentlich damit einverstanden sein."

Dem Prior fehlten die Worte, und er nickte blos bejahend mit dem Kopfe. Herr Baruch fuhr fort.

„Ueber die Davidische Abstammung des erhofften Messias habe ich mich schon ausgelassen und gezeigt, daß sie nur eine politische und dynastische, oder nur indirekt eine religiöse Bedeutung hat. Schon in den allerältesten Zeiten, als man der nationalen Selbstständigkeit noch nahestand, legte man den bezüglichen Weissagungen keinen praktischen Werth bei. Für Jesus ist demnach die Davidische Abstammung, selbst wenn sie begründet wäre, durchaus bedeutungslos. Sie ist aber auch nicht einmal historisch begründet. Nur Matthäus und Lukas berichten darüber, und Beide verschieden. Ferner sind die 14 Geschlechter, auf welche Matthäus Gewicht legt, nur durch willkürliche Auslassung nachweislicher Geschlechter hergestellt. Außerdem bezieht sich die Abstammung nur auf Joseph, dessen Sohn Jesus doch angeblich nicht war. Wie willkürlich man überhaupt das ganze Christenthum begründet und zusammengestellt hat, beweist am besten Markus, der Jesus als die wichtigsten Gebote in Uebereinstimmung mit dem Judenthum die „Einheit Gottes und die Nächstenliebe“ hinstellen läßt, während Matthäus der neuen Lehre zu Liebe das Erste, nämlich die Einheit Gottes, wegläßt.“

Der Prior wurde bei diesen Niederlagen, welche er im theologischen Kampfe erlitt, immer erregter und verlegener. Es war ihm sichtlich um Beendigung des erfolglosen Colloquiums zu thun. Wie gleichgültig und einer neuen Niederlage im Voraus sich bewußt, unterbrach er daher den Redefluß des Herrn Baruch und rief ihm zu: „Aber der königliche Einzug in Jerusalem! Dieser beweist doch die triumphirende Anerkennung der neuen Lehre und ihres Stifters, beweist Ihren Nachweisungen zu Trotz doch dessen königlichen Charakter.“

B. „Ich weiß, worauf Sie hindeuten. Sie meinen den königlichen Eselsritt. Auch diese Erzählung ist erdichtet. Die betreffende Stelle in Zacharias (9, 9) eifert gegen die kriegerischen Gelüste der jüdischen Könige und weist auf einen friedlichen König hin, der statt auf kriegerischen Rossen auf dem friedlichen Esel oder Maulthier reite. Darum spricht auch der Prophet im folgenden Verse von der Entfernung aller Rosse und Kriegsreiterei, denn die Rosse wurden nur zu Kriegszwecken gebraucht und aus dem Auslande bezogen; außer dem Kriege diente der heimische Maulesel zum Reiten. Schon der Pentateuch verbietet deßhalb den Königen das Halten vieler Pferde, die man hauptsächlich aus Aegypten bezog. Für Jesus wäre es deßhalb bedeutungslos gewesen, selbst wenn er auf einem Esel reitend seinen Einzug in Jerusalem gehalten hätte. Die Sache ist aber auch historisch unwahr, denn die Bestreuung der Straßen mit Palmen und die Hosianna-Gesänge des Volks, welche der Erzählung nach seinen Einzug begleitet haben sollen, beruhen auf Erdichtung, da der Einzug im Frühjahr um die Passah-(Oster-) Zeit Statt gefunden haben soll, während das Palmenfest mit den Hosianna-Gesängen im Herbste am Hüttenfeste gefeiert wurde und noch wird."

Der Prior schwieg und schien in Nachdenken versunken.

Herr Baruch war erschöpft von der Anstrengung seiner Rede und der Erregtheit seines Gemüths. Er fuhr daher fort: „Es wird Ihnen recht sein, Herr Prior, für heute wenigstens unsere Unterredungen zu schließen. Sie werden sich nach Ruhe und der gewohnten Einsamkeit zurücksehnen. Ich aber sehne mich nach dem gewohnten Heim zurück, wo meine Familie mich sehnsüchtig genug erwarten wird, da sie von meiner Einkehr hier in's Kloster nichts weiß und auch an meine pünktliche und recht-

zeitige Heimkehr von allen meinen Gängen gewöhnt ist. Wie mir, wird es meiner bei den ehrwürdigen Schwestern harrenden Tochter ergehen, die mein langes Verweilen in dieser Umgebung kaum begreifen wird. Ich empfehle mich Ihnen daher für heute, Herr Prior. Mir war es angenehm, der Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft theilhaftig geworden zu sein."

Der Prior war bei solcher Wendung der Dinge schnell mit seinem Plane fertig, über welchen er nachdenkungsvoll gegrübelt hatte. Wie ein Wolf, dem sein Opferlamm zu entrinnen droht, sprang er hastig auf und eilte nach der Thüre, der sich Herr Baruch bei den Worten der Verabschiedung unwillkürlich genähert hatte. Er zog hastig den neben der Thüre herabhängenden Schellenzug, von Manilla-Hanf gedreht, und mit einem Griffe in Kreuzesform versehen, und drängte Herrn Baruch, der sich zu entfernen Miene machte, mit den Worten zurück: „Warten Sie ein wenig!" Baruch begriff den Vorgang nicht, als ein Diener eintrat, dem der Prior auftrug, Pater Julian eintreten zu lassen. Dieser trat sofort ein, wie wenn er, des Rufes gewärtig, draußen gestanden hätte. In der That war ihm das lange Verweilen des Baruch ebenso auffällig, wie der bekannte Schellenton des Prior's, und unwillkürlich, aber mehr noch aus Neugierde, hatte er zugleich mit dem Diener, dem der Schellenzug galt, seine Zelle verlassen.

„Sie haben mir," sprach der Prior zum Pater, „die Gelehrsamkeit des Herrn Baruch richtig gerühmt; ich erkenne in dem Herrn aber auch die gewöhnliche Verstocktheit des jüdischen Volks. Er hat mit vielen Gründen gefochten und mich zu widerlegen geglaubt. Ich habe ihm nicht weiter geantwortet, weil ich bei der Verfinsterung seines Sinnes unsre menschliche Aufklärung noch für verfrüht erachte. Wir müssen warten, bis das göttliche

Licht ihn erleuchtet haben wird, und um diese Gnade für ihn zur Bewirkung seines Seelenheils wiederholt beten. Aber unser Gebet allein ist nicht ausreichend. Draußen bei den Seinen würde alle Wirkung auf ihn unmöglich und alle Bemühung für ihn vergeblich sein. Bei dem Reichthum seiner Kenntnisse und der Denkkraft seines Verstandes werden wir das erwünschte Ziel bald erreicht haben. Wir würden uns aber einer Pflichtvergessenheit schuldig machen, wenn wir seine Entlassung aus dem Kloster jetzt gestatteten. Weisen Sie Herrn Baruch eine Zelle an und beten Sie mit ihm und für ihn."

Herr Baruch war erstarrt und fand erst wieder Kraft zu reden, als er sich in seiner Zelle allein fand, in welche man ihn besinnungslos geleitet hatte; er wußte nicht, wie er hinein gelangt war.

Herr Baruch hatte jetzt nicht blos die Kraft, er empfand den Drang zu reden, als er sich seiner Lage bewußt geworden war. Da er sich aber allein fand, sprach er die ihn bewältigenden Gedanken monologisch in seinem Herzen aus. Er trug sie nicht laut vor, aus Furcht gehört zu werden und seine Lage zu verschlimmern. Er kam sich vor, wie ein Gefangener, obwohl seine Thüre nicht verschlossen war. Denn zur Besinnung über die unfreiwillige Wahl seines Aufenthalts gekommen, eilte er sofort, seine Zelle zu verlassen und durchschritt den langen Corridor, dessen Thüre er aber verschlossen fand, und deren Schließer ihm bedeutete, daß er ohne Geleit des Wacht- und Dienst-habenden Paters keinem Insassen, selbst dem eingetretenen Fremden nicht, öffnen dürfe. Er möge sich in seiner Zelle geduldig, bis er dem Pater von seinem Begehren Meldung gebracht habe. Herr Baruch kehrte geduldig in seine Zelle zurück, wo er sich doch

nun fast wie ein Gefangener vorkam, zumal die nackten Wände und das karge Mobilar sehr daran erinnerten.

Die Wände seines Zimmers waren weiß gekalkt, während die Thüre und das Fenster die Reste eines dunkelbraunen Oelanstrichs zeigten, den sie vor Jahren erhalten hatten, ohne spätere Erneuerung. Das Zimmer hatte nur Ein Fenster, dessen Flügel sich nach innen öffnen ließen; außen waren eiserne Traillen vor das Fenster gezogen. Die Aussicht ging auf den weit ausgedehnten Klostergarten, wo, außer dem arbeitenden Personal, zu gewissen Stunden, nie gleichzeitig in zu großer Anzahl und selten die Geschlechter gemeinschaftlich, sondern gewöhnlich abwechselnd, die männlichen und weiblichen Bewohner des Klosters spazieren gingen. Das Zimmer lag im dritten Stocke. Der eiserne Verschluß des Fensters diente daher weniger zur Verhütung einer Entweichung, als eines zu vertraulichen Verkehrs mit irgend welchen der im Garten arbeitenden oder spazierenden Personen.

Unwillkürlich betrachtete Baruch in seiner Einsamkeit die neue Umgebung, wo er Nichts, als zwei Holzstühle, einen einfachen, unbedeckten Tisch und einige Heiligenbilder an den Wänden fand, den christlichen Religionsstifter mit der Dornenkrone und die Gottesmutter mit dem Kindlein darstellend; unter diesen beiden Bildern hing der Gekreuzigte, aus Holz geschnitzt.

Wie er über diese Bilder schon erschrack, in deren fremdartiger Umgebung er weilen mußte: so ängstigte ihn noch mehr das gegenüberstehende Schlaflager, eine eiserne Bettstelle mit Strohmatratze, einem Federkissen zu Kopfen und einer wollenen Decke zur Erwärmung. Dieser Anblick ließ ihn befürchten, daß man ihn über Nacht oder gar auf längere Zeit zurückzuhalten beabsichtige.

Schrecklich war ihm dabei die Ungewißheit über sein Kind,

welches er noch nicht wieder gesehen hatte, und der Gedanke an sein Weib, welches über des Gatten und der Tochter unbekannten Aufenthalt in Unruhe gerathen werde. Händeringend und weinenden Auges flehte er zu Gott um Beistand. Für sich selbst, sagte er, wolle er Alles ertragen, Gott möge sich doch der Seinen erbarmen. Er konnte kein Unrecht an der Absicht finden, welche ihn mit seiner Tochter in's Kloster geführt hatte; Gott konnte ihm ein solches Geschick nur zur Prüfung oder zur Büßung unbewußter Sünden auferlegt haben. Er setzte sich nieder auf den bereit stehenden Stuhl, den Kopf gedankenvoll in beide Hände bergend, und betete mit dem Psalmendichter: „Unbewußte Sünden, Herr, wer kennt sie? von unbekannten Fehlern sprich mich frei!“ Dann schweiften seine Gedanken auf seine unbegreiflichen Quäler. „Welchen Zweck verfolgen sie?“ frug er sich: „Mich gewaltsam bekehren? Vergeblich werden sie sich mühen“ antwortete er sich. „Und doch sprach der Prior von dem Lichte der Gnade, welches mir leuchten werde! Gott wird es ihm bald leuchten und ihn die Thorheit seines Sinnens erkennen lassen.“ So schloß er zu seiner Tröstung, der Erlösung harrend, wenn der Pater zu seiner Entlassung kommen werde.

Herr Baruch harrte aber an diesem Tage und noch viele andere vergeblich auf ihn. Mit Absicht überließ man den armen Mann sich selbst und seiner Einsamkeit, um seine Qualen zu erhöhen und ihn dadurch zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Die heiligen Väter sagten sich entschuldigend: Es geschieht so, um den Geist des verstockten und verfinsterten Gemüths zur Erleuchtung durch den heiligen Geist vorzubereiten. Zu diesem Zwecke kamen sie alle Tage Morgens und Abends, um mit ihm und für ihn zu beten. Sie knieten dabei vor dem Gekreuzigten und zwangen Baruch, das Gleiche zu thun. Sein stilles Gebet

war aber an einen andern Gott gerichtet, an den Gott des Himmels und der Erde, an den wahren Vater der Menschen, den Gott der Wahrheit und der Liebe, der nicht ein Gott der Lüge und Gewaltthat ist.

Die Tochter Julia weilte inzwischen, freilich ungeduldig genug, im Kreise der frommen Schwestern. Man sagte ihr, über den gelehrten Disput mit dem Prior scheine der Vater sich und seine Tochter zu vergessen. Je mehr sich der Prior für seine Erklärungen interessire, desto eifriger werde der Vater in deren Fortsetzung. Die Tochter glaubte natürlich nicht, daß der Vater sich ohne sie aus dem Kloster entfernen werde, und, den Eifer des Vaters für gelehrte Disputationen kennend, hielt sie es eine Zeit lang für möglich, daß er noch freiwillig bei dem Prior weile. Endlich stiegen wohl Zweifel in ihr auf, zumal sie ebenfalls über die Mutter sich beunruhigte, welche in Ungewißheit über sie lebe. Aber Gewißheit erlangte sie nicht, und sie suchte deßhalb in ihrer Phantasie nach immer neuen Gründen für ihr unfreiwilliges Verweilen in solcher Umgebung. Und als sie diese nicht mehr zu finden vermochte, brach sie in bitteres Weinen und lautes, wiederholtes Schluchzen aus. Man hörte immer wieder die Worte von ihr: Gott! Vater! Mutter!

XI.

Zu Hause.

Während wir den unglücklichen Vater mit seiner verzweifelnden Tochter einstweilen ihrem traurigen, unverdienten Geschicke im Kloster überlassen, für dessen Wechsel und Abänderung in der ersten Zeit keine Aussicht vorhanden zu sein schien, wenden wir uns zu dem trostlosen Zustande der Frau Baruch und ihres Neffen August.

Die Unruhe Beider über das unerklärliche Ausbleiben und Verschwinden ihrer lieben Angehörigen läßt sich leicht erklären. Anfänglich war es nur ein Unwille der Frau über die Unpünktlichkeit ihres Gatten und ihrer Tochter, da sie an eine solche gar nicht gewöhnt war, und für welche sie auch dieses Mal einen Grund gar nicht aufzufinden vermochte. An diesem Unwillen der Tante nahm August selbstredend keinen Theil; er hatte dem guten Onkel gegenüber kein Recht dazu, und seiner lieben Julia gegenüber griff Unwille bei ihm nicht Platz. Es that ihm nur leid, daß diese unter dem Unwillen der Tante mit zu leiden hatte, und die Entschuldigungen, welche er für diese vorbrachte, kamen dem Onkel mit zu Gute, und waren für die Tante gleichzeitig ein Mittel der Beruhigung.

Anders aber gestaltete sich der Gemüthszustand und das Verhältniß der beiden Personen, als die Rückkehr der beiden Lieben sich immer mehr verzögerte. Unwille war hier gar nicht mehr am Platze, da von einer gleichgültigen Versäumniß oder absichtlichen Pflichtverletzung nicht mehr die Rede sein konnte.

Man wußte weder eine Enschuldigung noch Erklärung für den Vorfall aufzufinden; die Tante wie August, beide waren rathlos. An die Stelle des Unwillens trat nun vielmehr Unruhe, welche von Stunde zu Stunde größer wurde und am Abend, als immer noch keine Rückkehr erfolgte, bis zur Verzweiflung sich steigerte. Ja, so lange es nicht dunkelte und Nachbaren wie Freunde theils zur Erkundigung theils zum Troste ein- und ausgingen, so lange die Straße noch belebt war, und bei jedem Tritte der Fußgänger und bei jedem Gerassel der Fahrenden man glauben und sich Hoffnung machen konnte: Jetzt kommen sie! war der Zustand noch ein erträglicher, wenn auch das Weinen, Schluchzen und Klagen nicht aufhörte. Als aber das Haus von Besuchern leer geworden und auf der Straße das Geräusch des Tages der lautlosen Stille der Nacht gewichen war, steigerte sich die Verzweiflung der Frau fast bis zur vollständigen Raserei und Wildheit. Hände ringend lief sie im Zimmer, im Hause umher, fortwährend laut rufend: „Mein Mann, meine Tochter!“ oder auch: „Baruch, Julia!“ Nach letzterem Rufe lauschte sie stets, ob sie nicht Antwort vernehme, oder Tritte höre.

August unterdrückte die Aeußerungen seines Schmerzes im Interesse der Tante; er empfand zwar die Traurigkeit des Verlustes eben so tief, denn er glaubte auch fast nicht mehr an eine Rückkehr, aber er erkannte, daß die arme Frau einer Beobachtung und Zügelung ihres Schmerzes durch eine fremde, stärkere Hand bedürfe. Er wich deßhalb nicht von ihrer Seite und erheuchelte um ihretwillen eine größere Ruhe, als er besaß. Nach der außerordentlichen Aufregung, welche sich der Frau bemächtigt hatte, trat bald Abspannung und Schwäche ein. August lud die Tante ein, zu Bett zu gehen und Gott den Ausgang zu empfehlen. „Unsre und aller Menschen Hülfe ist ja doch jetzt nutz-

los," sprach er, „unsre und ihre Anstrengungen sind ja doch jetzt vergeblich: laß uns, liebe Tante, Gott vertrauen und auf ihn unsre Sache stellen. Er wird es schon machen, Seine Hand ist mächtig, Seine Liebe und Gnade sind groß und reich genug, um zu helfen. Sind wir Menschen auch nicht unfehlbar, ist auch kein Mensch ohne Sünde: so groß werden weder unsere, noch Onkels und Juliens Vergehungen sein, daß aufrichtige Reue vor Gott sie nicht sühnen, Seine Barmherzigkeit sie nicht verzeihen würde. Gott wird uns helfen, Onkel und Julia, die fromm und gerecht sind, beschützen. Der morgige Tag wird Rettung bringen." „Gott gebe es!" fiel weinend ihm die Tante in's Wort, und laut mit ihr weinend geleitete August sie zum Schlafgemach, wohin sie ihm wie bewußtlos folgte. „Schlafe nun ruhig, liebe Tante! Gott wird unser Flehen erhören" sprach August. „Er möge es," erwiderte die Tante, leise flüsternd. Um es laut zu sagen, dazu fehlte ihr theils die Kraft, theils der feste Glaube. Sie faßte die dargebotene Hand ihres Neffen und küßte ihn, fühlend, daß dieser in ihrer jetzigen Noth die einzige, zuverlässige Stütze sei. Sie folgte darum auch seinen jetzigen Anordnungen willig, als er zur Trennung mahnte und zur Ruhe aufforderte.

August beobachtete das Benehmen seiner Tante noch lange von seinem Schlafzimmer aus, welches mit einer Wand dasjenige seiner Tante berührte; an der andern, gegenüber liegenden Seite dieses Schlafzimmers von Onkel und Tante lag dasjenige seiner geliebten Julia, so daß Herr und Frau Baruch, wie bei Tage, auch bei Nacht ihre geliebten Kinder um sich und in der Nähe hatten. Er hörte die Tante noch kurze Zeit sprechen, bemerkte aber bald, daß es Worte inbrünstigen Gebets waren, denen er sich mit einem frommen Amen anschloß. Sobald er die Tante im Bette wußte, begab auch er sich zur Ruhe. Er

hörte zwar noch ein klagendes Wimmern aus dem Zimmer der Tante herübertönen; dieses aber wurde immer schwächer. Endlich hatte Ermattung die arme Frau überwältigt und süßer Schlaf ihre müden Augen geschlossen. Da überließ sich auch August der Ruhe, deren er so sehr bedurfte, in der Hoffnung und mit dem Gebete zu Gott, morgen wieder zu neuer Thätigkeit gestärkt zu sein und seine Anstrengungen zur Auffindung der Verlorenen, wozu er im Stillen schon den Plan gefaßt hatte, von glücklichem Erfolge gekrönt zu sehen. In diesem Gedanken war auch August bald eingeschlafen.

Am andern Morgen war ruhige Empfindung an die Stelle des tobenden Schmerzes getreten. Frau Baruch saß da in stiller, stummer Trauer, wie um den Verlust eines Todten; sie glaubte fast nicht mehr an die Wiederkehr ihrer Lieben, ihr schien eine solche fast unmöglich. Ueber den Ort ihres Verbleibes und den Grund für die Verzögerung ihrer Rückkehr wußte sie sich zwar keine Auskunft und Rechenschaft zu geben; die Gedanken darüber liefen in ihrem Kopfe wirr durcheinander, und sie kam darüber um so weniger zur Klarheit, als sie sich mit Niemand aussprach, auch nicht einmal mit August ihre Ideen austauschte. Sie wagte theils um ihrer selbst willen ihren Ideen keinen Ausdruck zu geben, theils offenbarte sie dieselben nicht aus Schonung für August. Sie saß darum bald ruhig sinnend mit einem Gesichtsausdrucke, wie wenn sie eben an gar Nichts denke, bald warf sie, wie aus einem erschreckenden Traume erwacht, ihren Körper kopfschüttelnd hin und her, oder barg ihr gedankenschweres Haupt vornüber gebeugt in ihre beiden Hände. An den leisen, fast wie verborgenen Bewegungen ihres Hauptes ahnte man, daß schwere, niederdrückende Gedanken ihr betrübtes Innere durchzogen. August war stiller Zuschauer und wagte die heilige

Stille weder mit einem Laute, noch einer störenden Bewegung zu durchbrechen. Er beobachtete die Tante nur; es kam ihm vor, wie wenn sie nicht blos mit sich, sondern mit Gott spräche, an den sie Fragen zu richten habe, deren Dunkelheit nur von ihm erhellt werden könne. Der ganze Vorgang erschien ihm heilig, er selbst lauschte wie auf die Antworten Gottes, die er gern zur Lösung auch seiner Räthsel vernommen hätte. Da Antworten nicht vernommen wurden, fuhr er fort, im Stillen auch über seine Pläne und die von ihm einzuschlagenden Wege nachzudenken, welche er aber ebenfalls aus Schonung für die Tante nicht laut werden ließ.

Im Laufe des Tages nahmen wieder viele Leute Veranlassung, im Hause der Frau Baruch Besuch zu machen; die Einen aus Neugierde, die Anderen aus Interesse und Andere auch, um Nachricht zu geben. Denn die Sache war schon bekannter geworden, als sie Tages vorher war, und da gab es Einige, welche in der That sich erinnerten, Herrn Baruch mit seiner Tochter am Vormittage des verflossenen Tages auf dem Spaziergange begegnet zu sein. Niemand aber wußte über den Verbleib Auskunft zu geben. Ihre Mittheilungen führten auch um so weniger auf die Spur, als keine der Begegnungen in der Nähe des Klosters Statt gefunden hatte, wo die Verlorenen weilten. Sogar die Polizei hatte Kunde von dem Vorgange erhalten und, die Möglichkeit eines Verbrechens voraussetzend, wodurch sich das plötzliche Verschwinden beider Personen erklären ließe, Nachforschungen im Hause der Frau Baruch gehalten. Man forderte zunächst die Frau auf, ihre Vermuthungen auszusprechen, und als diese angab, keine Vermuthungen zu haben und aufstellen zu wollen, um keinen Unschuldigen zu verdächtigen, überhaupt aber auch von dem Vorfalle noch zu sehr eingenommen

und dadurch unfähig war, darüber nachzudenken, veranlaßte man August dazu. Dieser fand sich um so bereitwilliger dazu, als er in dem Entgegenkommen der Polizei eine Begegnung seiner Wünsche erkannte. Er selbst nämlich hatte den Plan, die Polizei um Nachforschungen zu ersuchen. Auf die Frage, ob die beiden Verschwundenen nicht eine Reise vorgehabt hätten, erklärte er, daß weder ein solches Vorhaben vorhanden, noch dessen Ausführung aus religiösen Grundsätzen Herrn Baruch am Sabbate möglich gewesen sei, nicht einmal an eine weite Entfernung außerhalb des Thores sei aus demselben Grunde zu denken und wegen der Entbehrung aller Gebirgs- und Waldwege in der Nähe der Stadt auch keine Verirrung möglich. Eine Erkrankung oder ein Unglücksfall für Einen von Beiden sei ebenfalls nicht anzunehmen, weil alsdann der Andere Nachricht gegeben haben würde, und es würde doch mehr als Zufall sein, wenn ein solcher Unfall Beiden zugleich begegnet sein sollte und eine Benachrichtigung unmöglich gemacht hätte. Eine weitere Frage war, ob denn eine Verunglückung in dem benachbarten Flusse möglich sei. Möglich wohl, antwortete August, aber nicht denkbar. Es war auch dies zwar seine Vermuthung, die er beabsichtigt hatte, auf dem Polizei-Bureau kund zu geben, aber er wagte nicht, jetzt in Gegenwart der Tante sie zu äußern. Warum denn möglich und nicht denkbar? frug der Polizeidirektor weiter. Weil weder der Vater, noch die Tochter lebensmüde und Beide zu fromm und gottesfürchtig sind, um sich das Leben zu nehmen, war August's rasche Antwort. Aber, meinte der Polizeidirektor, ließe sich nicht ein Verbrechen annehmen, welches man verübt haben könnte, um alsdann auch den Gegenstand und die Zeugen des Verbrechens durch einen Sturz in's Wasser aus dem Wege zu schaffen? Der Fluß, entgegnete August, liegt aber doch zu weit

von der Stadt entfernt, als daß die Spaziergänger dorthin ihren Weg genommen haben könnten; auch sind sie ja auf einer ganz andern Seite der Stadt gesehen worden. Nun, meinte der Polizeidirektor, es ist ja auch möglich, daß sie durch irgend einen Vorgang oder irgend welche erdichtete Erzählung nach dem Flusse oder in ein benachbartes Haus gelockt worden sind, um sie später im Dunkel der Nacht im Flusse zu begraben.

Die Tante schrie bei dieser Auseinandersetzung zum Schrecken der ganzen Umgebung laut auf. Die Vermuthung des Polizeidirektors schien ihr, in Ermangelung jeder andern Erklärung des Vorgangs, am glaubwürdigsten, und der Gedanke, ihre Lieben nun gar todt, oder gar ermordet zu wissen und auf ihre Rückkehr nicht mehr hoffen zu können, entlockte ihr diesen Schrei des Entsetzens.

„Beruhigen Sie sich, liebe Tante," sprach August in ihre Nähe tretend. „Ich halte diese Vermuthung des Herrn Polizeidirektors für um so weniger gerechtfertigt, als der Onkel am Sabbate kein Geld bei sich trägt, welches zur Ausübung eines solchen Verbrechens Veranlassung gegeben haben könnte, und persönlichen Haß hegte Niemand gegen ihn." „Du hast Recht, August," erwiderte die Tante beruhigt; „ja gewiß! persönlichen Haß hegte Niemand gegen ihn oder Julia." Heimlich aber hatte August dem Polizeidirektor ein Zeichen des Einverständnisses gegeben, und als dieser, für die gefällige Auskunft dankend, sich entfernen wollte, begleitete ihn August, und die Tante rief ihm noch ihren Dank für die theilnahmvolle Erkundigung nach.

August setzte draußen noch erklärend hinzu, daß die ausgesprochene Vermuthung auch die seinige sei. Wenn seine vorherige Mittheilung, daß der Onkel kein Geld bei sich gehabt habe, auch auf Wahrheit beruhe: so schließe dieser Umstand das

Verbrechen nicht aus, weil die Uebelthäter bei ihm, dem reichen Juden, Geld vermuthet haben könnten. Uhren, Ringe, Geschmeide und ähnliche Schmucksachen, welche bei Herrn Baruch und seiner Tochter aber wohl vorhanden waren, hätten das Verbrechen auch schon lohnend gemacht. Schließlich würde ein unbelohntes Attentat, um dem Verrathe zu entgehen, ebenfalls an die Entfernung der Angegriffenen denken lassen müssen.

Der Polizeidirektor versprach weitere Nachforschung, die August ihm wiederholt an's Herz legte, und entfernte sich, während August zur Tante und deren Umgebung zurückkehrte.

Hier fand er die Gesellschaft im eifrigen Gespräche mit der Tante, um dieser deutlich zu machen, wie verständig und richtig die von August dargelegten Anschauungen seien, und wie man nunmehr auf das Einschreiten der hohen Polizei mit Sicherheit rechnen und des günstigsten Resultats sehr bald gewärtig sein dürfe. Denn weder an Verirrung, noch Verunglückung sei hier zu denken, sondern nur der Fall als möglich zu erklären, daß zum eignen Spaße und zur Aengstigung des Juden rohe und boshafte Christengewalt Vater und Tochter eingesperrt haben könne, oder zur Beraubung, vielleicht auch zur Erzwingung eines entsprechenden Lösegelds, von räuberischer Hand die Beiden zurückgehalten würden. Sei dem, wie ihm wolle: die Polizei werde, und nur die Polizei könne Derartigem auf die Spur kommen. Aus der freiwilligen, theilnahmvollen Einmischung lasse sich auch mit Recht der Schluß ziehen, daß es der Polizei um die Sache Ernst sei, und sie in vollem Maße ihre Pflicht thun werde. Wahrscheinlich werde es aber nicht einmal polizeilicher Anstrengungen bedürfen, um die Sache zu klären und die Vermißten zurückzuführen: sondern wenn die Absichten der Polizei bekannt geworden sein würden, könne man hoffen, daß

die Uebelthäter ihre Gefangenen sehr schnell und freiwillig entlassen würden.

August hatte das Raisonnement ruhig angehört und gern gesehen, daß dasselbe beruhigend und tröstend auf die Tante wirke, obwohl dieser bis jetzt Nichts geredet, sondern still sinnend die Reden Anderer mit angehört hatte.

Inzwischen war die Vormittagszeit weiter vorgerückt; es war Sonntagmorgen, der Kirchendienst war beendet, und die Leute strömten zahlreich in's Haus, um ihre Einkäufe zu machen. Dies mahnte die Gesellschaft, im Interesse der Familie Baruch heimzukehren. Man war um seiner selbst willen froh, durch die neu gewonnenen Aussichten auf Erfolg nicht blos Frau Baruch, sondern auch sich getröstet und beruhigt zu haben. Je zuverversichtlicher diese nun zur Frau Baruch sprachen, desto eher glaubte diese auch den gegebenen Versicherungen. Denn wie ein religiöser Zweifler mit allen frommen Reden, die er im Munde führt, keinen Gottes-Glauben erwecken wird: so auch wird der selbst Muthlose und Verzweifelnde Anderen weder Trost noch Muth einsprechen können, weil er ihn selbst nicht hat. Frau Baruch dankte daher den Scheidenden für die Theilnahme und hatte Kraft, der Einladung August's zu folgen, um die Käufer im Geschäfte bedienen zu helfen. Er betrachtete diesen zahlreichen Zuspruch für eine Fügung Gottes, die er mit Dank anerkannte, weil solche Beschäftigung der Frau Zerstreuung gab. Die Tante folgte dem Rufe August's auch um so williger, als sie erkannte, daß Eine Hand allein die Arbeit nicht bewältigen werde.

Die Polizei hatte in der That nicht gesäumt und sofort die verdächtigen Häuser und Personen zu bewachen angefangen Indeß waren alle diese Anstrengungen und Bemühungen erfolg-

los und vergeblich. Man hatte die Häuser durchsucht, die Personen gefänglich eingezogen; aber weder in den Häusern war irgend eine Spur zu finden, noch aus den Personen irgend welche Erklärung zu erzwingen, woran sich genügende Anhaltspunkte hätten knüpfen lassen. So viele Häuser man auch durchsuchte, so viele Personen man auch verhörte: man stand wie am Anfange der Untersuchung rathlos da. Man ging weiter und ließ kein Mittel unversucht, indem die Untersuchungsbehörde fremde entlassene Sträflinge, welche, durch die Zucht und Belehrung gebessert, im Dienste und so auch unter Bewachung der Staatsbehörde geblieben waren, zu den eingezogenen Untersuchungsgefangenen gesellte, unter dem Scheine, als seien auch sie der Polizei verdächtig, um mit den Gefangenen sich in ein cameradschaftliches Gespräch einzulassen und so durch List Geständnisse zu entlocken, die man der Behörde alsdann verrathen sollte. Aber auch dieses Mittel war nutzlos. Man ging dann noch weiter und setzte eine Summe Geldes als Belohnung für denjenigen aus, welcher sichere Auskunft über den Verbleib der Verlorenen geben oder dahin führende Spuren zur Anzeige bringen könne. Die Familie Baruch verdoppelte und verdreifachte diese Summe sogar nach gewissen Zwischenräumen; aber obgleich diese Summen ausreichend waren, um eine Familie niedrigen Standes zu beglücken und zu bereichern: so führten auch diese Mittel nicht zum Ziele und blieben resultatlos. Inzwischen hatte man auch den benachbarten Fluß durchsucht, in der Meinung, die vermißten Personen auf dem Grunde des Wassers zu finden, da sie auf dem Trockenen nirgends ausfindig gemacht werden konnten; man hatte durch öffentliche Ausschreibung nach allen unterhalb des Orts an den Ufern des Flusses gelegenen Dörfern und Städten Kunde gegeben und das Gesuch

gestellt, falls Personen von solchem Alter und Aussehen, mit den und den Anfangsbuchstaben gezeichnete Wäsche und so und so beschaffene Kleidung tragend, landen würden, von dem Funde sofort Anzeige zu machen. Aber alle Mühen blieben vergebens. Die Polizei gab endlich die anvertraute Sache und die zur Belohnung ausgesetzten Gelder wieder in die Hände der Frau Baruch zurück.

Das war ein harter Schlag für die arme Frau. So viel auch bisher für ihre Tröstung und Aufrichtung geschehen war, und so viel auch die Thätigkeit im Geschäfte und in der Haushaltung zu ihrer Zerstreuung beitrug: des Nachts, wenn sie allein war, trat die ganze Größe ihres Verlustes und Kummers wieder vor die Seele und nagte an ihrem Herzen. Wenn sie dann folgenden Tages aus den Reden August's und der zahlreichen Freunde wieder neuen Muth und Trost schöpfte, wenn namentlich die nun eingeschlagenen Wege der erfinderischen Polizei sie wieder mit neuer Hoffnung stärkten und belebten: so ging all dieser Gewinn alsbald wieder verloren, wenn auch die neu angewandten Mittel nicht zum Ziele führten, und alle Tröstungen sich als leere Täuschungen erwiesen. Als nun gar endlich die Polizei alle Mittel für erschöpft und eine Ausfindigmachung der Verlorenen für unmöglich erklärte, fand sich Frau Baruch wie vom Schlage gerührt und ihre anfänglichen Befürchtungen jetzt nur zu sehr bestätigt, daß ihre Geliebten todt seien.

„Was soll auch mir nun noch das Leben?“ rief sie verzweifelnd aus. „Auch ich wünsche mir den Tod; je eher er kommt, desto lieber folge ich diesem Friedensboten, der meinem Kummer auf Erden ein Ende machen und mich mit meinen Lieben, die bei Gott im Himmel weilen, wieder vereinigen wird.“ Die noch so

gut gemeinten Tröstungen ihrer Umgebung, daß die Polizei doch auch nur schwache Menschen seien, daß aber der allwissende und allmächtige Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit doch noch das unmöglich Scheinende möglich machen und verwirklichen könne, predigten jetzt bei Frau Baruch tauben Ohren; sie fielen auf den durch so viele Täuschungen verhärteten Boden ihres Herzens und schlugen keine Wurzeln mehr. Sie ließ sich den Tod ihres Gatten und ihrer Tochter nicht mehr ausreden; es schien ihr unmöglich, daß sie noch am Leben sein und nach so langer Zeit nicht von sich Kunde gegeben haben sollten. Wie wenn man eine erwünschte Erscheinung in der Ferne zu sehen glaubt und diese bei immer größerer Annäherung sich als ein nebelhaftes Gebilde täuschender Phantasie zeigt: so ist eine in das Unendliche hinausgezogene Hoffnung, welche ohne Erfüllung bleibt. In demselben Maße, wie die Hoffnung belebt, tödtet die Täuschung. Dies zeigte sich auch bei Frau Baruch. Sie hatte sich vordem nur mit künstlicher Mühe aufrecht erhalten und ihre Befürchtungen bekämpft. Wenn die neuen Tröstungen und Hoffnungen bei Tage ihr Herz erhoben: so nagte daran des Nachts wieder der Geier des Kummers. Jetzt als ihr alle Hoffnung fehlte, und sie ihre Befürchtung vom Tode ihrer Lieben für gewiß hielt, verfiel sie um so schneller, mit um so größerer Anstrengung sie vorher diesen Verfall von sich abgehalten hatte.

Frau Baruch wurde ernstlich krank; sie wurde auf das Siechbett geworfen. Man befürchtete allgemein, daß sie sich nicht wieder davon erheben werde. Als auch sie dies erkannte, weil sie es wünschte, hatte sie nur noch Eine Sorge, ihren Neffen August, der ihr in der Einsamkeit einziger Trost und Liebling geworden war, und der ihr leer gewordenes Herz nun ganz

ausfüllte, in den vollen Besitz ihres Vermögens einzusetzen und ihm Haus und Geschäft als Eigenthum zu übertragen.

Sie sprach deßhalb zu ihm, als er bei ihr am Bette saß: „Du kennst, lieber August, meine Lage und die Zukunft, der ich entgegen gehe; meine Lebenszeit ist abgemessen, und mein Ende steht nahe bevor. Ich hätte gern deinem weichen und gefühlvollen Herzen diese Offenbarung erspart, trockne darum die Thränen, welche du darüber weinst, und erschwere mir nicht wider deinen Willen die Fassung meiner Gedanken und den Vortrag meiner Rede. Ich weiß, mein Zustand kann dir nicht unbekannt sein, und meine Absichten dürfen dir nicht verborgen bleiben; sonst hätte ich aus Schonung für dich davon geschwiegen und dich nicht zu unnöthigen Thränen um mich gedrängt. Aber warum sollte der gewissenstreue Mensch die Pflicht versäumen, ehe es zu spät ist, sein Haus zu bestellen, und die Anordnungen für die Erbe zu treffen, welche er nicht mehr treffen kann, wenn er von der Erde geschieden ist? Warum sollte auch der gottvertrauende Mensch nicht mit Ruhe von seinem Tode sprechen können, da wir des Todes stets eingedenk und des göttlichen Rufs gewärtig sein müssen? Höre auf, zu weinen, liebes Kind! Wir stehen ja alle Zeit in Gottes Hand, und von meinen Reden darüber bewegt sie sich nicht schneller. Ich bin aber aus zwei Gründen verpflichtet, mit dir zu reden: zunächst um dir zu danken für alle die Liebe, welche du überhaupt, ganz besonders aber in der trüben Lage der letzten Zeit mir erwiesen hast. Als ich leider des Gatten und der Tochter auf Ein Mal beraubt wurde, wäre meine Lage ohne dich ja noch trostloser gewesen, zu trostlos fast, um sie so lange zu ertragen. So viele Freunde mich auch zu trösten kamen, rathen und helfen konnte mir Keiner, wie du. Habe herzlichen Dank dafür, liebes

Kind! Es war eine gute That, die du vollbracht hast; ich kann sie dir nur unvollkommen lohnen, Gott wird den verdienten Lohn dir vervollständigen. Die vielen Mühen, die ich unverschuldet dir verursacht, die vielen Sorgen, die ich dir gemacht, die vielen Thränen, zu denen ich dir Veranlassung gegeben habe, — nicht wahr, lieber August, du vergibst sie mir?"

Länger konnte August nicht mehr an sich halten. Er hatte bisher um der Tante willen mannhaft das Weinen unterdrückt und den in ihm wogenden Thränenstrom krampfhaft zurückgehalten; länger vermochte er es nicht. „Höre auf, liebe Tante," rief er schluchzend, sie umschlingend und mit Küssen bedeckend, „höre auf, so zu reden, ich ertrage es nicht. Wer ist denn hier Schuldner, du? — und nicht vielmehr ich? Habe ich für mein Thun Dank oder gar Lohn verdient, den du mir zahlen solltest, zu zahlen dich verpflichtet fühlen wolltest? Habe ich mehr gethan, als Kindespflicht von mir gefordert? Wäre die Veranlassung nicht eine so traurige, müßte ich mich nicht freuen, Gelegenheit zu haben, dir einen Theil der Wohl- und Liebesthaten zu vergelten, die ich in deinem Hause genieße? Beschäme mich nicht, liebe Tante, erinnere mich nicht an den großen Rest der Schuld, den ich noch abzutragen habe. Außerdem geht der große und herbe Verlust, den wir an unseren Lieben erlitten haben, ja auch nicht dich allein an. Nicht blos für dich habe ich geweint, Mühen und Sorgen getragen; mir war ja auch um meiner selbst willen an der Aufklärung der dunkeln Sache und der Wiederauffindung der Verlorenen gelegen. Belaste also, liebe Tante, dein ohnedies schon so sehr beschwertes Herz nicht auch noch mit Sorgen um mich. Rede aber auch nicht vom Tode und laß mich auch nicht von ferne den Gedanken hegen, daß ein neuer und noch herberer Verlust mich treffen könnte, zumal ich immer

noch an die Wiederkehr unserer Lieben glaube und darauf hoffe."

„Mag dem sein, wie ihm wolle, lieber August," erwiderte die Tante, „die Gefahr des Todes wird durch mein Reden darüber nicht erhöht, und für den unvermeidlichen, aber nicht beabsichtigten Schmerz, den ich dir verursache, bitte ich dich wiederholt um Verzeihung. Ich kann ihn dir leider nicht ersparen, weil mich noch eine andre Rücksicht drängt, für welche ich Vorkehrungen zu treffen habe. Dieser zweite Grund ist sogar noch wichtiger, als der erste. Die Pflicht, welche ich da zu erfüllen habe, ist noch dringender und ernster. Ich meine die Ordnung der Vermögens- und Geschäftsverhältnisse, — ich will dir zu Liebe sagen —, für den Fall unsere Lieben nicht wieder zurückkehren sollten. Der Akt, den ich darüber zu machen gedenke, und worin ich dich als Universalerben einzusetzen beabsichtige, erlangt ja ohnedies erst nach meinem dereinstigen Tode Kraft. Ich will denn mit dir hoffen, — denn so hörst du es ja lieber, — daß ich noch lange mit dir zusammenlebe, und daß auf die Rückkehr unserer Lieben auch noch zu hoffen ist. Aber so lange ich lebe, bleibe ich ja Herrin, und wenn nach meinem Tode die Rückkehr beider Lieben oder auch nur eines von ihnen Statt fände: so will ich nicht Geschäft und Vermögen zersplittert und das Haus aufgelöst haben, sondern Alles soll in Einer Hand zusammen gehalten werden und in eine solche Hand gelegt sein, wo meine Lieben es wiederfinden. Dessen bin ich bei dir um so versicherter, als die Liebe, welche du zu mir hegst, auch deinem Onkel zu Theil werden wird, und deine Liebe zu meiner Tochter meine mütterliche Liebe möglicherweise noch übertrifft."

August redete nicht; er bedeckte mit der linken Hand seine

von Thränen überfließenden Augen, und mit der rechten erfaßte er krampfhaft die Hand der Tante.

„Du kennst nun meine Absicht, lieber August," fuhr die Tante fort. „Bestelle mir daher zur Ausführung derselben unsern Notar. Wirst du, mein Lieber?" „Ich werde," erwiderte August, und ging hinaus, um sich auszuweinen.

August hatte geeilt, hinauszukommen, weil er seine Empfindungen nicht mehr bemeistern konnte und ihnen doch in Gegenwart der Tante keinen freien Lauf lassen wollte. Er war sich dessen, was er sagte, gar nicht bewußt, als er ohne Gegenrede sofort dem Willen der Tante nachzugeben versprach und ihrem Wunsche zu willfahren mehr mechanisch, als bewußt zugesagt hatte, weil er gewohnt und stets bestrebt war, den Wünschen der Tante nicht blos nach, sondern zuvorzukommen, und Widerspruch zu erheben gar nicht in seiner Art lag.

Er wollte von dem nahen Tode der Tante gar nichts mehr hören und beschloß deßhalb, ebenso wenig den Befehl der Tante auszuführen, als mit ihr von dem Gegenstande wieder zu sprechen. Er fühlte, daß ein noch so leichter Widerspruch die Tante aufregen und ihren Gesundheitszustand schädigen würde, wie er es auch um seiner selbst willen vermeiden wollte, den peinlichen Gegenstand nochmals zu berühren. Seine Lage war daher eine sehr mißliche, da es doch auffallen mußte, wenn er den Auftrag der Tante unausgeführt ließ, und dieser Ungehorsam zu neuen Fragen und Erörterungen der Tante Veranlassung bieten würde. Er war rathlos, als ihm der Gedanke durch den Kopf flog, nicht den Notar zu bestellen, sondern ihn als zugänglichen Hausfreund über die Sache um Rath zu fragen.

Der Notar erkannte den Edelmuth August's an, mußte aber vom praktischen Standpunkte den Plänen der Frau Baruch

beipflichten. Er sprach: „Was hilft's, vom idealen Standpunkte sich gegen die faktischen Verhältnisse zu verschließen? Es geschieht in der Regel nur zum Schaden des Menschen, da er die Entwickelung derselben nicht in seiner Hand hat. Es ist immer besser und gerathener, mit gegebenen, wirklichen Faktoren der Lebensverhältnisse zu rechnen, als mit gedachten, eingebildeten. Sie beeinflussen die Tante ja nicht in ihren Entschließungen; sie handelt vielmehr ganz freiwillig. Sie sind durch Ihren Charakter und Ruf über alle späteren Verdächtigungen erhaben, – wenn eventuel derartige erhoben werden sollten, — daß Sie ausschließlich Ihren persönlichen Vortheil im Auge gehabt hätten. In solchen Akten muß außerdem immer durch Notar und Zeugen bestätigt werden, daß die Bestimmungen aus freier Entschließung und in vollem Bewußtsein ihrer Bedeutung und Tragweite gefaßt sind, und, wenn Sie wünschen, kann hinzugefügt werden, daß dies auch ohne fremde Beeinflussung, namentlich seitens der betheiligten und begünstigten Personen, geschehen ist. Vor Allem aber dient zu Ihrer Rechtfertigung, daß Sie durch die Besitznahme der Hinterlassenschaft Keinen der Mitlebenden und Berechtigten benachtheiligen. Denn so lange die Tante lebt, bleibt sie im Besitze, und Sie treten den Besitz nach ihrem Tode auch nur für den Fall an, wenn die bis jetzt vermißten Personen nicht mehr am Leben sein werden. Berechtigtere Erben sind demnach nicht vorhanden, da auch Ihre Eltern verstorben sind, und Geschwister Sie nicht haben. Andere Seitenverwandte werden in solchen Fällen gewöhnlich mit Legaten abgefunden, und Ihre Tante wird dies sicherlich nicht versäumen. Wären aber auch noch andere Verwandte vorhanden, die sich mit Ihnen gleiche Hoffnung machen: so liegt der Grund für Ihre Bevorzugung offen vor Jedermann's Augen."

„Aber wenn,“ unterbrach August den Notar, „die Vermißten wieder zurückkehrten, nachdem ich schon in den Besitz der Hinterlassenschaft getreten bin?“

„Juridisch,“ erwiderte der Notar, „ist dies eine Unmöglichkeit, denn, so lange an das Leben und die Rückkehr der Vermißten geglaubt wird, kann die Tante mit Umgehung ihres Mannes und ihrer Tochter weder eigenmächtig verfügen, noch Sie als Erben einsetzen. Dem Akte wird daher eine Verschollenheits-Erklärung durch das Gericht vorausgehen müssen.“

„Juridisch,“ sagen Sie, Herr Notar,“ fiel August ein. „Dies schließt aber nicht die faktische Möglichkeit der Rückkehr aus. Denn, so vollkommen auch die Mittel sind, welche dem Gerichte zu Gebote stehen, um das Versteck irgend eines Verborgenen oder Vermißten ausfindig zu machen, so vollständig auch die Nachforschungen sein mögen, welche veranlaßt und angestellt werden: die Möglichkeit ist doch nicht abzuleugnen, daß der Gesuchte wieder gefunden werde. Die Beweise dafür sind auch zahlreich genug vorhanden, daß der als todt Geglaubte und Erklärte noch am Leben war und wieder zum Vorschein gekommen ist.“

„Ich leugne dies nicht,“ lautete die Antwort des Notars, „und schlage deßhalb den Zusatz vor, daß für diesen Fall das Testament als ungültig erklärt und Sie wieder außer Besitz der Erbschaft gesetzt werden. Für die Tante wird dieser Schimmer von Hoffnung wohlthuend sein, und Sie werden sich in einem solchen Falle nicht weigern, wieder zurückzutreten.“

„Gerade für die Tante fürchte ich, meinerseits in den Glauben an den Tod des Onkels und seiner Tochter mit einstimmen zu müssen,“ sprach August, „und aus diesem Grunde schrak ich vor der Verschollenheitserklärung zurück, die ich selbst

für ein solches Testament als nothwendig erkannte. Nur um der Tante willen, wiederhole ich, der gegenüber ich immer noch den Schein bewahren will, als glaubte ich an die Rückkehr der beiden unglücklichen Personen. Was mich betrifft, so würde ich auch ohne Zwang durch das Gesetz freiwillig zu Gunsten der Berechtigten zurücktreten und diese wieder in ihren ja doch rechtmäßigen Besitz eintreten lassen. So groß auf der einen Seite meine Freude wäre über die glückliche Rückkehr der so unerklärlich Verschwundenen: so groß würde auf der andern Seite mein Schmerz darüber sein, daß die Tante Solches nicht mehr erlebt hätte."

Bei den letzten Worten vermochte August seine kaum zurückgehaltenen Thränen nicht mehr zu verbergen. Er weinte lange und bitterlich. „Nun — trösten Sie sich, junger Mann," hob der Notar wieder an. „Die Tante lebt ja noch; es ist ja auch ferner möglich, daß die noch nicht versuchten ernstlichen und weit greifenden Nachforschungen behufs der Verschollenheitserklärung zum Ziele führen".

August tröstete sich wirklich an dem Gedanken, hiermit ein neues Trostmittel für die Tante erhalten zu haben. Er beauftragte den Notar, gleich folgenden Tags die Tante zu besuchen, und eilte nach Hause, dem er in Folge der Unterredung schon zu lange fern geblieben zu sein fürchtete.

Zu Hause theilte er der Tante sofort mit, daß er neue Wege zur Entdeckung der Vermißten erfahren habe. Der Notar nämlich, mit dem er im Auftrage der Tante Rücksprache genommen, finde zur Aufnahme des bezüglichen Akts vorerst die Einleitung einer gerichtlichen Verschollenheitserklärung nöthig. Hierfür sei es Vorschrift, die weitgreifendsten Nachforschungen anzustellen und dazu in den benachbarten wie den entferntesten

Zeitungen Aufforderungen zu erlassen, denen die öffentlichen Behörden Folge leisten müßten, und denen auch Private Aufmerk- zu schenken pflegten.

Die Tante nahm diese tröstliche Mittheilung mit um so größerer Befriedigung entgegen, als August's frohe und zuversichtliche Miene sich Erfolg von solchen Maßnahmen zu versprechen schien. In der That aber freute sich August mehr darüber, daß er der Tante neuen Trost verschafft und ein Mittel der Aufrichtung auf längere Zeit gefunden hatte, da voraussichtlich weit gedehnte Termine zur Erwartung der etwa eingehenden Nachrichten gestellt werden würden. Nebenbei war es ihm auch lieb, die Ausfertigung des Akts dadurch in weitere Ferne geschoben zu sehen.

Am andern Tage fand sich der Notar nach Verabredung bei Frau Baruch ein und erhielt den Auftrag, alles Erforderliche für Ausführung ihres Planes einzuleiten. Er lobte seine Clientin ebenso sehr wegen ihrer Vorsicht und Entschlossenheit, wie er sie mit Aussicht auf einen günstigen Erfolg der gerichtlichen Bemühungen tröstete.

Aber so belebend auch die Kraft einer neu erweckten Hoffnung für ein betrübtes und gedrücktes Gemüth ist, wie dasjenige der Frau Baruch war: so lähmend und tödtlich mußte auf ihre Seele die lang hingezogene und nie sich erfüllende Verwirklichung der gehegten Erwartungen wirken. Frau Baruch wurde von Tag zu Tag hinfälliger, und der lang gefürchtete Tod wäre gewiß längst eingetreten, wenn sie nicht mit der äußersten Kraft gegen die zunehmende Schwäche gekämpft hätte, einem Ertrinkenden gleich, der zur Rettung seines Lebens gegen die Macht der Wellen kämpft, von denen die eine ihn losläßt, und die andre ihn wieder aufnimmt, bis, erschöpft von seinen

Anstrengungen, der Gegenkampf immer schwächer wird; — noch ein letzter Versuch, und der Kämpfende sinkt unter.

Frau Baruch war sich sowohl ihrer Schwäche, wie der Vergeblichkeit ihres Kampfes bewußt. Sie sah ihren baldigen Tod vor Augen, und so erwünscht ihr der Tod gewesen wäre, der sie von ihrem Erdenleid befreien und, wie sie hoffte, mit ihren vermißten Lieben vereinigen sollte: so begriff sie doch die Nothwendigkeit, gegen den Tod noch anzukämpfen und ihr Leben zu erhalten, bis sie die Pflichten ihres Lebens alle erfüllt haben würde, von denen die letzte die Abgabe ihrer testamentarischen Verfügungen sein sollte. Wie in Momenten äußerster Gefahr selbst der schwache Mensch zu außerordentlichen Kraftäußerungen fähig ist, die man sonst weder bei ihm, noch bei stärkeren Menschen voraussetzt: so war es auch bei Frau Baruch der Fall. Aber wie einer solchen Kraftanstrengung in der Regel eine größere Schwächung und Abspannung folgt, so unterlag diesen Wirkungen auch Frau Baruch. Sie erkannte, daß sie mit ihrer letzten Pflichterfüllung nicht mehr zu zögern habe. Theils um keinen Widerspruch zu erfahren, theils auch um sich und August die Momente größerer Aufregung zu ersparen, zögerte sie nicht, ohne Vorwissen ihres Neffen, dem Notar die Abfassung des testamentarischen Akts zu übertragen, als dieser gekommen war, ihr mitzutheilen, daß die Berechtigung zur Verschollenheitserklärung eingetroffen sei, weil bis zum Ablaufe des letzten Termins eine Benachrichtigung über die Vermißten von keinem Orte her habe erzielt werden können. Diese Mittheilung überraschte Frau Baruch nicht; sie war schon längst darauf vorbereitet. Im Gegentheil, sie nahm sie ruhig und gefaßt hin und freute sich, noch hinreichende Kraft und volles Bewußtsein für ihre letztwilligen Bestimmungen bewahrt zu haben. Sie dankte Gott für diese Gnade und bestimmte

zum frommen Ausdruck ihres innern Dankgefühls beträchtliche Summen für wohlthätige Stiftungen, Verwandte und Arme, — ohne Unterschied der Confession. Desgleichen bestimmte sie fromme Andenken und Erinnerungszeichen für alle Freunde, jüdische wie christliche, welche ihr überhaupt, namentlich aber in der letzten Zeit und Lage liebevolle Theilnahme bewiesen hatten. August, der als Universalerbe eingesetzt war, erfuhr von dem ganzen Vorgange nichts. Er sah die Tante nicht blos von Tag zu Tag schwächer, sondern auch ruhiger werden. Sie sagte sich selbst: „Ich bin fertig mit dieser Welt;“ ihre Gedanken gehörten schon jetzt einer andern Welt an. Unter ihren eigenen frommen Gebeten und denen Anderer, welche ihr Bett im letzten Augenblicke ihres Lebens umstanden, schlummerte die fromme und brave Frau sanft und voll Gottvertrauen, versöhnt mit Gott und den Menschen, nach wenigen Tagen in ein besseres Jenseits hinüber. Als sie ihre Umgebung fromme Todtengebete sprechen sah und hörte, fühlte sie ihr nahes Ende um so sicherer herannahen. Mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme rief sie den Nahestehenden zu: „Dank, ihr lieben Freunde, vergebet mir solche Mühen und mein sündiges Thun; auch Gott wird mir vergeben!“ Dann sah man sie die Hand auf die Brust legen; man merkte, daß sie ihrem Gotte beichtete. Die Umgebung rief: Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig!“ Eine letzte Anstrengung der Sterbenden, um diese Worte mitzusprechen; — sie hatte nicht mehr Kraft dazu. Sie hatte ihre Seele ausgehaucht.

— — — — — — — — — — — —

Diesen frühzeitigen Tod hatte das Kloster verschuldet, — die Geistlichkeit — die Kirche. — War er nicht ein Mord?

— — — — — — — — — — — —

Die Trauerzeit war vorüber. Nur der Lebende hat Recht, über den Todten geht die Welt rasch hinweg. Frau Baruch und ihr trauriges Geschick wurde noch einige Tage besprochen und dann vergessen, als andere Tagesereignisse sich rasch in den Vordergrund drängten. Nur August konnte die gute Tante nicht vergessen.

— — Die Trauerzeit war vorüber, während deren nach religiöser Sitte das Geschäftslokal geschlossen geblieben war. Als aber auch nach derselben die Geschäftsräume nicht wieder geöffnet wurden, lenkte sich die Aufmerksamkeit und das Gespräch des Publikums noch einmal auf die Todte. Niemand, selbst August nicht, ahnte etwas von den rechtzeitigen, testamentarischen Verfügungen der Frau Baruch. Man glaubte, daß das Geschäft aufgelöst, Haus und Inventar zum öffentlichen Verkaufe gebracht und das Vermögen unter die verschiedensten Verwandte getheilt werden müsse. Das Gericht hatte keine Veranlassung einzuschreiten, weil es von dem Vorhandensein des Testaments Kenntniß hatte. Auch erließ es aus Rücksicht auf die Trauerzeit keine Aufforderung an August, der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Nach Ablauf dieser Zeit erkannte August die Nothwendigkeit, beim Gerichte die Einleitung zum öffentlichen Verkaufe der ganzen Hinterlassenschaft zu treffen. Er schickte sich an, den schweren Gang mit schwerem Herzen zu machen, als das Gericht ihm mit der erleichternden Aufforderung entgegen kam, folgenden Tages in der zehnten Vormittagsstunde im Tribunale zu erscheinen, um in Gegenwart des Friedensrichters der Eröffnung des Testaments von der verstorbenen Frau Baruch und dessen Verlesung beizuwohnen.

Der Inhalt des Testaments, worin August als Universalerbe eingesetzt war, mit Ausnahme einiger Legate an Seiten-

verwandte und verschiedener frommer Stiftungen, welche er auszuzahlen hatte, bot ihm keine Ueberraschung; er war darauf durch frühere Eröffnungen der Tante vorbereitet. Dennoch nahm er diese testamentarischen Verfügungen mit gemischtem Gefühle entgegen. Das Gefühl der Trauer über die Ereignisse, welche solche Verfügungen nöthig gemacht hatten, überwog das Gefühl der Freude über so reichen Besitz und die gesicherte Lebensstellung, welche er dadurch gewonnen hatte. Erst als er den Zusatz des Testaments vernahm, daß bei eventueller Rückkehr der Vermißten August das ganze Vermögen, welches sich in seinen Händen befinde, wieder an den rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben habe, beruhigte sich seine innere Aufregung. Er hatte das Ganze fast gleichgültig verlesen hören; hier nickte er zustimmend Beifall. Die ausgezahlten Legate und Stiftungsgelder, — so hieß es weiter im Testamente — hoffe die Erblasserin, werden indeß nicht zurückgefordert werden. August werde alsdann seitens der Erblasserin dazu berechtigt, mit der rechtmäßigen Tochter Julia in gleiche Erbschaftsrechte zu treten, und sie hoffe, daß der eventuel zurückgekehrte Gatte auch seinerseits so verfügen werde. Außerdem heiße sie für sich in diesem Falle nachträglich noch einmal die beabsichtigte Verbindung August's mit ihrer Tochter Julia gut und hoffe, daß nicht nur die Kinder einwilligen, sondern auch der Vater, wie sie, diese Verbindung segnen werde. Durch eine solche Verbindung komme ja doch August wieder in den Besitz des ganzen Vermögens, und sein Verzicht darauf sei nur ein vorläufiger. Nur benehme sie dem Gatten das Recht nicht, auch seinerseits wiederholt für Legate und fromme Stiftungen verfügen zu können. Die Erblasserin hatte dann noch hinzugefügt, daß August, der wie ein Kind an ihr gehangen und gehandelt habe, solche Gegenliebe in vollem Maße verdiene. Sie

danke wiederholt dafür, und Alle, die sie je geliebt haben, seien zu solchem Danke mit ihr verpflichtet.

August zerfloß bald in Thränen der Rührung und der Freude. Seine Freude war zunächst, daß die Tante den tröstlichen Gedanken an die Rückkehr ihrer Lieben nicht aufgegeben hatte. Dann aber auch darüber, daß durch ein solches Testament ihm die Möglichkeit verschafft worden war, das Vermögen vor Zersplitterung zu bewahren, wie es den vielleicht Zurückkehrenden zu erhalten und wieder auszuliefern. Dieser Gedanke söhnte ihn mit der nie ganz unterdrückten Befürchtung aus, daß durch eine solche Verfügung er vielleicht in ungerechter Weise zum Nachtheil anderer Seitenverwandten bereichert werde.

— — — Mit dem Glücke August's wuchs auch der Neid anderer Menschen, wie mit dem Unglücke eines Menschen auch gleichzeitig in der Regel das Mitleid Anderer angeregt wird. Der Neid hatte indessen nicht zur Folge, daß August von Anderen gehaßt und gemieden wurde; im Gegentheile geschäftlich wurde er häufig besucht, und gesellschaftlich war er stark umworben. Er verdiente dies zwar im vollen Maße sowohl in Folge seiner geschäftlichen Coulance, wie persönlichen Liebenswürdigkeit; aber es lag doch auch noch ein anderes Motiv zu Grunde. Die Familienväter und -mütter dachten daran, mit der Zeit eine Verbindung zwischen August und einer ihrer Töchter anbahnen zu können. Man war rücksichtsvoll genug, anfänglich darauf noch keine direkten Anträge zu stellen; man wußte, daß August traure, nicht blos äußerliche, formelle Trauer zeige, sondern wirkliche im Herzen trage; aber man hoffte, daß die Zeit auch diese Herzenswunde heilen werde. In der That zeigte sich auch August in Gesellschaften oft heiter genug, um annehmen zu können, daß die Wunde vernarbt sei; aber seinem Umgang

Verkehr mit jungen Damen war immer noch kein Liebesantrag gefolgt. Man suchte daher ältere Freunde und Freundinnen auf, welche es zu übernehmen versprachen, August derartige Elternwünsche näher zu legen. Aber August lehnte alle diese Anträge entschieden ab.

Die Zeit heilt, wie Leibes-, auch Seelenwunden und bringt sie zum Vernarben; aber mehr noch als vernarbte Leibeswunden, schmerzen derartige Seelenwunden nach. Wie das Meer, dessen Wogenkampf die noch nicht gefundenen Gegenstände immer wieder an die Oberfläche spült und die auf der Tiefe liegenden sogar wieder in die Höhe hebt, wenn ein heftiger Sturm selbst die untersten Gewässer aufregt: so die Seele, in der den Wogen gleich die verschiedensten Gedanken mit einander kämpfen und selbst die nicht mehr beachteten und in der tiefsten Vergessenheit scheinbar begrabenen von den Stürmen des Lebens oft wieder aufgewühlt und in die Höhe gehoben werden.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte dies an August bemerken können, auch ohne daß er sich darüber aussprach. Und er sprach sich in der That nicht darüber aus. Aber gerade diese Verschlossenheit und Schweigsamkeit, welche ihm oft mitten in der heitersten Gesellschaft und Unterhaltung überkam, und die finstere Düsterkeit, welche alsdann sein schönes Antlitz überzog und sein treues Auge umschleierte, war Zeugniß hierfür. Es war, wie wenn gerade der Gegensatz der übermäßigen Heiterkeit in der Gesellschaft bei ihm diese entschiedene Trauer hervorgerufen hätte. Eine solche Traurigkeit überfiel ihn auch, wenn ihm solche Heirathsanträge gemacht wurden. Er trug aber nie in ostensibler Weise seine Traurigkeit zur Schau, er sprach nicht einmal darüber, sondern erklärte, die Pflicht verbiete ihm, darauf einzugehen, denn das Vermögen und Geschäft sei ihm nicht als per-

sönliches Eigenthum übertragen, sondern nur zur einstweiligen Verwaltung übergeben worden, um es den rechtmäßigen Eigenthümern, wenn sie zurückkehren würden, wieder zu überliefern. Als sich solche Anträge von den verschiedensten Seiten wiederholten, bat er, Mitleid mit ihm zu haben und ihn zu verschonen. Denn es thue ihm leid, fuhr er fort, so oft „Nein" sagen zu müssen, selbst den ernstesten Wünschen seiner Freunde gegenüber, aber seine Ablehnung, versicherte er, sei ebenso ernst, wie entschieden. August mied sogar den Besuch der Gesellschaften, von denen er glaubte, daß sie zu solchen Heirathsverbindungen Veranlassung geben könnten. In der That verstummten auch derartige Anträge, als man ihre Erfolglosigkeit allseitig erkannt hatte. Nichts desto weniger blieb August in gleicher Weise bei Allen beliebt und mit ihnen befreundet. Er führte Haus und Geschäft in gleicher Weise und mit demselben Personale fort, wie wenn die Tante noch lebte, und Onkel mit Julia noch darin verkehrten. Aber lange Zeit war verflossen, und die Verlorenen waren noch immer nicht zurückgekehrt. August's Gedanken indeß wie Lebensweisen blieben unverändert. Er vermochte in seinem Herzen, welches ganz mit den Erinnerungen an seine Julia ausgefüllt war, keiner Andern Raum zu geben. Bei der Zurückweisung aller Anträge auf Aenderung seines Lebensgeschickes verblieb er um so standhafter, als sie ihm ebenso wohl vom Pflichtgefühle, als von seinen Herzensempfindungen eingegeben war.

X.

Die Unterredung.

Im Kloster waren die Ereignisse vom Hause Baruch nicht unbekannt geblieben; man hatte den Tod der Frau Baruch mit Berechnung und Absicht dem Vater und der Tochter nicht verschwiegen, und dabei nicht einmal die Rücksicht und Menschlichkeit gehabt, beiden unglücklichen Personen eine Zusammenkunft zu gestatten, um sich gegenseitigen Trost zuzusprechen, oder zur Erleichterung mit einander während der Trauer zu verkehren. Vom Prior selbst war es angeordnet worden, die traurige Mittheilung den jüdischen Gefangenen nicht zu verschweigen. Er dachte zunächst daran, sich an ihrem Schmerze zu weiden, den sie verdient hätten, und der ihnen von Gott dafür auferlegt sei, daß sie trotz der lichtvollen Belehrung, deren sie in jüngster Zeit theilhaftig geworden, immer noch seinen eingeborenen Sohn Jesus Christus so hartnäckig verleugneten. So hielt sich die christliche Kirche gar oft und lange für berechtigt, die Zuchtruthe in der Hand Gottes für das ungläubige Israel zu sein. Wenn aber wirklich Gott strafen will, wer ermächtigt den Menschen, sich zum Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit aufzudrängen?

Indeß hoffte auch der Prior, daß, was die Belehrung nicht vermocht hatte, der Tod der Frau, in dem er die Mitwirkung Gottes zu erkennen vorgab, vollenden werde, indem der Jude, wie er sagte, in seine sofortige Taufe willigen werde, um zur Rettung seines Vermögens die Freiheit zu erlangen. Als er sich aber auch darin getäuscht sah, und er der Personen, oder

besser gesagt, ihrer Seelen, nicht habhaft werden konnte, richtete er seinen gemeinen, gierigen Blick auf das große Vermögen des Herrn Baruch. Sein wilder Fanatismus, wie seine thierische Bosheit übermannten ihn bei dem Gedanken daran so sehr, daß er laut den Untergang der Zeiten beklagte, wo die Kirche das Recht hatte, die Juden zu verbrennen und ihr Vermögen zu confisciren. Er sann deßhalb auf den Plan, durch religiöse Belehrung, kirchliche Exercitien und ascetische Uebungen Vater und Tochter der Art zu verfolgen, zu peinigen und den Leib wie den Geist so zu schwächen, daß sie willenlos in alle Anordnungen sich fügen würden, sei es in die Taufe, oder in die Uebertragung ihres Vermögens an die Kirche. Wenn nicht, calculirte er weiter in seinem weit ausgesponnenen Plane, wird der Tod durch immer noch vermehrte Plagen dem Leben des alten Mannes bald ein Ende machen. Die verwaiste Tochter wird uns alsdann wohl keine Schwierigkeiten mehr bereiten, wie er meinte. Wie der Prior so teuflisch vor Vergnügen lachte, als er im Zimmer auf- und abgehend diesen Plan für sich ausdachte! Ich werde dem Juden vorgaukeln lassen, fuhr er fort, daß das Gericht im Begriffe steht, sein Vermögen zu Gunsten der vielen Seitenerben zu zersplittern, weil die Frau ohne Testament gestorben und Vater nebst Tochter als verschollen erklärt seien, somit es an direkten Erben fehle. Er werde dann nie mehr zu seinem Gute und Vermögen gelangen, zumal in einem solchen Falle der Staat einen bedeutenden Theil davon einzuziehen pflege. Er werde daher arm sein, selbst wenn man ihn aus dem Kloster entlasse, und wenn er für sich die Armuth für die kurze Spanne seines Lebens ertragen wolle, was er übrigens vom geldgierigen und habsüchtigen Juden nicht glaube: so werde er doch sein junges Kind durch seinen Eigensinn

Zeitlebens der drückenden Armuth überliefern wollen, das in Reichthum erzogen und in Ueppigkeit zu leben gewohnt sei, wie alle Geldjuden zu thun pflegen. Jedenfalls, fuhr er in seinem Gedankengang fort, werde ich unter dem erheuchelten Versprechen der Freilassung den Juden bewegen können, als Preis dafür die Hälfte oder einen noch größern Theil des Vermögens der Kirche zu schenken. Und frei, — das schwöre ich, und so lehrt es ja auch die Kirche, macht den Menschen ja doch nur die Taufe oder der Tod. Der Jude wird trotz dem entweder hier getauft, — oder er stirbt hier.

Der Prior beauftragte Pater Julian mit der Ausführung dieser Pläne und erwartete Bericht über den Erfolg, der, wie er meinte, unfehlbar kommen müsse. Die Freude, welche er äußerte, war eine doppelte. Er freute sich nämlich im Voraus des Sieges über den Juden, dessen Hartnäckigkeit er jetzt zu brechen hoffte, und des neuen Triumphs für die Kirche, wie des Erwerbs von großen Besitzthümern, welche ihr dadurch in Aussicht ständen.

Der Pater aber kannte die Menschen und die Geschichte besser. „Ich erlaube mir," sprach er zum Prior, „den erhofften Erfolg zu bezweifeln. Die heilige Inquisiton hat kraft ihrer größern Macht, welche ihr ehedem zustand, stärkere Gewalt- und Zwangsmaßregeln gegen Ketzer und Juden angewandt, ohne ihren Widerstand zu brechen. Ihr Vermögen ist confiscirt, ihre Leiber sind gemartet und verbrannt worden, oder in dumpfen und finsteren Kerkern verhungert und verfault. Sie haben Alles über sich ergehen lassen und sich doch nicht bekehrt. Und wenn der Eine oder Andere vielleicht hoffen konnte, mit dem Leben davon zu kommen, wenn er nur bis zum Ende ausharren würde: so mußte die große Menge erkennen, daß es der heiligen

Kirche mit der Durchführung ihrer Maßregeln bis zum Aeußersten und Letzten bitterer Ernst war, und wenn die Reihe an Andere kam, welche vordem Zuschauer der Marter- und Mord-Proceduren gewesen waren: so zeigten diese eine gleiche Widerstandskraft und eine fast noch höhere und sich immer steigernde Freudigkeit an der Erleidung des Martyrertodes. Es liegt dies auch in der Natur des Menschen begründet, daß die Anwendung von Gewalt zur Bietung von Gegengewalt reizt, denn der denkende und Geistes-begabte wie -geübte Mensch, — und das ist meistentheils der Jude, — ist zum Herrschen, nicht zur Unterwürfigkeit geboren, und gibt daher die Selbstständigkeit seines Denkens und Lebens nicht so leicht preis. Es kommt dazu, daß es sich hier um Dinge des religiösen Glaubens und um Hoffnungen der himmlischen Seeligkeit handelt. Diese sind nicht immer dem Verstande zugänglich; von einer eigentlichen Bekehrung und geänderten geistigen Ueberzeugung ist also dabei gar nicht zu reden. Vielmehr sind es Anschauungen, welche von Jugend auf Geist und Herz eingeprägt worden sind, und woran das Leben gewöhnt worden ist; daran hängt in der Regel der Mensch, der denkende wie der blindgläubige, viel zäher und hartnäckiger, selbst wenn es Irrthümer und Vorurtheile sind. Was er gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hat, ist wie das, was mit ihm geboren worden, organisch mit ihm verwachsen und in Saft und Blut übergegangen. Organische Fehler und Blutvergiftungen sind aber bekanntlich unheilbar. Ich wiederhole: es handelt sich hier um Sachen des Glaubens, wofür der Mensch gern zu opfern bereit ist. Er hofft, daß Gott ihn stärkt, für den er kämpft und duldet, und daß er für die Leiden der Erde durch die Seeligkeit des Himmels entschädigt werde. Belehrungen werden uns demnach beim Vater wie bei der Tochter ebenso wenig zum

Ziele führen, wie ascetische Peinigungen, denn beide Personen denken ebenso logisch, wie sie fromm gläubig sind. Sie selbst haben dies ja zum Theil aus früheren Unterredungen erkannt. Die ascetischen Uebungen und Peinigungen waren für die streng orthodoxen Juden an sich schon stark genug, da ihre Religion und ihr klösterlicher Aufenthalt sie bereits schon zu Entbehrungen zwingen. Die Gesundheit des Mannes ist dadurch schon stark angegriffen worden."

„Um so besser!" fiel ihm der Prior ins Wort. „Steigern wir daher die Peinigungen, und der ohnedies verdammte Jude wird bald sterben. Wir geben ihm dann, wenn er dem Tode nahe und in Bewußtlosigkeit da liegt, die Nothtaufe, berufen den Notar der Kirche, dem er scheinbar in die Feder diktirt, daß er die Kirche zur Taufe seiner Tochter bevollmächtige, welche Nonne werden und ihr Vermögen dem Kloster vermachen solle."

„Ich will," entgegnete der Pater, „den Ereignissen nicht vorgreifen. Mit dem Vater mag es möglicher Weise so kommen, obwohl die Macht der Ereignisse in der Regel stärker ist, als diejenige der Menschen. Die gewöhnliche Redensart des Menschen nennt dies: „Die Rechnung ohne den Wirth machen." Die Ereignisse entwickeln sich oft ganz anders, als wir denken. Indeß mit der Tochter ist es entschieden anders, als Sie glauben, denn sie ist zu alt, über 14 Jahre, als daß sie nicht selbstständig über ihr religiöses Bekenntniß bestimmen könnte, und der Vater etwa noch ein Verfügungsrecht darüber hätte, dagegen noch zu jung, noch nicht majoren, um selbstständig über ihr Vermögen zu verfügen, während doch auch der Vater sie nicht enterben kann, um ihren Vermögensantheil der Kirche zu schenken.

Um der Tochter habhaft zu werden, geht mir ein andrer

Plan durch den Kopf. Ohne den Vater wird sie in Nichts willigen und namentlich nicht gegen seinen Willen handeln. Wenn der Vater aber gestorben und selbst getauft ist, außerdem auch den Wunsch hinterlassen hat, seine Tochter getauft zu wissen: so wird dieselbe vielleicht durch Verwickelung in eine Liebschaft, zu der man ihr Gelegenheit bieten mag, unseren Plänen entgegenkommen. Nach dem Tode des Vaters und der Mutter ist sie zwar verwaist, aber nicht hülflos, da sie Vermögen besitzt. Die Verwaisung allein wird sie uns daher nicht zuführen; dieser Umstand aber kann uns zur Erreichung unsers Zieles behüflich sein. Dagegen hat die Liebe Macht über Alles: über den Verstand, das Herz, das Vermögen, ja das Leben des Menschen. Für die Erreichung seiner Liebeszwecke setzt der Mensch Alles ein. Die Kirche erlaubt uns die Anwendung so weltlicher und sinnlicher Mittel, wenn sie zu heiligen Zwecken gebraucht werden. Es liegen auch viele Beispiele dafür vor, daß sie nicht umsonst angewandt worden sind."

„Ich übergebe Ihnen die ganze Angelegenheit. Wenden Sie Mittel an, wie Sie wollen, führen Sie die Sache nur zum guten Ziele." So sprach der Prior, indem er dem Pater eine Handbewegung zum Abschiede machte, die ihn gleichzeitig drängen sollte, sich schnell an's Werk zu begeben.

„Wohl das!" rief der Pater dem Prior nach, welcher ihm schon den Rücken gewandt hatte, um sich in sein Cabinet zu begeben. „Die Angelegenheit mit dem Mädchen drängt mich aber noch zu Einem Worte. Eine Liebschaft darf mit dem Mädchen nur heimlich besprochen werden, nicht im Kreise der Nonnen, auch nicht in Gegenwart des Vaters, oder eines unserer Klosterbrüder, sondern eben ganz allein. Werden Sie mir Dispensation geben, wenn ich, von der Klosterregel abweichend, das Mädchen

allein in meine Zelle bescheide? Ich kann dies dann nur in Ihrem Auftrage und Namen thun.“

„Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, Hr. Pater,“ sprach lächelnd der Prior, und damit trennten sich Beide.

— — — Pater Julian hatte wieder eine aufgeregte Nacht; er träumte sich schon in den Armen der schönen Julia, denn darauf zielte die mit Genehmigung des Priors heimlich einzuleitende Liebschaft. Er fürchtete nur den eigenen Verrath durch Ueberstürzung und verschob darum die Zusammenkunft mit Julia bis nach der Unterredung mit dem Vater. Diese suchte er schon nämlichen Tages zu bewerkstelligen.

— — — Herr Baruch war während seines Aufenthalts im Kloster sehr gealtert, abgemagert und geschwächt. Dem Pater, welcher ihn seit einiger Zeit und namentlich seit der Mittheilung von dem Tode seiner Frau nicht gesehen hatte, fiel das selbst auf. Die eingeschlossene Luft, die frugale Kost, die freiwillige Entbehrung aller Fleischnahrung, mehr aber noch die fremdartige Umgebung und religiöse Uebung, der geistige Zwang, welcher ihm angethan ward, die Trennung von den Seinigen, selbst seiner Tochter, obwohl er mit ihr unter Einem Dache wohnte, und zuletzt noch der Tod seines guten Weibes, den er sich vorwarf, indirekt mit verschuldet zu haben: — Alles dies hatte Herrn Baruch leiblich und geistig sehr geschwächt. Und dennoch hatte der Pater Gelegenheit, die Seelengröße und Geisteskraft zu bewundern, womit dieser Mann alle Peinigungen ertrug, ohne in dem Entschlusse wankend zu werden, fortzudulden, auch wenn noch Schwereres über ihn verhängt würde.

„Sie haben ja einen Riß im Kleide, Hr. B.,“ redete ihn der Pater an. „Soll ich Ihnen die Reparatur besorgen lassen?“

Der Pater kannte die Bedeutung dieses Risses nicht und

sprach mit Absicht von diesem anscheinend gleichgültigen Gegenstande, um damit Rührung und Mitleid zu verdecken, wovon er beim Anblicke des Hrn. B. übermannt wurde. Er verkannte auch die besondere Traurigkeit nicht, welche das Gesicht des gedrückten Mannes überzog, und brachte diese von selbst mit der noch frischen Hiobspost vom Tode seiner Frau in Verbindung. Der Pater stand in zu inniger Verbindung mit dem Hause Baruch und mit allen Unglücksfällen, die über dasselbe zum großen Theile durch seine eigne Verschuldung oder doch Vermittelung gekommen waren, als daß davon nicht sein eignes Herz, selbst sein Gewissen mit berührt worden sein sollte. Namentlich der jüngste Todesfall hatte den Pater stark erschüttert. Denn das plötzliche Hinsterben dieser noch nicht alten Frau war für ihn zu auffällig, als daß er sich nicht hätte sagen müssen: Der Gram über das unerklärliche Verschwinden des Mannes und seiner Tochter und die Vergeblichkeit aller Versuche, dieselben wieder aufzufinden, hat diese gute Frau getödtet. Trotz aller Gewalt, die er sich anthat, und womit er dagegen ankämpfte, vermochte er bei dem Gedanken daran die Regungen und Vorwürfe seines Gewissens über diesen mitverschuldeten Tod nicht zu unterdrücken. Die Leiden des Mannes rechtfertigte er mit der Aussicht auf Taufe, das Verfahren gegen die Tochter deckte bei ihm die Neigung und Liebe zu ihr; aber der Tod der Frau stand außer direktem Zusammenhange damit und war doch indirekt dadurch verschuldet. Zur Bekämpfung dieser Gedanken stellte er die gleichgültige Frage nach dem Kleiderrisse und ahnte nicht, daß diese so unvermuthet das Gespräch auf denjenigen Gegenstand lenken würde, dessen Berührung gerade er so gern vermeiden wollte.

Hr. B. antwortete auf seine bezügliche Frage bitterlich

weinend: „Sie bedenken wohl nicht, Hr. Pater, welche traurige Erinnerungen sie mit dieser Frage in mir wach rufen. Der Riß erinnert mich an den Tod meines lieben Weibes, das, nach meiner letzten Trennung von ihr, ich nicht ahnte, nicht mehr wiedersehen zu sollen, dessen so baldigen Tod mich Nichts befürchten ließ, und von dem ich leider glauben muß, daß er vor Gram über mein und meiner Tochter unergründliches Verschwinden, demnach also nicht ohne meine Schuld, erfolgt ist. Entschuldigen Sie mich, Hr. Pater," fuhr Hr. Baruch fort, sein Antlitz schluchzend in beide Hände bergend, „— der — Schmerz — übermannt mich; — die — Thränen — erleichtern mein beschwertes — Herz."

Herr Baruch konnte eine Zeitlang nicht weiter sprechen, und der Pater mußte mit ihm weinen.

Die Erkenntniß dieses Mitgefühls im Herzen des Paters war Hrn. Baruch gar sehr tröstlich; er richtete sich förmlich an dem Gedanken auf, daß ein Mann, der mit ihm fühle und weine, ihm nicht feindlich gesinnt sein, keine feindlichen Absichten gegen ihn hegen könne. Er meinte, daß derjenige, welcher jetzt sein Tröster sei, ihm auch ein Helfer werden könne, werden müsse; — vielleicht gar wolle.

„So" —, begann Hr. Baruch nach einer kurzen Unterbrechung, — „jetzt ist es mir etwas leichter. Sie vergeben mir doch den Ausbruch meines Schmerzes, Hr. P.? Sie wissen ja, wem er gilt; Sie haben die Gute ja auch gekannt und scheinen mit mir ihren frühen Tod zu beklagen. Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Anerkennung, welche Sie der Verstorbenen zollen, und für das Mitgefühl, welches Sie mir gleichsam als Opfer darbringen. Mitgefühl ist ein halber Trost. Hören Sie denn

nun auch, Hr. Pater, die Erklärung dieses Kleiderrisses; ich glaube nun sicher zu sein, daß Sie dieselbe gern hören. Denn vor gleichgültigen Ohren davon sprechen, wäre mir eine Entweihung des Andenkens an die Verstorbene, der dieser Riß gilt. Es beruht nämlich auf religiösem Gebrauche, in der Trauer sich die Kleider zu zerreißen, aber er ist mir auch ein Ausdruck des zerrissenen Herzens." Hr. B. sprach dies wieder mit kaum unterdrücktem Schluchzen und von Thränen gefüllten Augen, aber er ermannte sich bald wieder und fuhr fort. „Ich dürfte den Riß nach religiösem Brauche jetzt wieder zunähen, aber er soll mir offen bleiben, so lange mein Herz blutet, und dessen Wunde nicht vernarbt ist. Sie wird wohl ewig bluten, sie wird wohl nie vernarben! — Ach vergeben Sie meinem nur zu gerechten Schmerze!" bat Hr. B. den Pater, sich die Thränen abwischend, die dem alten Manne wie einem Kinde die Wangen herab flossen.

„Trösten Sie sich, trösten Sie sich, Hr. Baruch!" unterbrach ihn der Pater. Weiter vermochte auch dieser Nichts zu reden. Nicht blos Mitgefühl, auch das eigne Schuldgefühl erstickte ihm die Sprache in der Brust.

„Ja, Hr. P., Sie haben Recht," sprach Hr. B.! „Lassen wir die Todten ruhen, stören wir sie nicht auf in ihrer Grabesruhe! Wir wollen nicht mehr davon reden. Es ist würdiger, den Schmerz in sich zu verschließen, um einen Lieben, den uns der Tod entrissen hat, in sich und mit sich allein zu trauern.

Aber, Hr. P., gestatten Sie mir doch eine andre Frage, gleichsam eine Gegenfrage auf die Ihrige: Warum bin ich hier im Gefängnisse? Was berechtigt Sie oder die Herren des Klosters, mir die Freiheit vorzuenthalten? Was bezwecken Sie mit

meinem und meiner Tochter Aufenthalt im Kloster? Haben Sie wahres Mitgefühl mit mir, so antworten Sie, so helfen Sie Ihrem alten Freunde."

P. „Die Frage, welche Sie an mich richten, ist ebenso berechtigt, wie die Aufforderung. Aber meine Stellung und Gelübde im Kloster hindern mich ebenso sehr, ganz offen gegen Sie, wie zur Befreiung Ihnen behülflich zu sein. Glauben Sie aber ja nicht, Hr. B., daß Härte und Unmenschlichkeit uns leiten, sondern nur die Rücksicht auf Ihr Seelenheil. Und dieses fest und consequent im Auge zu behalten, und aus Liebe und Menschlichkeit nicht aus dem Auge zu verlieren, dies lehren uns die Grundsätze unsrer Religion, dazu nöthigt uns der Beruf als Geistliche. Ihre geistige Durchbildung, Hr. B., schien uns ein Beweis dafür zu sein, daß das Licht des göttlichen Geistes angefangen hatte, Sie zu erleuchten, und uns zur Mitwirkung dazu aufzuforder, daß das Werk der göttlichen Gnade an Ihnen vollkommen werde. Ich gestehe, daß wir über die Ergreifung der geeigneten Mittel, welche dazu führen könnten, oft in Verlegenheit waren, und Sie wissen, daß die heilige Kirche zur Rettung des Seelenheils sogar die Anwendung von Gewaltmaßregeln gestattet. Ich freue mich nicht wenig, daß der Herr sie uns erspart hat. Gottes gnädige Hand hat, wie Sie wissen, selbst Sie hierher geleitet und unseren Händen überwiesen. Anfänglich, ich verhehle es Ihnen nicht, glaubte ich, als ich Ihrer im Kloster ansichtig wurde, das Licht der göttlichen Gnade sei schon so wirksam bei Ihnen geworden, habe Ihren Geist schon der Art erleuchtet und Ihre Entschließung schon so weit gereift, daß Sie in den Schooß der heiligen Kirche aufgenommen zu werden wünschten. Wenn aber auch alsbald darüber Zweifel bei mir entstanden: konnten, durften wir uns der göttlichen Weisung und Aufforderung ent-

ziehen, Sie auf dem Wege weiter zu führen, den Sie durch Gottes Fügung so wunderbar betreten hatten?"

B. „Ihre Rechtfertigung und Handlungsweise hangen von Principien ab, wie logische Schlüsse von Prämissen. Wenn man die letzteren anerkennt und zugibt, ist man auch genöthigt, dies für die ersteren zu thun. Ich leugne nicht, daß jede Religion propagandische Zwecke zu verfolgen hat. Eine Religion, die sich nicht ausbreitet oder gar gegen ihre Ausbreitung und erweiterte Anerkennung gleichgültig ist, hat auch für ihre Bekenner keinen wahren Werth, hat auch unter diesen kein wahres Leben und geht ihrem Untergange entgegen, weil sie sich selbst aufgibt. Aber jede Anwendung von Gewalt ist in Sachen der Religion verkehrt, wo nur die eigene, innere Ueberzeugung gelten soll und darf. Eine aufgedrängte Ueberzeugung ist keine Ueberzeugung mehr, weil sie eine fremde, nicht die eigne, innere ist. Die Aufdrängung einer andern fremden Religion, die gewaltsame Erzwingung eines Religionswechsels fördert darum die propagandische Ausbreitung der Religion nicht, weil sie nicht auf Anerkennung und freiwilliger Annahme beruht.

Die Propaganda des Christenthums ist aber nur zu so falschen Auswüchsen gekommen, weil das Wesen der christlichen Religion auf so falschem Grunde ruht. Das Christenthum fordert keine Ueberzeugung, sondern nur blinden Glauben, keine Sittlichkeit, sondern sacramentale Formen, ist keine Angelegenheit des eignen Herzens, sondern äußerliches Priesterwerk. Die Sünde ist eine vererbte, fremde, unverschuldete, nicht die eigene, bewußte böse That, und die Sühne bedarf fremder Vermittelung und Erlösung; die eigene sittliche Kraft vermag nicht von ewiger Verdammniß zu retten. Und dennoch bekämpfe ich eine solche Entwickelung des Christenthums nicht an sich, sondern nur dem

Judenthum gegenüber. Für den Occident war und ist diese ebenso nothwendig, wie der Islam für den Orient. Beide Religionen beruhen auf der Grundlage des Judenthums und sind aus diesem hervorgegangen, sie mußten aber ihre eigenen Wege gehen, sobald sie mit den Völkern der verschiedenen Welttheile in Berührung kamen. Die Mutter, die jüdische Religion, mußte sehen, wie die beiden Töchter, Christenthum und Islam, abfielen und in veränderter Form die neue Lehre den neuen Bekennern brachten, die in der ursprünglichen Form ihnen nicht faß- und annehmbar erschien. Das überlieferte gediegene Gold der reinen Lehre mußte mit unedlen Metallen gemischt werden, um es verarbeiten zu können, und in andere, bekanntere Münzen umgeprägt werden, um es in den neuen Ländern und unter den anderen Völkern gangbar zu machen. Das Judenthum hielt sich von solcher Vermischung und Verfälschung fern, um sich in seiner ursprünglichen Reinheit zu erhalten. Die Völker aber, an den abstrakten Gottesbegriff und die Lehre von Einem, sinnlich nicht vorstellbaren Gotte nicht gewöhnt, konnten der bildlichen Darstellung und körperlichen Vorstellung ihres Gottes nicht entbehren, wie heute noch viele Christen, wenn sie von Gott reden, sich das Jesusbild daneben malen oder doch vorstellen. Noch sinnlicher ist die Anschauungs- und Vorstellungsweise des Orients. Nicht einmal die phantasiereiche Ausmalung des Himmels konnte und mochte man hier entbehren, und sinnliche Vergnügen und Genüsse des Jenseits mußten mit in Aussicht gestellt werden. In andrer Weise konnte weder dem Orient noch Occident Gottesbegriff und Sittlichkeit des Judenthums entgegengetragen werden. Eine solche Modification seiner ursprünglichen Lehren mußte sich dieses gefallen lassen; derartige Concessionen mußte es den heidnischen Völkern machen, und machte es mit Bewußtsein. Sogar

die Götter und Feste des Heidenthums nahm das Christenthum aus höheren Rücksichten auf, verehrt die Götter als christliche Heilige und feiert deren Gedenktage als christliche Feste. Ein solches Verfahren war das Judenthum weit entfernt als Abfall zu erklären. Es sprach weder von ewiger Verdammniß und Ketzerei solchen Abänderungen gegenüber, noch nahm es die alleinige Seligmachung für sich in Anspruch; vielmehr betonte es den Grundsatz: „Auch die Frommen der übrigen Völker haben Theil an der ewigen Seligkeit.“

Selbst auf moralischem Gebiete vermochte die ideale Richtung des Judenthums dem Heidenthum gegenüber nicht durchzudringen. Das Christenthum nahm das jüdische Sittlichkeitsprincip zwar in seiner Vollständigkeit auf, welches das Wesen der Sittlichkeit in der freien Entschließung zu den guten Handlungen erkennt, oder wie die religiöse, kirchliche Moral sich ausdrückt: in der Liebe. Nur diejenigen Handlungen nämlich sind sittliche zu nennen, welche aus freier, bewußter Entschließung, aus Liebe zum Guten vollbracht werden, im Gegensatze zu denjenigen Handlungen, welche, wie in der Natur- und Thierwelt durch den Zwang des Naturgesetzes, bewußtlos durch den instinctiven Naturtrieb geschehen, oder wie bei Sündern in bewußter und absichtlicher Widersetzlichkeit gegen die Anforderungen des Rechten und Guten. Diese Anschauungen vom Sittlichkeitsprincipe nahm das Christenthum nicht nur aus dem Judenthum auf, sondern sublimirte sie noch dadurch, daß es glaubte, in der Ethik von keinem Gesetze sprechen zu dürfen, da Alles Liebe und freier Entschluß sein müsse. Diese Ansicht beruht aber auf Irrthum. Es gibt ein Sittlichkeitsgesetz, wie es ein Naturgesetz gibt. In beiden gibt sich der göttliche Geist und Willen kund; beide sind ihrem Inhalte nach unabhängig von den zufälligen und indi-

viduellen Aeußerungen eines fremden Willens. Das Naturgesetz muß erfüllt werden, und wird erfüllt durch äußern Zwang, — eine Abweichung ist unmöglich; das Sittengesetz soll erfüllt werden, eine Abweichung ist möglich, — und wird erfüllt durch freiwillige Entschließung, im Bewußtsein, daß die Erfüllung nothwendig ist, aber auch unterbleiben kann, wenn auch nicht soll. Das Naturgesetz für die materielle, das Sittengesetz für die geistige Schöpfung — beide beruhen auf einem Muß, einer Nothwendigkeit; jenes auf der äußerlich zwingenden, dieses auf der innerlich sittlichen."

P. „Aber, Hr. B., erkennen Sie doch, daß das jüdische Sittlichkeitsprincip nicht so hoch steht. Eben weil dem Judenthum die Idealität des Princips fehlt, darum fehlen demselben auch die idealen Sittlichkeitscharaktere: Jakob, David, selbst Moses — Alle waren Sünder. —"

B. „Darin liegt eben die Wahrheit der Bibel; sie schildert Personen und ihr Leben, Völker und ihre Geschichte, wie sie sind. „Wir sind Alle Sünder vor Gott und ermangeln des Ruhms" —, dies spricht ja auch das Neue Testament im Sinne des Alten. Ich leugne nicht: Jakob's Handlungsweise ist vor der idealen Sittlichkeit nicht ganz rein; David ist gewiß ein Sünder, und auch Moses ist nicht fehlerfrei. Die Schrift gesteht dies auch offen zu. Ein Fehler wäre nur, wenn sie sündhafte Thaten beschönigen wollte, und bei dem Versuche des spätern Schriftthums, David entschuldigen zu wollen, ist vielleicht christliches Bestreben, die biblischen Charaktere sündenrein darzustellen, nicht ohne Einfluß gewesen. Die Schrift will nur die Sünde als solche erkannt und vermieden haben; wenn sie aber dennoch verübt worden ist, soll sie in Aufrichtigkeit bereut werden. Als Sünder ist David von Gott verworfen, als bußfertiger

Mensch aber von ihm wieder aufgenommen worden. So tief sein Fall um seiner Sünde willen war, so hoch steht er da wegen seiner Bußfertigkeit. Moses Sünde wächst mit der Höhe seiner Stellung. „Mit den Frommen nimmt es Gott auf ein Haar genau;" so lautet die Erklärung hierüber. Die Möglichkeit zu sündigen ist aber für uns Alle vorhanden; „Gott weiß, daß wir Fleisch sind." Unsre Aufgabe besteht in dem ernsten Kampfe gegen die Versuchung der Sünde und in der aufrichtigen Bereuung der verübten sündhaften That. Darin liegt die Idealität unsers sittlichen Strebens. Denn Gott hat seine (Sitten-) Lehre für Menschen und nicht für Engel gegeben, ist ein weiser Ausspruch der Alten. In der Wahrheit sind wir dem Irrthum, in dem Streben nach Sittlichkeit der Sünde unterworfen. Nicht anders ist auch die ursprüngliche Auffassung des Christenthums, wie die Versuchung Jesu und sein Kampf gegen die Sünde beweist. Seine idealisirte Sündenreinheit hängt mit seiner spätern Vergötterung zusammen, die, wie so manche Abweichung von der ursprünglichen, jüdischen Anschauung, dem nachherigen heidnischen Einflusse zuzuschreiben ist. So verhält es sich auch mit der Aenderung des jüdischen Sittlichkeitsprincips. Sie werden dies aus meiner weitern Auseinandersetzung noch deutlicher erkennen, wenn Sie fortzufahren mir erlauben wollen."

P. „So reden Sie ungestört weiter, Hr. B."

B. „Indeß begriff die heidnische Welt diese ideale Auffassung nicht. Für die christlichen Völker blieb die „Liebe" ein unbegriffenes Wort, eine Phrase, der die reale Wirklichkeit nichts weniger als entsprach. Die Gewohnheit des heidnischen Denkens und Lebens machte sich vielmehr wie beim Gottesbegriff, so auch bei der Sittlichkeit geltend; wie für die künstlerischen Darstellungen der Götterbilder, so wurde auch für das sittliche Leben da-

äußerlich Schöne, Anständige, Kunstvolle und Aesthetische, nicht das innerlich Wahre, Reine, Sittliche, Heilige das leitende Princip. Aber mit der blos äußerlich künstlerischen Anschauung und dem ästhetischen Anständigkeitsgefühle und Schönheitssinne vermag man das Thierische und Gemeine im Menschen nicht zu bekämpfen, in dem Kampfe gegen die niedrige Leidenschaft, die Sünde und das Böse nicht Sieger zu werden und zu bleiben. Dazu bedarf der Mensch eines mit göttlichem Finger in Stein gegrabenen, vom göttlichen Geiste als nothwendig erkannten Sittengesetzes, zu dessen Erfüllung ihm die innerliche Pflicht ruft, und bei dessen Erfüllung er sich von Gottes allsehendem Auge beobachtet und von seiner wahren, d. h. ebenso strengen Gerechtigkeit, wie nachsichtigen und versöhnlichen Liebe beurtheilt und gerichtet weiß. Nach jüdischer Lehre ist daher auch die Liebe eine von Gott und seinem Sittengesetze vorgeschriebene Pflicht, nicht blos leitendes Princip, sondern eine reelle That. Die jüdische Barmherzigkeit unterscheidet sich in ihren Folgen und in ihrer reellen Wirksamkeit gar sehr von der christlichen Liebe, die in der Regel nur ein unverstandener Begriff, ein phrasenhaftes Wort blieb. Auch hier erkennen wir wieder den Vorzug des viel verhöhnten jüdischen Gesetzes, welches die innere Pflicht bedeutet, einem Gotte gegenüber, der keinen Widerspruch duldet, vor dem der subjektive Eigenwille des Menschen sich beugen muß.

Der Begriff der „christlichen Liebe" ist aber nicht blos in principieller, sondern auch in praktischer Hinsicht ein unberechtigter und falscher. Die Doppelseitigkeit des Lebens scheidet sich nämlich nach den beiden Seiten des „Rechts" und der „Liebe". Das Recht umfaßt die irdische, weltliche Seite des menschlichen Lebens, die Liebe die ideale, geistige, himmlische. Das Judenthum nimmt, wie den ganzen Menschen, seinen Leib und Geist,

seine weltlichen und himmlischen Angelegenheiten, so auch das Recht und die Liebe in Pflege. Das Christenthum, den Menschen nur geistig, himmlisch fassend, überweist nach dem Grundsatze: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ das „Recht“ dem Staate und nimmt die „Liebe“ für sich in Anspruch. Die christliche Liebe erhebt sich also über die Erde und hat ihren Standpunkt gar nicht mehr auf derselben; die christliche Liebe entbehrt des Rechts. Sie erhebt darum auch mit ihren Ansprüchen den Menschen über den irdischen Standpunkt und verweist ihn mit ihrer rein idealen Seite gleichsam in den Himmel, wenigstens insoweit, als ihre Ansprüche für den irdischen Menschen nicht passen, obwohl sie auch für den Himmel nicht gemacht sind. So erklären sich die Anforderungen der Bergpredigt, die linke Wange zu reichen, wenn die rechte geschlagen ist, und den Rock zu geben, wenn der Mantel genommen ist, welche den Menschen gänzlich auf sein „Recht“ verzichten heißen. Dieser Standpunkt aber ist falsch, gar nicht einmal ein religiöser, ein von Gott geforderter, zu nennen. Die Liebe, welche des Rechts entbehrt, ist eine falsche, verderbliche Liebe. Ein Vater z. B., welcher den sündhaften Sohn der gerechten Züchtigung entbehren läßt, liebt ihn nicht. Es heißt darum in der Bibel mit Recht: „Ein Vater, der seinen Sohn liebt, züchtigt ihn.“ Das Recht soll nicht der Liebe entbehren und in seiner starren Unbeugsamkeit, in seiner unnachgiebigen und unversöhnlichen Härte zum Unrecht, zur Gewalt sich umwenden; aber die Liebe soll auch nicht des Rechts entbehren und dadurch in gleicher Weise das Unrecht und die Gewalt beschützen und unterstützen. Im Judenthum gilt darum „Gerechtigkeit“ als Frömmigkeit, denn sie ist die Vereinigung von „Recht“ und „Liebe“. Liebe ist hier nicht mit „Barmherzigkeit“ zu verwechseln, welche nur auf einer Regung

des Liebegefühls beruht, während „Liebe“ die mit Bewußtsein und Freiheit ausgeübte Liebesthat darstellt. Ebenso schön wie wahr sagt darum hierüber der Prophet, welcher das Verhältniß Israels zu Gott wie ein inniges Liebesverhältniß auffaßt, wie ein Ehebündniß darstellt: „Ich (Gott) habe dich (Israel) mir angetraut durch „Recht und Gerechtigkeit,“ durch „Liebe und Barmherzigkeit,“ durch „Glauben, in dem du Gott erkennst.“ Dies ist der dreifache Trauring, den Gott Israel an den Finger gesteckt hat, womit er sich sein Volk und den Menschen verbindet: „Gotteserkenntniß, Gerechtigkeit, Liebesthat.“ Hiernach begreifen wir, weßhalb die christliche Liebe dem Menschen- und Völkerleben fremd geblieben ist, und stets nur als Princip im Munde geführt wird, ohne zur reellen Wirklichkeit und Ausübung gelangen zu können: die christliche Liebe hat keine Wurzel im wirklichen Leben. Vielmehr hat die christliche Liebe in ihrer Einseitigkeit praktisch bewiesen, daß sie durch Entbehrung und Aufgebung des Rechts ebenso leicht und oft zur faktischen Ungerechtigkeit und Gewaltthat umschlagen konnte, wie das einseitige Recht dazu umschlägt durch Entbehrung und Vernachlässigung der Liebe und ihrer Anforderungen.

Die „christliche Liebe“ wird erst in ihren Beziehungen zum Heidenthum verständlich, denn sie hat ihren Ursprung in cultuellen Anschauungen und Handlungen der alten Natur-Religionen, deren Götter und Göttinnen in ihrem Leben, Lieben und Sterben die natürlichen Vorgänge des Werdens und Vergehens mythisch darstellen. Die „sinnliche Liebe“ war daher ein Akt des heidnischen Natur-Cultus, und weil ein unsittlicher, trat die „christliche Liebe“ als der Inbegriff idealer Selbstverleugnung und opferwilliger Nächstenliebe versittlichend an deren Stelle. Die „christliche Liebe“ bildet also nur einen Gegensatz zum Heiden-

thum, nicht aber zum Judenthum. Diesen natürlichen Beziehungen des Heidenthums entsprechen dann auch die christlichen Begriffe von Gott-Vater, Gottes-Mutter, Gottes-Sohn; und wie, den Vorgängen des Absterbens und Wiederauflebens der Natur entsprechend, die Götter des Heidenthums starben und wieder erstanden, so wird auch im Christenthum der Tod Jesu und seine Auferstehung betont.

Und dennoch erkenne ich die Bedeutung des Christenthums für die geistige und sittliche Erhebung der Völker an und wünsche dessen Forterhaltung, weil die ihm gewordene civilisatorische Aufgabe noch lange nicht vollendet ist und vom Judenthum weder übernommen werden kann noch soll. Alle Bestrebungen der Neuzeit in Bezug auf Klärung des Gottesbegriffs durch Beseitigung der Lehre von der Gottheit Jesu, auf Hebung der Sittlichkeit durch Beseitigung der Lehre von der äußern Werkheiligkeit und fremden Vermittelung, was Alles im heidnischen Alterthum wurzelt und aus ihm entnommen worden ist, durch Beseitigung der Priesterherrschaft und des Priesterstandes als einer gesonderten Macht mit einem abgeschlossenen, ehelosen, weltfeindlichen, klösterlichen Leben, wie mit Verdammung der Denk- und Gewissensfreiheit und der Gleichberechtigung aller Confessionen im Staate und Leben, durch Befreiung des weltlichen Unterrichts und Lebens von der Ueberwucherung mit priesterlicher Zucht und kirchlichen Exercitien: alle diese Erscheinungen des modernen Culturkampfes bezeugen, wie sehr das Christenthum noch mit der civilisatorischen Aufgabe für die Völker beschäftigt ist und sein Fortbestand selbst von uns als nothwendig anerkannt, ja auch in seinen desfallsigen Bestrebungen theilweise von uns unterstützt wird. Eine feindselige Gesinnung der Juden gegen das Christenthum beruht auf voll-

ständiger Verkennung der Sachlage, und eine gehässige Bekämpfung desselben unserseits findet durchaus nicht Statt. Nur dem Judenthum gegenüber hat das Christenthum keine Berechtigung. Unser Gottesbegriff ist rein und geläutert, unser Sittlichkeitsprincip und unser sittliches Leben ist von aller heidnischen Beimischung frei; für uns ist der Culturkampf gegen Priestermacht und -Herrschaft nicht nothwendig. Selbst die Mißgriffe des Christenthums gegen uns zu propagandischen Zwecken, die ketzerischen Verläumdungen, die fanatischen Angriffe und Verfolgungen der Vor- und Neuzeit, wir vergeben und vergessen sie als Verirrungen des christlichen Geistes und sind weit entfernt, deßhalb die Nothwendigkeit des Christenthums zu verkennen oder seinen Fortbestand zu bekämpfen. Wir wissen sogar sehr gut, und es läßt sich aus der historischen Entwickelung des Christenthums erklären, wie es zu solchen Auswüchsen einer Priestermacht kam und damit Gewalt gegen Andersdenkendende zur Ausdehnung und Befestigung seiner Macht und Herrschaft verband. Weder Jesus, noch Paulus, die beiden Hauptbegründer des Christenthums, haben sie gekannt oder danach gestrebt. Die anfängliche Bedeutung und Wirksamkeit der christlichen Kirche war eine rein geistige. Erst als Rom derselben äußere Macht verlieh und der Kirche seinen starken weltlichen Arm reichte, erwachte in dieser die Lust zu herrschen und zu befehlen, und diese wuchs mit der Zunahme an Ausdehnung und Macht. So kam man denn auch dazu, Gewalt gegen Juden anzuwenden, da die propagandischen Versuche, auf deren Ueberzeugung zu wirken, resultatlos blieben.

Das Christenthum wurde intoleranter und verfolgungssüchtiger, als je der Islam gewesen ist. Das Judenthum dagegen hat selbst in den Zeiten seiner höchsten politischen Machtstellung nie weder Intoleranz noch Gewalt gegen Andersdenkende

geübt. Die Samaritaner wie alle Fremden und Nichtjuden lebten unter Israel in politischer und socialer Gleichberechtigung mit den einheimischen Juden, wie schon Moses es vorschreibt: „Ein Gesetz und Ein Recht für Alle, Fremde und Einheimische.“ Die Fremden und so auch die Samaritaner unterlagen nur in religiöser Beziehung einer Ausnahmestellung, in so weit ihre abweichende religiöse Anschauung und Lebensweise eine solche bedingte.

Sie aber wissen auch aus der christlichen Kirchengeschichte, daß die Martyrien, wozu man die Ueberzeugungstreuen zwingt, die Widerstandskraft gegen die Angreifer und die Anhänglichkeit an der eignen Ueberzeugung mehren. Die Zahl und Art der Martyrien ist sogar bei uns noch größer, als auf christlicher Seite. Bei den Juden ist das ganze Volk zu Martyrern gemacht worden, während bei den Christen nur Einzelne das Martyrium zu übernehmen hatten und erduldeten. Sie werden es daher begreifen, daß alle Versuche des Christenthums, die Juden zu bekehren, nutzlos sind. Der Kampf gegen das Judenthum ist vergebens; man löscht den brennenden Docht nicht aus. Lassen Sie uns deßhalb Frieden machen, lieber Pater! Ich begreife den Zweck Ihrer Bemühungen und grolle Ihnen nicht darüber, wie viel ich auch darunter zu leiden und zu dulden hatte. Ich weiß, die Anregung dazu entsprang aus Ihrem Berufe, aus den Anschauungen Ihrer Kirche, nicht aus persönlicher Feindschaft gegen mich. Ich wiederhole den Ruf: Lassen Sie uns Frieden machen und gemeinsam wirken zum Heile der Menschheit, Sie in Ihrem, wir in unserm Kreise! Sind wir auch in manchen Bestrebungen getrennt, wir werden doch noch einen gemeinsamen Boden des Zusammenwirkens finden.“

Herr Baruch hatte in zunehmender Erregtheit gesprochen.

und seine letzten Worte mit prononcirter Herzlichkeit betont, zum Beweise, wie sehr diese Gedanken alle mit seiner innern Gesinnung übereinstimmten, Nichts davon erkünstelt, erheuchelt und berechnet war. Er war bei Beendigung seiner Rede erschöpft und sank auf seinen Sitz zurück, der Worte gewärtig, welche nun der Pater äußern würde. Er hing gleichsam erwartungsvoll an seinen Lippen, glaubend und hoffend, daß ihm nun die nächste Zukunft seines Geschicks offenbart werden würde.

Der Pater saß in Nachdenken versunken und war von der Auseinandersetzung und den Erklärungen des Herrn Baruch ebenso überzeugt wie gerührt. „Ich muß Ihnen Recht geben, wie immer, wenn ich Sie höre, zwingen Sie mich aber nicht zu weiteren Erklärungen. Ort und Verhältnisse, in denen wir uns hier befinden, verbieten mir dies. Sie sollen aber nicht vergebens an meine Freundschaft appellirt haben; ich betheure Ihnen, für Besserung Ihrer Lage wirken zu wollen, so weit es in meiner Macht und Kraft steht. Vertrauen Sie!“

Mit diesen Versicherungen zog sich der Pater zurück, indem er Herrn Baruch freundschaftlich und zutraulich die Hand schüttelte. Er konnte weder Rührung noch Verlegenheit verbergen.

Herr Baruch wollte diese nicht erhöhen und erwiderte einfach: „Ich vertraue!“

Der Pater faßte nochmals die Hand des Herrn Baruch, legte sie in seine Rechte und bedeckte sie mit seiner Linken. Dieselbe innig drückend, nickte er wie zur Bekräftigung der von Herrn Baruch gesprochenen letzten Worte bedeutungsvoll und wiederholt mit dem Kopfe und entfernte sich, ohne ein weiteres Wort zu sprechen. Die Kraft versagte ihm, er konnte nicht

sprechen, Rührung und Verlegenheit waren zu groß und erstickten jedes Wort, das sich hervordrängen wollte, in der Brust. Er verließ das Zimmer, ohne Herrn Baruch von der Thüre aus nochmals einen Abschiedsgruß zuzuwinken. Er freute sich des dunklen Corridors im Klostergebäude, um den Ausdruck seiner innern Stimmung, welche vom Gesichte abzulesen war, den Begegnenden verbergen zu können, und huschte eilig in seine benachbarte Zelle.

XI.

Die Zusammenkunft.

Pater Julian hatte seine Zelle kaum erreicht, als er die Thüre hastig hinter sich zuwarf, einige Male in großen Schritten den engen Raum der Länge und Breite nach durchmaß und dann sich auf seinen gewohnten Sitz warf, einen einfachen hölzernen Stuhl, wie die Einschränkung und Bedürfnißlosigkeit der klösterlichen Ordensregeln ihn für den Tag vorschrieb, mit hartem Lager für die Nacht. Hier gewann er allmälig die gewohnte Ruhe wieder, und, die hohe Stirn seines schönen und edlen Antlitzes in die weiße, aristokratisch geformte und gehaltene Hand gestützt, sann er über die Wege nach, welche er zur Erreichung seiner Ziele einzuschlagen habe. Pater Julian gehörte nicht zu den fanatischen Priestern, denen die Bekehrung sogenannter ketzerischer Seelen um jeden Preis Zweck des christlichen Lebens und priesterlichen Berufs ist, selbst wenn dieselbe nur unter Anwendung der härtesten Gewaltmaßregeln versucht werden kann, und solche mit der äußersten Consequenz fortgesetzt und gesteigert werden müssen. Der Verstand wie das Gemüth des Paters schauderte vor Auferlegung eines solchen Martyriums zurück. Er hätte Herrn Baruch darum auch gern die Leiden seines klösterlichen Aufenthalts erspart, wenn sie blos den Zwecken der Bekehrung des Vaters und nicht auch denen der Liebe zur Tochter hätten dienen sollen. Jetzt erkannte er mit Deutlichkeit, daß auf diesem Wege nicht zum Ziele zu gelangen sei. Die Grundsätze des Herrn Baruch schienen ihm, für diesen Mann

wenigstens, unwiderlegbar zu sein, und auch die Standhaftigkeit desselben schien ihm nicht gebrochen werden zu können. Die verschiedensten Gedanken durchschwirrten seinen Geist, die mannichfaltigsten Gefühle durchwogten sein Herz. Bei der Unmöglichkeit, den Widerstand des Herrn Baruch brechen, bei der Aussichtslosigkeit, ihn bekehren zu können, stand bei Pater Julian der priesterliche Beruf in entschiedenem Widerspruche mit der Humanität seines Herzens. „Wozu die Leiden des alten Mannes vergeblich fortsetzen?“ frug er sich. „Ich habe ihm die Befreiung versprochen, wenigstens nach Kräften zu deren Bewerkstelligung beizutragen gelobt: muß ich nicht den Versuch machen, ihm diese zu verschaffen?“ frug er sich weiter. „Aber welchen Plan soll ich hierfür fassen? Wie ihn ausführen?“ Er hielt inne, wie wenn er von Außen her eine Antwort auf diese Fragen erwartet hätte; aber sie blieb aus, er hörte nirgends eine vernehmbare Stimme. Er lauschte wieder auf die Stimme seines Innern und saß da, in tiefes Nachdenken versunken, bekümmerten Herzens, an den leidenden Vater denkend und nicht wissend, wie ihm zu helfen sei, der geliebten Tochter sich erinnernd und nicht wissend, wie und wann er sie sein Eigen nennen könne, nennen dürfe. Menschenliebe leitete seine Gedanken, aber Frauenliebe erfüllte sein Herz. Es war daher auch sein eigenes Interesse, welches sein Nachdenken so lange bei der Verfolgung seiner Pläne und deren Ausführung erhielt. „Schon die Bibel,“ sagte er, „spricht von der Frauenliebe als der stärksten, womit der Mensch lieben kann; ihre Macht ist unbezwingbar, wie der Tod, sie ist ein Feuer, das von Wasser nicht gelöscht werden kann.“ So sprach er, in Gedanken vertieft, von Gefühlen aufgeregt. Mit pochendem Herzen und glühenden Wangen, wiederholt mit der Hand durch das weiche, lange Haar fahrend, durch-

maß er wieder hastigen Schrittes mehrere Male sein Zimmer, dann warf er sich, unwillig darüber, in seiner Verlegenheit keinen Ausweg finden zu können, wie er den Vater rette und die Tochter an sich fessele, abgespannt wieder auf seinen Stuhl. Er hielt den Athem inne, wie wenn er auf die Stimme und Antwort eines Andern lauschen wollte. Die gegenwärtige Ruhe contrastirte auffällig mit dem vorherigen Getöse, welches sein lautes Reden und das starke Auftreten seiner Schritte verursacht hatte. In solchen Momenten unerwarteter, lautloser Stille, sagt der fromme Volksglaube, durchschreitet ein Engel das Zimmer. In der That ist es so, wie wenn in solchen Momenten eine göttliche Stimme mit uns rede; wir haben da oft unsere besten Gedanken, es fliegen uns Ideen zu, denen wir vorher vergeblich nachjagten, es ist, wie wenn sie uns durch höhere Offenbarung kund gethan würden.

„Ich habe es!“ rief Pater Julian hastig auffahrend. Er sprach aber sein Geheimniß nicht laut aus, vor Furcht, es irgend wem zu verrathen; er durchdachte es aber noch einmal innerlich, um sich seines Inhalts bewußt zu bleiben und nicht wieder verlustig zu werden. Er wollte, so lautete sein Plan, Julia in seine Zelle rufen lassen; die Erlaubniß dazu hatte er ja schon früher vom Prior sich erbeten, die widerstreitende Klosterregel, glaubte er, hindere ihn also nicht daran. Durch die Aussicht, welche er dem Mädchen eröffnen wollte, sich und den Vater aus den Mauern des klösterlichen Gefängnisses zu befreien, hoffte er, dasselbe ganz für sich gewinnen zu können. Der Rausch seiner Illusionen wiegte ihn in einen so tiefen Schlaf, daß er seiner ganz vergessend, sich schon dem Mädchen gegenüber glaubte, welches im vollen Vertrauen auf frühere Freundschaft sich ihm willenlos hinzugeben bereit stände. Er selbst bereit, dieses Ver-

können zu erwidern, breitete seine Arme aus, um seine heiß geliebte Julia zu umfassen und an sein Herz zu drücken. Er war dabei so sehr liebesberauscht, daß er bewußtlos laut sprach und dem in seiner Einbildung ihm nahestehenden Mädchen seine Liebe betheuerte. Da öffnete sich die Thüre seiner Zelle, um den Pater aus seinem Traume zu wecken. Draußen auf dem Corridor war seine Stimme gehört worden. Einer der dienenden Brüder, welcher gerade vorüber ging, glaubte, sich rufen zu hören oder doch, nach den aus gepreßter Brust hervorgestoßenen Tönen zu urtheilen, den Pater seiner Hülfe bedürftig. Der Pater verbarg bei dem unerwarteten Anblicke kaum seine Verlegenheit. Aber während er bei klarem Bewußtsein und ruhiger Ueberlegung sich noch einmal bedacht hätte, ob er Recht daran thue, gegen die Regeln des Klosters das Mädchen zu sich in seine einsame Zelle zu bestellen, hatte er jetzt zum längeren Ueberlegen weder Zeit, noch Kraft. Er gab sich das Ansehen, als habe er wirklich den vorübergehenden Diener gerufen, um ihn zu beauftragen, das unter den Schwestern weilende Judenmädchen in seine Zelle zu geleiten. Dem Diener entging zwar die Aufregung des Paters nicht, aber er war weit entfernt, sie für Verlegenheit zu halten, sondern glaubte, daß der Unwille über die Halsstärrigkeit des Judenmädchens dem frommen Pater die Zornesgluth in's Antlitz getrieben habe, welche zu brechen und zu bezwingen, er jetzt wahrscheinlich die letzte Anstrengung machen wolle. Der Diener suchte ein Verdienst darin, seinerseits das fromme Werk nach Kräften zu unterstützen und beflügelte seine Schritte, den ihm gegebenen Auftrag schleunigst zu vollführen. — Daß erotische Liebesgluth das Antlitz des frommen Paters geröthet hatte, konnte dem einfältigen Sinne des uneingeweihten Klosterbruders nicht einfallen.

Pater Julian hatte sich von seiner Ueberraschung kaum gesammelt, als Julia schon bei ihm eintrat. Für die der Sache fern stehende Klostergesellschaft war der dienende Klosterbruder, sich stellend, wie wenn ihm eine Aufklärung darüber geworden sei, stolz darauf, die beschwichtigende Erklärung abgeben zu können, daß der Pater, unwillig über den Widerstand des Judenmädchens, jetzt den letzten Versuch zu ihrer Bekehrung machen werde, um, wenn auch dieser fruchtlos ausliefe, sie gewaltsam zu taufen. Die ganze fromme Gesellschaft klatschte Beifall über die Absicht, solche Maßregeln gegen das ungläubige Judenpack anwenden zu wollen, mit dem man lange genug Geduld geübt und Nachsicht gehabt habe. „Ja, ja," setzte der dienende Bruder bekräftigend hinzu, froh, so viel Glauben bei den Schwestern mit seiner Erklärung gefunden zu haben. „Ja, ja," ich sah den Zorn des Paters, dem alle Anstrengungen und Belehrungen bisher nicht hatten gelingen wollen. Und wer sollte darüber nicht erzürnen, wenn solchem Judenvolke die Gnade des Herrn mit so viel Liebe entgegen gebracht wird, und man sich damit immer noch verschmäht sieht? Wer wird die Anwendung von Gewalt- und Zwangsmaßregeln für die Taufe nicht gerechtfertigt finden? Wir dürfen es doch nicht zugeben, daß solche Menschenseelen, welche uns einmal anvertraut sind, den Händen des Teufels und seinem brennenden Fegefeuer zur ewigen Verdammniß anheimfallen." „Gewiß nicht, lieber Andreas" — so hieß der dienende Bruder, — rief der Chorus der Umstehenden. „Ganz recht! wir sind neugierig, das Resultat zu wissen," sprach eine der Schwestern. „Ich glaube nicht an eine gutwillige Bekehrung; sag's uns nur, Andreas, wenn die Zwangstaufe beschlossen ist;" „und wann sie vorgenommen wird," sprach eine andre.

„O," erwiderte Andreas, wie wenn er einer der Eingeweiheten wäre, „ich werde Euch Alles mittheilen. Aber glaubet weder, daß Pater Julian etwas bei dem hartnäckigen und verstockten Judenvolk ausrichten, noch daß die Zwangstaufe sofort vorgenommen werde. Die Liebe unsrer heiligen Mutter-Kirche ist immer noch nicht erschöpft. Es werden noch viele Mittel erst angewandt werden, um die widerstrebenden Judenseelen zu bekehren und ein freiwilliges Geständniß zu erzwingen. Die Mittel, welche vom heiligen Officium der Inquisition uns überliefert sind, werden erst angewandt werden müssen. Ein neues Martyrium wird für die Ungläubigen beginnen mit Fasten, Torturen, unterirdischen Gefängnissen. Schade nur ist es und sehr zu bedauern im Interesse der ungläubigen Menschheit, daß uns der Scheiterhaufen nicht mehr zu Gebote steht, um die Seele des brennenden Leibes vor dem Feuer der ewigen Hölle zu retten, oder die Anwendung des heiligen Muttergotteskusses. Denn dieser heilige Liebeskuß sühnt sowohl alle früheren Sünden, wie auch die ungläubigste und hartnäckigste Seele solcher Liebe des heiligen Muttergottesbildes nicht zu widerstehen vermöchte. Sie würde, indem sie sich bei der Liebesumarmung, womit das heilige Bild den verurtheilten und sterbenden Sünder zur Zerstückelung seines Leibes an ihr Herz drückt, sich sofort freiwillig bekehren."

„O," meinte eine der Schwestern, „wir sollten von der Uebung solcher Liebeswerke nicht ablassen, und wenn die weltliche Regierung sie verbietet, weil sie ihre Bedeutung und Heiligkeit nicht begreift, sie in unseren Klosterkellern heimlich vornehmen. Haben doch die Apostel und ersten Christengemeinden ihren Gottesdienst, ihre Leibesmahle und alle ihre Liebeswerke in unterirdischen Krypten vornehmen und vor der ungläubigen und böswilligen Welt verbergen müssen."

„Ja, ganz recht," versetzte Andreas; „ich werde es dem Pater auch vorschlagen." „Aber daß du uns nur rechtzeitige Mittheilung von Allem machest, was vorgenommen wird; wir wollen solch heiligem Akte beiwohnen." Dies gaben Alle dem Andreas auf und kehrten dann in ihre Zellen zurück, nachdem sie bei der nunmehrigen Uebergabe Juliens an Andreas, — diese hatte der Unterredung des Dieners mit den Klosterschwestern nicht angewohnt, sondern während derselben in ihrer einsamen Zelle geweilt, — nach der Klosterregel diese bis an die Zelle des Paters begleitet hatten. Andreas versprach dies und entfernte sich ebenfalls.

Pater Julian erholte sich von der Ueberraschung, welche ihm der übereilte und plötzliche Eintritt Juliens bereitet hatte, um so rascher, als diese muthig und vertrauensvoll ihm entgegentrat. Sie hatte vom Pater weder geglaubt, daß die gewaltsame Zurückhaltung im Kloster, welche sie mit dem Vater erfahren mußte, von ihm ausgegangen, noch daß er damit einverstanden sei. Sie hatte schon längst eine Unterredung mit ihm gewünscht und erhofft, und freute sich nun der Zusammenkunft um so mehr, als sie von derselben ihre und des Vaters Befreiung erwartete. Sie war gerade im Begriffe, den Pater an seine alte Freundschaft mit ihrem väterlichen Hause zu erinnern und ihn zu bitten, für ihre und des Vaters baldige Befreiung und Entlassung zu wirken, als der Pater selbst anhub:

„Ich habe Sie kommen lassen, geehrte Fräulein Julia, um mit Ihnen das Werk Ihrer Befreiung und derjenigen Ihres Vaters aus dem Kloster zu besprechen. Sie wissen, daß ich Ihren Eintritt nicht bewirkt habe, sondern daß er freiwillig durch Sie selbst geschehen ist; erfahren Sie nun auch, daß Ihre

Entlassung nicht durch mein Machtgebot geschehen kann, sondern daß auch dazu Ihre freiwillige Mitwirkung erforderlich ist."

„Gewiß, lieber Vater," sprach Julia freudig überrascht und voll Vertrauen und Hingebung demselben entgegen springend und, fast ihre Lage und ihren Aufenthaltsort vergessend, die Hände des befreundeten Mannes erfassend. „So dachte ich es mir von Ihnen und hoffte darum immer, aber leider so lange vergeblich, auf die Möglichkeit einer Unterredung mit Ihnen. Sie haben mir gleichsam das Wort von der Zunge genommen. Ich war nämlich im Begriff, Sie um die Bewirkung unsrer Befreiung zu bitten, als Sie die Bereitwilligkeit dazu schon von selbst aussprachen. Ich habe mich also zu meiner großen Freude in Ihrer Freundschaft und Liebe zu uns nicht geirrt; ich dachte mir, daß Sie an unsrer Zurückhaltung unschuldig seien und zu unsrer Befreiung noch nicht die Macht hätten. Ich vertraute darum Gott und der Zukunft, und nächst Gott danke ich Ihnen verbindlichst, guter Vater. Sind wir einmal wieder zu unsrer Freiheit gelangt und in unser Haus zurückgekehrt: so werde ich Ihre Güte und Liebe tausendfältig vergelten. Daß ich es an muthiger Unterstützung Ihres Befreiungswerks nicht fehlen lassen werde, darauf können Sie rechnen, guter Vater."

Julia hatte bei diesen Worten in der Stellung beharrt, welche Sie vorher dem Vater gegenüber eingenommen hatte. Sie war ihm nahe getreten und hatte die Hände des Vaters freundschaftlich erfaßt, und dieser hatte sie während der ganzen Rede festgehalten. Er hatte überhaupt sowohl die Gedanken wie das Benehmen Juliens mißverstanden und so gedeutet, als habe sie ihre Liebesneigung kund geben wollen. Als er daher bei der Vollendung von Juliens Rede ihre Hände zärtlich drückte, war diese weit entfernt, darin eine unerlaubte Zudringlichkeit

des Paters zu erkennen; sie sagte sich vielmehr im Stillen, daß sie in ihrer Aufregung und Freudigkeit über die gewonnene Aussicht auf Befreiung sich vergessen, und machte sich leise Vorwürfe darüber, daß sie dem Manne, insonders dem Geistlichen, gegenüber nicht Zurückhaltung genug bewahrt habe. Sie sprang darum, wie aus einem Traume geweckt, bei dem Händedruck des Paters zurück und bat ihn, sich über den gefaßten Befreiungsplan näher auszusprechen. Der Pater ging darauf ein und gab als Mittel dafür ihre und des Vaters freiwillige Taufe an.

„Ich begreife Sie nicht, Herr Pater," erklärte darauf das Mädchen. „Ich freute mich, den lästigen Zudringlichkeiten und widersinnigen Belehrungen der Schwestern entgangen zu sein und muß nun fürchten, von der Scylla in die Charybdis zu fallen. Bin ich zwar gewohnt, von Ihnen in vernünftigerer Weise über Religionsangelegenheiten sprechen zu hören, so wage ich doch mit Ihnen keinen Kampf darüber. Ich muß Sie daher bitten, mich mit religiösen Discussionen zu verschonen, nicht um dieser selbst willen, denn ich habe Sie mit dem Vater immer gern discutiren hören, wohl aber um der Tendenz willen, welche Sie nunmehr damit verbinden. Hat der Vater, wie ich voraussetzen muß, Sie mit solchen Anträgen zurückgewiesen, so können Sie leicht denken, daß unbeschadet meiner eignen Ueberzeugung, ich mein Geschick und meine Entschließung nicht vom Geschick und von der Entschließung des Vaters trennen werde."

P. „Ich war, liebes Fräulein, auf eine solche Erklärung Ihrerseits gefaßt und stellte meinen Antrag auch nur in Consequenz meines Berufs. Ich bin aber nunmehr bereit, meinen Beruf zu verlassen, um durch denselben für Ihre Befreiung nicht mehr gehindert zu werden."

J. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Pater."

P. „Ich fordere von Ihnen jetzt nicht die Taufe als Geistlicher, sondern als Preis Ihrer Befreiung. Ich werde Sie als Geistlicher aus dem Kloster führen, unter dem Vorwande, Sie in ein andres Kloster zu bringen. Selbstredend kann ich bei solcher Täuschung meiner Vorgesetzten weder in das Kloster zurückkehren, noch Geistlicher bleiben. Ich muß in den weltlichen Stand zurücktreten und, indem ich Sie heirathe, unter Ihren und Ihres Vaters Schutz mich begeben. Dazu ist selbstredend Ihre und Ihres Vaters Taufe erforderlich. Sie werden Beide um Ihrer Befreiung willen dieses Opfer nicht scheuen. Um Ihnen dasselbe zu erleichtern, so vernehmen Sie, liebe Julia, daß Sie sich nicht einem Manne hingeben, der für Sie nichts empfindet; mein Herz ist vielmehr von heißer Liebe für Sie entbrannt, von dem Augenblicke an, wo ich Ihrer ansichtig geworden bin, nicht hier im Kloster erst, sondern schon in Ihrem väterlichen Hause. Bei diesen Worten fiel der Pater wie ein schwärmerischer Anbeter dem Mädchen zu Füßen, wie ein Andächtiger seine Blicke zu ihr erhebend, und dann aufspringend, mit dem Versuche, sie in seine Arme zu schließen und mit heißen Küssen der Liebe zu bedecken."

Julia sprang erschreckt zurück. „Kein Wunder," sprach sie, in sittlicher Entrüstung „daß Ihnen ein solches Opfer leicht wird. Sie weder scheinen aus Ueberzeugung Christ, noch aus Beruf Geistlicher zu sein. Da findet die Leidenschaft, welche Sie ergriffen hat, leichtes Spiel, weil sie von keiner Seite auf Widerstand stößt. Sie sollten aber die Zwecklosigkeit solcher Anträge kennen, welche Sie an mich stellen, da Ihnen meine Anschauungen wie Entschließungen nicht unbekannt sein können. Wenn Sie in andrer Weise mir nicht Hülfe zu bieten wissen, so habe ich vergeblich sowohl auf Ihr Rechtlichkeitsgefühl, wie Ihre Freundschaft und

Menschlichkeit gebannt. Wenn Sie aber vielleicht auf meine weibliche Schwäche gerechnet und Hoffnung gesetzt haben, so hätte Sie schon des Vaters Muth und Ueberzeugungsstärke eines Andern belehren sollen, von dessen Geschick, wie Sie voraussetzen mußten, das meinige nicht zu trennen ist. Welchen Gewinn haben Sie auch an solchen Zwangsgläubigen? Welchen Ruhm hat der Starke von der Ueberwindung des Schwachen? Muß dies nicht von der Schwäche Ihrer Kirche zeugen, wenn sie sich nur durch Anwendung solcher Gewalt auf ihrer Höhe zu halten vermag? Deutet es nicht auf den nahen und gefürchteten Untergang, oder doch die Gefährdung des Schiffs, wenn die Bediensteten desselben sich in unruhiger und geschäftiger Thätigkeit zeigen? Welche Liebe übt da Ihre Religion, wenn sie, alle Menschlichkeit verkennend, die Tochter vom Vater trennt und uns beide gewaltsam zurückhält, der Mutter durch die Ungewißheit über unser Geschick den frühen Tod bereitet hat, für den Vater, was Gott verhüten wolle, ihn vielleicht auch bald herbeiführt und so das Glück einer ganzen Familie zerstört?"

Julia vermochte nicht weiter zu reden. Die Anregung solcher Gedanken und Gefühle hatte ihr Gemüth zu sehr aufgeregt. Sie barg ihr geröthetes Antlitz in die bleichen Hände, und ein Thränenstrom machte ihrem gepreßten Herzen Luft.

Der Pater mußte mit ihr weinen und erklärte: „Ich gebe unser Unrecht zu und bedaure nicht blos Ihre Lage, sondern bin auch bereit, Sie daraus zu erlösen. Folgen Sie mir, liebe Julia; und helfen Sie mir nun die Geister bannen, welche Sie mit mir herauf beschworen haben."

J. „Nicht so, lieber Vater; ich weiß mich unschuldig."

P. „Sie mißverstehen mich. Nicht Ihre thätige Mitwirkung, meine ich, sondern Ihre liebenswürdige Erscheinung hat die

Geister heißer Liebe heraufbeschworen, welche ich nun nicht mehr zu bannen vermag. Aber gänzlich ist auch Ihre und Ihres Vaters thätige Mitwirkung nicht auszuschließen. Durch diese habe ich viele Irrthümer meiner Kirche und viele Wahrheiten Ihrer Religion erkannt. Vermag ich auch die volle Wahrheit hier wie dort nicht zu finden, so wird es mir doch nicht mehr schwer, aus meiner Kirche auszutreten und Ihre Religion anzunehmen. Bin ich alsdann auf diese Weise ein Jude geworden, wie Sie Jüdin sind: so wird wohl kein Hinderniß mehr entgegen stehen, daß ich als süßen Lohn für Ihre und des Vaters Rettung Herz und Hand mir von Ihnen und dem Vater erbitten darf. Ich flehe Sie nochmals auf den Knieen an," — der Pater lag bei diesen Worten mit erhobenen und ausgestreckten Armen wie ein Flehender vor Julia auf den Knieen: — „Geben Sie mir Ihr Jawort!"

J. „Pater, Sie vergessen sich immer mehr, die Leidenschaft bethört immer stärker Ihren Geist und Ihr Herz. Sie vermögen in solcher Lage und Stimmung nimmermehr über die Wahrheiten Ihrer und unsrer Religion nachzudenken und zu urtheilen. Sie sind da nicht sicher, später den Schritt des Uebertritts zu bereuen. Ich vermag ein solches Opfer, auch nicht einmal zu meiner und des Vaters Rettung anzunehmen. Sie sind mir gegenüber noch Christ, und deßhalb rede ich mit Ihnen nicht von Liebe; Sie stehen mir als Mann und Priester gegenüber, und deßhalb ziehe ich als Dame mich jetzt aus unsrer unbewachten Zusammenkunft und Unterredung zurück."

Julia will gehen; der Pater ergreift ihre Hand und hält sie zurück.

J. „Lassen Sie mich, Pater Julian! Ich habe Sie vergeblich an Ihre Religion, vergeblich an Ihr priesterliches Ge-

lübde erinnert, Beides scheinen Sie aufgeben zu wollen. Bewahren Sie sich Ihren Gott und Ihren sittlichen Ruf. Geben Sie diese theuersten Güter des menschlichen Herzens und Lebens nicht auf, oder Sie sind ganz verloren; ich müßte sonst jede fernere Gemeinschaft mit Ihnen meiden. Sie erkennen daran wieder, wie wenig Ihre Religion selbst die sittliche Stärke zu nähren vermag, weil sie durch das Cölibat der Priester das Familienleben und damit die Pflanzstätte aller edlen Gefühle, die Grundlage alles gerechten, liebevollen und sittlichen Zusammenlebens der Menschen principiel zerstört."

Der Pater war bestürzt von der Eindringlichkeit solcher Mahnungen, und ergriffen von der Wahrheit solcher Grundsätze. Er vermochte Nichts zu erwidern, und Julia gewann Zeit, die Thüre zu erreichen und war verschwunden, ehe der Pater zur Besinnung gekommen war.

Draußen nahmen die Klosterschwestern Julia in Empfang, um sie in die Frauenzelle zurückzugeleiten. Sie hatten sich wieder auf dem Corridor in der Nähe der Zelle des Pater Julian gesammelt, weil sie neugierig waren, das Resultat der Unterredung zu erfahren. Aus dem aufgeregten und verweinten Gesichte des Mädchens glaubten sie entnehmen zu dürfen, daß der Pater ihr hart zugeredet und mit Anwendung weiterer, strenger Maßregeln zur Erzwingung der Taufe und Bekehrung gedroht habe.

Auch Bruder Andreas hatte sich zu den Schwestern gesellt und mit gleichen Gedanken und Folgerungen der dahin eilenden Julia nachgeschaut. Er wurde in seinen Schlüssen um so mehr bestärkt, als er nunmehr in die Zelle des Paters trat, vorgebend nach seinen Befehlen zu fragen, in Wirklichkeit aber, um vielleicht über den Erfolg seiner Bemühungen Genaueres zu er-

fahren. Als er auch den Priester mit verweintem und geröthetem Antlitze erblickte, sprach er, dies für Zornluth und als eine Folge vergeblicher Anstrengungen haltend: „Nun, da scheint wiederum Nichts ausgerichtet und erzielt worden zu sein. In der That, die Frauen des Klosters scheinen Recht zu haben. Mit solchen Ketzern und Ungläubigen ist, wie sie sagen, auf dem Wege der Güte und menschlicher Bemühung Nichts zu erreichen, der Weg der Härte muß eingeschlagen werden, um den Widerstand und die Hartnäckigkeit zu brechen. Kann man alsdann die Taufe nicht erzwingen, so würde ihnen im Feuer des Scheiterhaufens das Licht der göttlichen Gnade aufgehen, und der Feuertod würde sie vor den Qualen der ewigen Verdammniß und Höllenstrafen retten. Schade daß wir den Ketzern nicht mehr, wie ehedem, solche Liebesthaten zu Theil werden lassen können, und daß der Unglaube der Welt diese Liebesquellen unsrer heiligen Kirche verstopft hat. Der Kuß der heiligen Gottesmutter, welche nicht verschmäht, selbst die Ungläubigsten an ihr liebendes Herz zu drücken, sagten die Schwestern, würde gewiß jedem im Momente des Sterbens noch das freiwillige Bekenntniß der Bekehrung ablocken und ihn so der himmlischen Erlösung und Seligkeit theilhaftig machen."

„Geh nur jetzt, Bruder Andreas! Augenblicklich bedarf ich deiner Dienste nicht; die andre Angelegenheit kümmert vorläufig weder dich, noch diejenigen, welche mit dir davon reden. Ihr werdet sämmtlich zur rechten Zeit erfahren, was in derselben beschlossen werden wird."

Andreas ging mit einer stummen, aber doch beredten Verbeugung des Gehorsams.

„Die Sache ist doch bedenklich," sprach der Pater nach Andreas Entfernung halb laut zu sich selbst, indem er seine innere

Erregung bekämpfte, aus Furcht, durch zu lautes Reden seine Geheimnisse schon einem unberufenen Lauscher offenbart zu haben. „Die Sache ist aus mehrfachen Gründen bedenklich. Die Beiden," — der Pater meinte Julia und ihren Vater, — „sollen und können nicht mehr hier bleiben. Ihr Verweilen im Kloster ist sowohl ungerecht wie zwecklos. Es ist ungerecht, die schuldlosen Menschen länger leiden zu lassen, denn wir erreichen doch den Zweck ihrer Bekehrung nicht, — und das Ziel meiner Wünsche in Betreff Julia's erreiche ich hier im Kloster auch nicht. Aber nicht blos bedenklich, auch gefährlich wird ihr längeres Verweilen im Kloster, da ich mein Geheimniß nicht mehr allein bewahre. Sollte Julia es ausplaudern und verrathen, so wäre mein Plan, mit ihr und dem Vater zu entfliehen, vereitelt. Niemand im Kloster würde einer solchen Mittheilung zwar Glauben schenken, Jeder würde sie als Verleumdung und eitles Geschwätz aufnehmen, mein priesterliches Nein würde schwerer wiegen, als ihr ketzerisches Ja; aber Manneséhre und Priesterberuf müßten mich zurückhalten, sie bei ihrer Entfernung aus dem Kloster zu begleiten. Denn ihre Entfernung aus dem Kloster würde nach den Regeln des Klosters aus Schicklichkeitsrücksichten beschlossen werden müssen, und ich dürfte ihren zukünftigen Aufenthalt niemals erfahren. Mein Plan wäre also vereitelt, vorschlagen zu wollen, daß Beide nach dem benachbarten Hospitalkloster verbracht werden sollten, weil die Gesundheit des Vaters eine bessere Pflege erfordere, und weil eine veränderte Belehrungsweise vielleicht bessere Resultate für die Bekehrung erzielen würde. Diese Gelegenheit würde ich dann benutzen, um mit Vater und Tochter behufs ihrer Rettung nach einem entfernten Orte zu entfliehen und dort um den Preis von Juliens Hand zum Judenthum überzutreten, da ich eine Be-

kehrung Beider, zumal des Vaters, zum Christenthum für unmöglich halte. Eine Rückkehr des Vaters in die Heimath zur Ordnung der Vermögensangelegenheiten würde alsdann nicht mehr bedenklich erscheinen, eine Rückkehr Juliens dahin wird wegen des Todes der Mutter nicht mehr beansprucht werden. Indeß verzögert darf die Ausführung nicht werden; es ist Gefahr im Verzuge, denn ein Verrath meines Geheimnisses durch das Mädchen würde meinen vorsichtig und weise ausgesonnenen Plan durchkreuzen. Und auf Schweigsamkeit eines Mädchens in Liebesangelegenheiten anderen Mädchen gegenüber," setzte der Pater in noch höherer Ueberschätzung seiner Menschenkenntniß und Lebens-Erfahrung hinzu, „ist nicht zu rechnen. Selbst wenn die Mädchen Liebesanträge zurückweisen, brüsten sie sich anderen Mädchen gegenüber, die solcher Anträge entbehren, doch gern damit, daß sie ihnen gemacht worden seien. Für ein Judenmädchen einem Christen und Priester gegenüber liegt nun noch gar ein besonderer Reiz in den besonderen und abweichenden Verhältnissen. Rasch muß demnach gehandelt werden!" fügte der Pater entschlossen hinzu.

„Aber noch ein andrer Umstand," fuhr der Pater fort, „drängt mich, rasch vorzugehen. Die Aufregung der Klostergesellschaft, welche nach Andreas Mittheilungen zu entschiedeneren Maßregeln gegen den Vater und die Tochter drängen, könnte leicht den Einen oder Andern treiben, selbstständig beim Prior darauf anzutragen und diesen alten Schwächling und Dummkopf wirklich veranlassen, ernste Gewalt gegen die armen Leute anzuwenden, ohne daß ich sie abzuwenden vermöchte.

Julia hat doch nicht Unrecht mit ihrer Bemerkung, daß die Entbehrung des Familienlebens nachtheilige und entsittlichende Folgen auf Erziehung und Charakter des Menschen zu üben

vermag. Unseren Klosterschwestern geht oft das Weiche, Zarte, Weibliche ab, welches das Auszeichnende im Frauen-Charakter und -Leben ist, das Echt-Religiöse und -Humane. Wie roh doch sich da unsere Klosterschwestern geäußert haben, zu welch rohen Maßregeln sie drängen! Keine Spur von Mitleid und weiblichem Gefühl in ihrer Seele, nur die Lust an niedrigen Empfindungen und Handlungen. Wohl sind sie nicht alle so; wir haben auch rühmliche Ausnahmen unter den Klosterfrauen, auszeichnende Beispiele edler Empfindungen und Handlungen, Beispiele christlicher Liebe, opferfreudiger Hingebung und Selbstverleugnung. Aber unsere Klosterfrauen sind nicht so. Ihre Aeußerungen sind bedenklich.

„Außerdem," fuhr der Pater in seinem Calcül fort, „würde auf mich der Verdacht und Vorwurf der Parteilichkeit und Saumseligkeit fallen, wenn die erwähnten Anträge von untergeordneter Seite ausgingen, anstatt von mir. Wenn nun mit solchen Anträgen gleichzeitig vielleicht Offenbarungen des Mädchens über mein Geheimniß und unsre Unterredung zusammenträfen: so weiß ich nicht, welches Geklatsch die Frauenzimmer, unsere Klosterschwestern, und welche Schlüsse meine Oberen daraus machen würden. Eine Verlegenheit für mich würde also jedenfalls daraus erwachsen. Darum rasch gehandelt!"

XII.

Die Befreiung.

Der Pater war noch in Nachdenken darüber versunken, ob er zum Prior gehen solle, als Andreas, der dienende Klosterbruder, eintrat, um den Pater zum Prior zu rufen.

„Ich werde sofort erscheinen,“ gab halb unwillig, halb erschrocken der Pater dem Bruder zur Bestellung zurück. Leichenblässe hatte das Antlitz des Paters bei diesem Rufe bedeckt. „Sollte das Mädchen vielleicht schon Verrath geübt, oder Andreas, der dumme Schwätzer, dem Prior das Verlangen der Klosterschwestern nach härteren Zwangsmaßregeln für die jüdischen Dulder hinterbracht haben?“

Der Pater hatte weder Zeit, noch Kraft, sich die Angelegenheit im Geiste vorher zurecht zu legen. Verlegen und pochenden Herzens trat er beim Prior ein.

Dieser ging ihm wohlwollend und freundlich, wie immer, entgegen, und sichtlich beruhigte sich das Gemüth des Paters, sein Antlitz erlangte wieder Farbe, und seine Rede ertönte wieder muthig.

„Lieber Pater,“ hob der Prior an, „ich habe Sie wegen der leidigen Anfrage der weltlichen Behörde rufen lassen, die, wie Sie wissen, nach den neuen Kirchengesetzen, einem wahren Satanswerke, welches der teuflische Geist der Ungläubigen und Ketzer ersonnen hat, um sich unberufener Weise in unsere religiösen, kirchlichen und klösterlichen Angelegenheiten zu mischen, — sich

herausnimmt, Glaubensangelegenheiten zu erfragen und zu beurtheilen, die sie doch nicht versteht. Sie wissen, daß nach den neuen Gesetzen die Jesuitenklöster aufgehoben und die heiligen Väter verjagt und des Landes verwiesen worden sind. Man beabsichtigt nun, mit einem gleichen Verfahren gegen alle Klöster und Patres, deren Lehren, Ordensregeln und Einrichtungen mit denen der Jesuiten übereinstimmen, oder Aehnlichkeit haben, vorzugehen. Aus diesem Grunde bin ich aufgefordert worden, innerhalb eines Präclusivtermins, und im Falle der Unterlassung unter Androhung von Zwangsmaßregeln und eigenmächtigem, selbstständigem Vorgehen, der Behörde Aufschluß zu geben über Zahl, Art und Geschlecht sämmtlicher Klosterinsassen, Mittheilung zu machen über den Zweck des Klosters, Zeit und Zweck seiner Gründung, Höhe und Art seines Vermögens, Zweck und Art der Beschäftigung aller Klosterbrüder und -schwestern, und zur Begründung der Angaben Statuten, Dokumente und sonstige Belege im Originale einzuschicken. Ich habe nicht die Absicht, auf dieses Verlangen einzugehen, sondern dasselbe nach Aufgabe unsers hochwürdigen Bischofs und nach dem Vorgange anderer Klöster zurückzuweisen. Eine bezügliche Antwort aber muß ich der Behörde ertheilen, und zwar heute noch, da der Präclusivtermin morgen abläuft. Mit derselben wollte ich Sie betrauen, Herr Pater. Begeben Sie sich daher gefälligst an meinen Schreibtisch, um das erforderliche Schriftstück anzufertigen."

Der Pater setzte sich mit zustimmendem Kopfnicken an den Schreibtisch. Nach Verlauf kurzer Zeit, während welcher der Prior sich ruhig auf seinem Sitze verhalten hatte, erhob sich der Pater, um dem Prior, welcher einer so kundigen Hand zur Abfassung selbst eines so einfachen Schriftstücks bedurfte, das begehrte Antwortschreiben zur Unterschrift vorzulegen. Nachdem

dies vollzogen war, übergab er es sofort zur Besorgung einem der bereit stehenden dienenden Klosterbrüder.

Nach dessen Entfernung blieb der Pater noch beim Prior zurück, um mit diesem die Angelegenheit Baruch's und seiner Tochter zu besprechen. Er freute sich nicht nur außerordentlich, die Luft noch rein zu wissen, sondern nun auch noch Oberwasser für seine Mühle erhalten zu haben.

„Die Angelegenheit, welche wir eben besprochen haben, Herr Prior, hat ihre großen Bedenken, nicht so sehr der Brüder und Schwestern wegen, wie wegen unserer jüdischen Insassen. Für Alles haben wir unsere dokumentarische Begründung und Nachweise. Die Juden aber sind unfreiwillig, zwangsweise zurückgehalten worden. Dieser Umstand würde uns mit dem weltlichen Strafgesetze in Berührung bringen, wenn wir die Insassen des Klosters nicht angeben, und die Behörde wegen derselben Nachforschungen anstellen würde."

„Sie haben Recht, Herr Pater," fiel der Prior erschrocken und verlegen ihm in's Wort. „Hätten Sie mich doch nur vor Abgang des Briefs daran erinnert."

P. „Ich wagte nicht zu widersprechen. Aber eine Redressirung, die immer noch möglich wäre, würde zwecklos sein. Mit Schweigen läßt sich nicht darüber hinweggehen, und eine Angabe käme einer Anklage gleich. Außerdem haben Sie ja bischöflichen Befehl, den Antrag der Behörde durchaus zurückzuweisen, und da steht es Ihnen nicht zu, auch nur theilweise darauf einzugehen."

Pr. „Sie haben Recht, aber wie helfen?"

P. „Hören Sie, Herr Prior. Ich schlage eine Uebersiedelung der beiden jüdischen Insassen nach dem benachbarten Hospitalitenkloster in W. vor, die zu bewerkstelligen ich gern be-

reit bin, wenn Sie mich mit derselben beauftragen werden. Dieses Kloster, welches hauptsächlich mit Krankenpflege betraut ist und Propaganda nur nebensächlich betreibt, wird von weltlicher Seite unbehelligt bleiben; eventuel aber rechtfertigt sich die Aufnahme selbst jüdischer Kranken aus Gründen christlicher Liebe und Barmherzigkeit. Ich werde daher das Werk der Bekehrung dort fortsetzen lassen, und aufgeben, im Falle der Nachforschung zu berichten, daß zwei jüdische Kranke zum Zwecke der Heilung aufgenommen worden seien. Die Uebersiedelung muß aber heute noch vorbereitet und morgen vor Ablauf des Präclusivtermins in aller Frühe bewerkstelligt werden, um etwaigen Ueberraschungen seitens der weltlichen Behörde aus dem Wege zu gehen."

„Sie haben Recht, Sie haben Recht," sprach sichtlich erfreut der Prior. „Ich gebe Ihnen Vollmacht, das Nöthige zu thun und bitte Sie, Nichts zu versäumen."

P. „Ich werde Ihrem Befehle nachkommen. Beruhigen Sie sich."

„Eilen Sie," rief der Prior besorgt dem scheidenden Pater nach.

— — — — — — — — — — — —

Der Pater empfand selbst das Bedürfniß der Eile und erkannte deren Nothwendigkeit. Er ordnete sofort die Bestellung eines Miethkutschers aus der Stadt für die frühe Morgenstunde 5 Uhr an, um welche sie an der Klosterpforte zur Fahrt nach dem Hospitalitenkloster in W. bereit stehen solle. Das Ziel der Reise hatte er indeß Niemand offenbart; er wollte dies bis zur Minute der Abfahrt geheim halten. Die Abfahrt zu einer spätern Tagesstunde hätte auch leicht irgend einem der Stadtbewohner den bisherigen Aufenthalt der beiden jüdischen Insassen

verrathen können; vor dem Verrathe des Kutschers hoffte er dieselben durch die dunkle Morgenstunde und die verhüllende Winter- und Reisekleidung gesichert.

Nach diesen Vorbereitungen begab er sich zu Herrn Baruch, um auch diesen von dem Reiseplane in Kenntniß zu setzen und auf seine Zustimmung zu demselben einzuwirken. Ehe Herr Baruch diese erklärte, ließ er sich vom Pater über die Gründe dieser Veränderung unterrichten. Der Pater ließ sich darüber folgender Maßen aus.

„Sie wissen, Hr. B., daß Ihre Entlassung aus dem Kloster nicht von mir abhängt; aber dafür habe ich sorgen wollen, daß Sie sowohl einen gesunderen Aufenthaltsort zugewiesen erhalten, wie auch daß Ihre Bewegung wie diejenige Ihrer Fräulein Tochter eine freiere, Ihr Verkehr unter sich ein ungehinderter werde, nur derjenige mit der auswärtigen Welt ein beschränkter bleibe, während Ihre Lebens- und Behandlungsweise in dem Hospitalitenkloster eine Ihnen mehr zusagendere und angemessenere werden wird, da Sie dort als Kranke einkehren und leben werden, welche jede mögliche Berücksichtigung ihres Willens und ihrer Wünsche zu fordern und zu beanspruchen berechtigt sind."

B. „Wie sollte hiernach ich noch zaudern, meine Zustimmung auszusprechen, da Sie eine solche Verbesserung der Lage für mich und meine Tochter in Aussicht zu stellen so gütig sind? Da, wie ich höre, Sie dazu die Veranlassung gegeben haben, so verfehle ich auch nicht, für mich und meine Tochter unsern verbindlichsten Dank auszusprechen. Ich trug immer die Ueberzeugung in mir, daß Sie selbst an diesem Orte, wo Ihre Stellung uns gegenüber eine ganz andere ist, als bei unsrer frühern Begegnung in meinem Hause, uns Ihre frühere Freundschaft bewahrt haben würden. Aber, lieber Pater, erlauben Sie

mir die offene Frage: Haben Sie mir vorher nicht blos das wahre, denn daran zweifle ich nicht, sondern auch das einzige Motiv für unsre Uebersiedelung angegeben? Sie brauchen mir Nichts zu verhehlen, denn ich bin auf Alles gefaßt, und wäre es das Härteste; ich werde auch den Beschließungen, wozu Sie nach Stand und Religion sich verpflichtet glauben, keine Gewalt entgegensetzen. Nicht blos, weil mir diese nicht nützen würde, sondern auch, weil ich mich dazu nicht berechtigt glaube. Meine Rettung erwarte ich von Gott, und was er ohne mein Hinzuthun und die Möglichkeit der Abwehr über mich verhängt, werde ich über mich ergehen lassen und in demüthiger Hingebung wie in gläubigem Vertrauen ertragen. Aber ich frage nicht aus Neugierde, weil ich etwa widerwärtige Verhängnisse auch später noch früh genug erfahre, sondern weil ich möglicher Weise zu denselben nicht meine freiwillige Zustimmung ertheilen könnte."

P. „Ich will offen gegen Sie sein, um so mehr, als ich Ihre Beweggründe billige. Wahr ist das Motiv, welches ich für Ihre Uebersiedelung angegeben habe. Sie täuschen sich darin mit Ihrer Voraussetzung nicht. Ich bedaure selbst die Unbehaglichkeit Ihrer hiesigen Lage und werde mir angelegen sein lassen, — Sie dürfen mir vertrauen —, dieselbe noch mehr nach Kräften zu verbessern. Es wird mich freuen, wenn Sie sich dafür mir ganz anvertrauen und auf mich verlassen wollen. Aber Sie vermuthen ganz richtig, daß noch ein andrer Beweggrund dafür bei uns maßgebend ist, der indeß Ihre Entschließungen nicht berührt und Ihre Zustimmung nicht modificirt. Er hängt nämlich mit den neuen Kirchengesetzen zusammen, welche, wie Sie wissen werden, die weltliche Regierung gegen die katholische Religion beschlossen hat. Zu deren Durchführung werden jetzt Mittheilungen über die Klöster, deren Gründungs-

statuten, deren Bewohner und ihrer Lebensweise eingefordert. Da Ihr Aufenthalt und derjenige Ihrer Fräulein Tochter in unserm Kloster in dessen Statuten nicht begründet ist, könnte daraus vielleicht ein Conflikt mit der Regierung sich entwickeln, zumal sie gern einen solchen sucht, um Vorwand zu Maßregeln gegen Klöster und Geistlichkeit zu erhalten. Ihr Aufenthalt im Hospitalitenkloster kann dagegen nicht beanstandet werden."

B. „So, so! jetzt durchschaue ich Ihren Plan. Er ist klug angelegt, berührt aber doch auch in etwa mein Interesse. Ich könnte freilich meine Zustimmung zurückziehen, weil ich von einem solchen Conflikte mit der Regierung meine gänzliche Befreiung aus den Mauern der Klöster und den Händen der Geistlichkeit erhoffen und erwarten könnte. Aber ich will anderen Menschen, selbst denjenigen, welche mir feindlich gesinnt sind, keine Verlegenheit bereiten und am wenigsten dazu beitragen, sie mit dem Strafgesetze in Berührung zu bringen. Ich erkenne in diesen Vorgängen schon die Tritte des von Gott gesandten Friedensboten, welcher uns Rettung bringen wird, und der Mensch soll sich hüten, mit täppischen Händen einzugreifen, um die Wege Gottes vielleicht wider den eigenen Willen zu durchkreuzen. Urtheilen Sie darum nicht so über die Kirchengesetze, denn sie sind gleichzeitig das von Gott angelegte Vergeltungswerk für die vielfachen Sünden der katholischen Kirche, und Ihre Verurtheilung derselben, Hr. P., beruht eines Theils auf Partei-Anschauung, andern Theils auf Verkennung der geschichtlichen Entwicklung und der wahren Motive dieser Gesetze. Indeß weiß ich nicht, ob ich ein Recht habe, hier an diesem Orte und in meiner abhängigen Lage meine abweichende und entgegengesetzte Ansicht darüber zu äußern, und ob Sie Willens sind, mich darüber anzuhören."

P. „Ohne Zweifel, Hr. B.; reden Sie nur.“

B. „In der katholischen Kirche haben sich zwei Bestrebungen geltend gemacht: erstens Bildung und Wissenschaft für sich in Anspruch zu nehmen, vom Volke aber fern zu halten, und zweitens durch diesen Vorzug Herrschaft und Macht über Alle zu gewinnen. Diese Bestrebungen sind nicht neu und nicht mit dem Christenthum aufgekommen; im Gegentheil, das Urchristenthum, auf jüdischem Boden stehend, bekämpft sie. Dieselben sind vielmehr dem Heidenthum eigenthümlich und von dort aufgenommen und beibehalten. Die anfänglichen Verhältnisse, worin das Christenthum die Völker antraf, machten es freilich nicht anders möglich, denn das Volk war aller Bildung leer, welche allein in den Händen der Priester sich befand, und mußte von den gebildeten und mächtigen Priestern beherrscht, weil geleitet, werden. Das Unrecht seitens der christlichen Priester bestand nur darin, daß sie diesen Zustand fortzuerhalten und zum System zu erheben suchten. Das Volk in Dummheit und Aberglauben zu erhalten, um es besser und bequemer knechten, beherrschen und ausbeuten zu können, wurde auch christliches Princip. Es war bei dem Volke nicht blos die Furcht vor der Macht der Menschen, sondern auch dem Zorn der Götter, den allein die Priester beschwichtigen zu können vorgaben, wodurch ihnen die Beherrschung des Volkes erleichtert wurde. In gleicher Weise wie die Stellung der heidnischen Priester ihren Göttern gegenüber, kam es den christlichen Priestern zu Gute, daß ihnen mit den Schlüsseln des Himmels die Macht im Himmel, wie auf Erden zu binden und zu lösen, übergeben wurde. Dieser Umstand erhielt auch im Christenthum, wie ehemals im Heidenthum, sogar die weltlichen Herrscher und Könige in der Gewalt der Priester. Kaum daß sie die Gewalt mit ihnen theilten; jene waren vielmehr von

diesen abhängig und wurden von ihnen zur Vollführung ihres Willens und zur Realisirung ihrer Absichten benutzt. Die weltliche Regierung lieh nicht der Kirche ihren mächtigen Arm; er war dieser vielmehr von vornherein dienstbar. Dieses Verhältniß führte zunächst zu Conflikten mit der christlichen Kirche und zur Auflehnung gegen die Macht der Priester. Durch die Fürsten wurden dann auch die Völker in diese Streitigkeiten und Kriege gegen die Kirche mit hineingezogen. Die Geschichte des ganzen Mittelalters ist voll von den Erzählungen über die Kriege der Kaiser und Priester. Von den Fürsten begünstigt, bemächtigte sich dann auch das Volk allmälig der Wissenschaft und Bildung, um diese von der Kirche unabhängig zu machen. Die Kirche freilich bekämpft diesen Geist und diese Richtung der freien Bildung und des freien Denkens, konnte es aber nicht hindern, daß das Ziel dieser Kämpfe schließlich kirchlich in der Anerkennung einer gesonderten reformatorischen, von Rom und seinen Päpsten unabhängigen Kirche, und staatlich in der Unabhängigkeit und Freiheit der Fürsten nebst ihren Völkern gipfelte. Indeß blieb ja der Geist und die Bestrebung des finstern und herrschsüchtigen Katholicismus bestehen. Er war nicht einmal besiegt, geschweige beseitigt und unterdrückt; man hatte ihm höchstens einige Rechte abgerungen und ihn zur Beschränkung auf die eigenen Kreise gezwungen. Aber der gebundene Wütherich suchte sich seiner Fesseln wieder zu entledigen. Im eignen Kreise wurden die Zügel viel straffer angezogen, und der Zusammenhang des Klerus mit seinen Oberen, der unbedingte Gehorsam gegen diese und das kirchliche Leben des Volks, wie die Beherrschung des weltlichen Lebens von kirchlicher Zucht wurde viel sorgfältiger und strenger disciplinirt. Von besonderem Einflusse hierauf war die Thätigkeit der Jesuiten und der Inquisition. Dieselbe war

gegen jede freie Tendenz in Denk- und Lebensweise bei Volk, Fürsten und Priestern gerichtet, um diese theils in kirchlicher Abhängigkeit zu erhalten, theils wieder derselben zu unterwerfen. Auf die Beseitigung der reformatorischen Kirche und der ihr angehörigen Fürsten und Völker hatte man ein besonderes Augenmerk gerichtet. Ein gleiches Hinderniß boten der kirchlichen Partei die Juden, welche als Träger der freien Richtung und Bildung gleichsam wie der Geist Gottes über den tobenden Elementen schwebten, unterscheidend zwischen Licht und Finsterniß, und Träger des Lichts einsetzend, große und kleine Lichter, Licht zu schaffen auf Erden zur Herrschaft bei Tage und bei Nacht, bis der Mensch, vom göttlichen Odem belebt, zur Erkenntniß von Gott und seinem Verhältnisse zum Menschen und demjenigen des Menschen zu Gott und seinen Nebenmenschen gekommen und somit das Schöpfungswerk Gottes vollendet sein würde. Die Verfolgung der Kirche gegen Juden und Judenthum hat darin ihren Grund. Man begriff aber protestantischer Seits die Gefahr, welche Jesuiten und Inquisition auch für das neue Werk der Reformation und die gewonnene Unabhängigkeit der Fürsten und Völker von der Hierarchie Rom's in sich bergen, und hob daher beide auf. Dadurch wurde denn auch die staatliche, sociale und religiöse Stellung der Juden gebessert und gesichert. Indeß führte das freie, nicht von strenger Zucht überwachte Leben der Völker auch zu manchen Ausartungen und Mißbräuchen, welche die Stellung der Fürsten gefährdeten und sogar zu Revolutionen und Königsmord führten, welche theilweise sogar von der finstern Kirchenpartei angestiftet worden sein sollen, um Fürsten und Völker des Fluchs inne werden zu lassen, welchen der Genuß vom Baume der verbotenen Erkenntniß mit sich führe, und um ihnen die Irrwege zu zeigen, auf

welche falsche Bildung und Freiheit die Menschen hindrängen. Die weltlichen Regierungen beschränkten daher die Freiheit der Völker im Denken und Leben wieder, und protestantischer Seits hemmte man sogar den freien Geist der reformatorischen Richtung und bildete innerhalb derselben eine nach katholischem Muster disciplinirte und geschulte Orthodoxie aus. Ja als die Revolution von Neuem und dieses Mal allerwärts ihr Haupt zu erheben begann, machte man sogar einen Pakt mit den vertriebenen Jesuiten, rief sie zurück und eröffnete ihnen eine neue, unbeschränkte Thätigkeit. Diese griffen dann auch sofort ihre Arbeit mit Energie und System an. Die Schule kam in ihre Hände, oder doch unter ihre Aufsicht und ihren Einfluß. So bereiteten sie sich in der Bildung und Erziehung der Jugend die Zukunft vor. Aber auch die Gegenwart und die Erwachsenen entgingen ihrer Aufmerksamkeit nicht; für diese wurde die Kanzel in regelmäßigen oder Wander-Predigten benutzt. Selbst auf diejenigen, welche der Kirche und dem religiösen Leben entwöhnt waren, die Klasse der sogenannten Gebildeten und Ungläubigen, wurde durch freie, öffentliche Salon-Vorträge zu wirken gesucht. So wurde das Volk wieder für Gläubigkeit erzogen, dem Denken entwöhnt und vielfach sogar mit Aberglauben erfüllt. Der Zweck war, dasselbe wieder zur Unterwürfigkeit unter die kirchliche wie weltliche Autorität willig zu machen. Die Arbeit ging so überraschend schnell, daß man schon nach Verlauf der ersten Jahre wagen konnte, mit dem neuen Dogma der unbefleckten Empfängniß hervorzutreten, welches trotz aller Bedenklichkeiten denkender Geister dennoch mit Jubel begrüßt und mit Eifer vertheidigt wurde. Selbst protestantischer Seits wurde jetzt das Maaß der Bildung und der Anforderungen an Lehrer und Schulen zurückgeschraubt. In der Volksschule überwucherte der Religions-

unterricht alle weltliche Bildung, für deren Pflege kaum Zeit übrig blieb. Der ganze Schulunterricht wurde durch Regulative geregelt und schablonenmäßig eingerichtet, um das Denkvermögen der Jugend nicht zu wecken, wie das Volk nicht zum selbstständigen Denken zu erziehen und daran zu gewöhnen. Diesem Principe entsprechend wurden auch die Lehrer auf den Seminarien vorgebildet, welche den Auftrag erhielten, den Lehrerzöglingen möglichst viele Bibelsprüche und Kirchenlieder einzuprägen, um diese fromme Saat alsdann in den Schulen weiter auszustreuen. Auch die Realschulen, die Pflanzstätten höherer Volksbildung, wurden von der Regierung, wenn auch nicht unterdrückt, doch nicht begünstigt, indem man dieselben im Vergleich zu den Gymnasien mit Beschränkungen belegte und den Besuch derselben denjenigen, welche den Weg der Studien für Staatsämter zu gehen Willens waren, erschwerte. In solcher Weise konnten die erstrebten und erwünschten Erziehungsresultate nicht ausbleiben. Man hatte nicht blos eine Generation in kirchlicher Gläubigkeit, ja Verdummung und Aberglauben herangezogen, sondern auch die Fürsten und deren Regierung der kirchlichen Herrschaft willig und ergeben gemacht. Da erließ der Papst seinen berüchtigten Syllabus, worin er alle Bestrebungen und Resultate der neuern Wissenschaft, welche der Kirche und deren Lehren widersprechen, für Wahn und Nichtigkeit erklärte, wie alle darauf gegründeten Grundsätze und Einrichtungen des staatlichen und socialen Lebens, als da sind: Gewissens-, Denk-, Preßfreiheit, bürgerliche Gleichstellung der Confessionen u. s. w., verwarf. So lange diese Grundsätze Aeußerungen der Kirche und principielle Deklamationen blieben ohne praktische Verwendung für das Leben, nahmen Wissenschaft und Politik wenig Notiz davon. Je weniger Widerspruch aber

die Kirche erfuhr, um so gesicherter glaubte sie sich in der Erreichung ihres Endziels, den Staat sich ganz unterwürfig zu machen. Dem ganzen Werke wurde daher die Krone in der Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgesetzt. Ich rede nicht davon, welcher Hohn und welche Blasphemie damit gegen die Gottheit ausgesprochen ist, welche Ueberhebung des irrenden Menschen darin liegt, welcher neue Götzendienst, und welche Knechtung des Menschengeistes dem allein sprechenden Papste gegenüber — davon rede ich nicht, weil ich keine Kritik übe und zu üben berechtigt bin. Aber selbst jetzt wurden die Augen der Welt für das rasche Vorgehen der Kirche nicht geöffnet. Daß mit der Verkündigung des päpstlichen Unfehlbarkeitsdogmas die Erklärung des französisch-preußischen Kriegs zusammenfiel, ist ein Beweis, daß auch dieser ein Werk der Kirche war und die Vernichtung der protestantischen Macht in Deutschland zum Zwecke hatte, um den feindlichen Germanismus durchaus dem kirchlichen Romanismus unterwürfig zu machen. Erst mit diesem Kriege und mehr noch nach demselben, als die Kirche sich für geschlagen, aber nicht für besiegt erklärte und den französischen Rachekrieg zu ultramontanen Zwecken zu schüren begann, glaubte man, die Zwecke und Wege der Kirche deutlich zu erkennen und als staatsgefährlich bezeichnen zu dürfen. Daher stammt die sogenannte Verfolgung der Kirche durch die bekannten, von Ihnen ebenfalls verdammten Kirchengesetze. Man verjagte jetzt die Jesuiten wieder, welche man früher herbeigerufen hatte, nahm der Geistlichkeit den Einfluß auf die Schule, beschränkte denselben durch die Civilehe auch in der Familie und hob den Unterricht in den unteren wie höheren Schulen. Nichts ist weniger begründet, als der Verdacht, daß der Staat die Unterdrückung der katholischen Kirche oder gar die Vernichtung der Religion beabsichtige. Der

Staat bedarf sogar der Kirche und Religion als Bildungs- und Erziehungsmittel. Wenn nichts Anderes, diese Rücksicht allein sollte ihn schon vor diesem Verdachte schützen. Darum ist auch das Bestreben, confessionslose Schulen einzurichten nicht darauf zurückzuführen, daß man den Religionsunterricht aus der Schule zu bannen suchen wolle, sondern nur daß man den kirchlich-confessionellen Einfluß der Geistlichen und Lehrer zu brechen und dem confessionellen Hader der Bevölkerung entgegen zu wirken beabsichtigt. Wem bei diesem Streite der Sieg zufallen werde, kann nicht zweifelhaft sein. Denn der Sieg ist schließlich immer auf Seiten der Wahrheit. Wem er aber für die nächste Zeit zufallen werde, dies wird davon abhängen, wie bald der Rachekrieg Frankreichs gegen Deutschland, der neue Kampf des Romanismus gegen den Germanismus, auf Tod und Leben ausbricht, ob namentlich dieser sich so lange hinauszieht, bis eine neue Generation für die neuen Ideen in Deutschland herangezogen sein wird. Deutschland kann mit der Durchführung der Kirchengesetze nicht so rasch und energisch, wie wünschenswerth, vorgehen, weil ihm eines Theils die volle Sympathie im Volke noch dafür fehlt, andern Theils weil die Organe der Verwaltung dafür noch mangeln. Nur in diesen Umständen hat der Ultramontanismus vorläufig noch durch seinen Widerstand eine scheinbare Aussicht auf Sieg. Er wird aber nicht siegen, sondann überwunden werden. Die Anstrengungen, welche der Staat dafür macht, dürfen nur nicht mißdeutet werden. Sie gründen sich nicht auf eine innere, principielle Feindseligkeit gegen die Kirche, selbst nicht die katholische, sondern sie sind ein Akt der Nothwehr gegen das feindselige nnd herrschsüchtige Vorgehen der katholischen Kirche gegen ihn. Er war in Gefahr, bei längerer Nachgiebigkeit seine Selbstständigkeit zu verlieren und die welt-

lichen Interessen seiner Völker zu schädigen. So werden Sie nun auch das Vorgehen des Staats gegen die Klöster begreifen. Es ist dies ebenfalls durchaus kein Akt der Feindseligkeit, sondern man beabsichtigt damit nur den feindseligen Absichten der Kirche nachzuforschen und ihren schädlichen Folgen vorzubeugen."

P. „Im Allgemeinen liegt Ihren Auseinandersetzungen einige Wahrheit zu Grunde, ich finde indeß jetzt weder Neigung noch Zeit, ausführlich darauf einzugehen. Vielleicht findet sich dazu morgen auf unsrer Reise Muße. Heute will ich nur zweierlei bemerken. Erstens begeht der Staat ein Unrecht gegen die Kirche und deren Diener, deren Hülfe er benöthigt war, und die er herbeigerufen hat, und jetzt, nachdem er ihrer Dienste nicht mehr zu bedürfen glaubt, nicht nur ohne Lohn und Anerkennung entläßt, sondern sogar mit Hohn und Verachtung, ja mit Härte und Strafe verfolgt und verjagt. Dies erinnert an das geflügelte Wort: „Der Moor hat seine Schuldigkeit gethan, der Moor kann gehen." Zweitens hat der Staat kein Recht, seine eigenen Landeskinder, ja nicht einmal Angehörige fremder Staaten, des Landes zu verweisen, wenn er ihnen keine strafbare Handlung nachweisen kann. Wäre dies der Fall, so würde und müßte er die einzelnen Uebelthäter gefänglich einziehen und bestrafen. Da er dies weder thut noch thun kann, so fehlt ihm auch das Recht der Landesverweisung für alle Ordensgeistlichen im Allgemeinen. Gefällt ihm unsre Handlungsweise nicht, so mag er sie durch neue Gesetze regeln und die Uebertretung dieser Gesetze bestrafen. Ebenso fehlt ihm das Recht, in unsere inneren Kirchen- und Klosterangelegenheiten einzudringen, so lange ihm dafür das Strafrecht nicht zur Seite steht."

B. „Auch darin steht Ihnen einige Wahrheit zur Seite. Daß wir den Maßregeln des Staats beide nicht unbedingtes

Recht zusprechen und nicht vollständig beistimmen, ist die nothwendige Folge von der Wahl falscher Mittel und der Einschlagung verbotener, wenigstens nicht rechtmäßiger Wege. Unrecht war es freilich, die Kirche und Religion zu blos untergeordneten Zwecken zu benutzen und eine blos äußerliche Verbindung mit ihnen einzugehen, vielleicht gar mit dem Bewußtsein, daß sie nur eine vorübergehende sein sollte. Daß dem Staate von der Kirche so mitgespielt und gelohnt wurde, und er ihr gegenüber zu solchen Ausnahmegesetzen und vielleicht nicht ganz rechtlichen Maßregeln gezwungen wird, ist die verdiente Rache und Strafe, die nie ausbleibende Nemesis. Aber die Kirche hat kein Recht, dem Staate Vorwürfe zu machen über Maßregeln, wozu sie selbst ihn gezwungen hat. Das Vorgehen der Kirche ging dem Staate an's Leben, und was der Staat thut, geschieht nicht, um die Kirche zu schädigen, sondern nur um sich das Leben zu erhalten. Die Kirche hat um so weniger ein Recht zu Vorwürfen, als beim Eingange des Bündnisses ihre Gedanken und Absichten mindestens ebenso hinterlistig und verwerflich, vielleicht noch hinterlistiger und verwerflicher waren, als diejenigen des Staats gewesen sein mochten, sie aber doch zu solchen Klagen über den Staat keine so offene Veranlassung hat, wie der Staat über sie. Außerdem vergessen Sie, Herr Pater, daß der Staat nicht blos ein Recht hat, widergesetzliche Handlungen zu bestrafen, sondern auch die Pflicht, dieselben zu verhüten. Wo auf dem Wege des Rechts und durch Vermittelung der Gerichte der Staat noch nicht einzuschreiten vermag, da ist er auf dem Verwaltungswege durch die Vermittelung der Polizei dazu berechtigt."

P. „Wir müssen freilich darin der Gewalt weichen, weil wir vorläufig nicht Macht haben, es zu verhindern, werden die Maßnahmen des Staats aber nie als rechtliche anerkennen und

dürfen es nicht, sondern lassen sie nur unter Protesten über uns ergehen."

B. „Dies ist eben das Unrecht wie das Unglück der Kirche, daß sie sich stets gegen Recht und Wahrheit verschlossen hat und noch immer verschließt. Der Staat streitet übrigens weniger gegen die katholische Kirche als solche, denn gegen den jesuitischen Geist, von welchem dieselbe gegenwärtig mehr, als je beherrscht wird. Der Jesuitismus aber, das werden Sie nicht leugnen, geht nicht immer die strengen Wege des Rechts und der Moral, strebt nach der Verwirklichung des absoluten Kirchenregiments, vor dem sich Haus, Schule und Staat unbedingt beugen sollen, und ist in der Wahl der Mittel, welche zur Erreichung seiner Zwecke dienen können und sollen, durchaus nicht scrupulös, ja schrickt dabei vor Ausübung von Grausamkeit und Verbrechen nicht zurück und hat selbst für die Verübung von Todsünden, wenn sie seinen Zwecken und Interessen dienen, Absolution in Bereitschaft."

P. „Sie werden hart in Ihrem Urtheile, Herr, B.; aber ich wiederhole, daß ich jetzt auf keine Widerlegung eingehen mag. Ich hoffe dies morgen thun zu können. Nicht wahr Hr. B.? Sie halten sich also zur Reise auf morgen 5 Uhr früh bereit."

B. „Sie können sich auf mein gegebenes Wort verlassen; ich stelle weder der beabsichtigten Reise, noch der vorgeschlagenen Stunde ein Hinderniß in den Weg."

P. „Dann gute Nacht, Hr. B. Bis morgen also!"

— — — — — — — — — — —

Anderen Tages herrschte schon am frühen Morgen große Thätigkeit im Kloster, um zur festgesetzten Stunde Alles zur Reise in Bereitschaft zu setzen. In der That standen auch Personen und Sachen rechtzeitig dafür fertig. Der Miethkutscher fuhr ebenfalls zur angegebenen Zeit vor das Klosterthor. Die

Begegnung des Herrn Baruch mit seiner Tochter, welche sich nach so langer Zeit nun zum ersten Male wieder sahen, rief eine Scene der Rührung hervor, welche weder sie selbst, noch die Umstehenden bemeistern konnten, und da sie ihnen zu natürlich schien, auch nicht bemeistern mochten. Sie traten vom Corridor, wo sie sich zum ersten Male wieder erblickten, Arm in Arm und Auge in Auge in das Zimmer des Herrn Baruch zurück. Ihr Auge war beredt genug, der Mund durfte, vermochte aber auch nicht zu reden. Sie konnten, wagten aber auch nicht, an diesem Orte und in dieser Umgebung ihren innern Gefühlen lauten Ausdruck zu geben. Jeder bemerkte an dem Andern ein verändertes, leidendes Aussehen, der Vater wollte aus Schonung es nicht der Tochter, diese dem Vater es nicht zugestehen. Die Betrachtung der Situation, namentlich aber die Erinnerung an den Tod der Mutter und das nicht abzusehende Ende ihrer Leiden und ihres neuen Martyrerthums, dem sie willenlos entgegengeführt werden sollten, erfüllte ihren Geist mit so vielen Gedanken, ihr Gemüth mit so verschiedenen Empfindungen, daß sie sich gegenseitig an den Hals warfen und bitterlich weinten. Alle Anstrengungen der Umgebung, sie zu trennen, waren vergeblich. Beide sahen weder der Anderen Bewegungen, noch hörten sie deren Worte, sie gehörten sich in ihren Gefühlen nur selbst an und hielten sich so krampfhaft fest, wie wenn sie dadurch die baldige Trennung, welche ihnen im neuen Kloster wieder bevorzustehen drohte, hätten verhindern wollen. Dadurch entstand ein langer Aufenthalt, durch welchen sich die Abreise zum Leidwesen des Paters um so mehr verzögerte, als er schon die Bewegung der Stadtbewohner auf der Straße bemerkte und durch diese Verrath über den Aufenthalt des Herrn Baruch und seiner Tochter befürchtete. Es verging Viertelstunde auf Viertel=

stunde, und noch immer lagen sich die Beiden weinend am Halse und brachen bei jeder Aufforderung, sich zu trennen und zur Reise anzuschicken, auf's Neue in lautes Schluchzen aus.

Inzwischen wurde die Abreise durch einen noch andern Zwischenfall nicht blos verzögert, sondern sogar verhindert.

Die Polizei hatte geahnt, daß der Prior ihrer Aufforderung, über die Verhältnisse des Klosters Aufschluß zu geben, nicht nachkommen werde. Man vermuthete dies aus den bereits anderwärts bekannt gewordenen Weigerungen und Widersetzlichkeiten; man befürchtete sogar die Entfernung von Dokumenten und Werthgegenständen, wie dies auch anderswo geschehen war, um diese für alle Fälle der Kirche zu sichern und aus jenen sich keine Verlegenheiten zuzuziehen. Die Umgebung des Klosters war daher seit lange von Personen, welche der geheimen Polizei dienten, beobachtet worden, und seit gestern, wo die Weigerung durch den Prior officiel angezeigt worden war, hatte man um so eher geglaubt, die Wachsamkeit verdoppeln zu müssen, als durch die aufgestellten Spione bekannt geworden war, daß seitens des Klosters für die frühe Morgenstunde ein Miethkutscher bestellt worden sei.

Der Polizeichef hatte daher beschlossen, in früher Morgenstunde bereits persönlich dem Kloster einen Besuch zu machen und den Prior wiederholt zur Vorlage der Dokumente aufzufordern, oder selbst die nöthigen Nachforschungen im Gebäude nach Personen und Papieren anzustellen. Er befand sich schon eine geraume Zeit im Zimmer des Prior, ohne daß Pater Julian, welcher sich in der Zelle des Herrn Baruch befand, von seiner Anwesenheit Kenntniß hatte. Der Prior protestirte nach dem Beispiele anderer Collegen und der Vorschrift seines Obern gegen die Anforderungen der weltlichen Behörde, und der Polizei-

chef erklärte sich genöthigt, persönliche Nachforschungen zu halten. Er nöthigte den Prior, ihn auf seinem Gange durch das Kloster zu begleiten, um ihm bei der Aufnahme des Personen- und Sachbestandes behülflich zu sein. Auf diesem Wege gelangte er auch an die Zelle des Herrn Baruch, in welche er um so hastiger eintrat, als er hier, abweichend von den anderen, laute Unterredungen vernahm. Der Prior erbleichte, als er hier den Pater mit den Juden noch anwesend fand, und vermochte theils vor Schrecken nicht nach dem Grunde der Verzögerung zu fragen, theils war er weise genug, den jetzigen Moment dazu nicht für geeignet zu halten. Der Pater, wie Herr Baruch und dessen Tochter waren nicht minder erschreckt. Denn der Pater begriff die Bedeutung der Situation, und Herr Baruch glaubte, man habe zur Erzwingung und Beschleunigung seiner Abreise polizeiliche Hülfe requirirt. Indeß machte das Erstaunen und die Anrede des Polizeichefs seiner Furcht schnell ein Ende. Dieser reichte Herrn Baruch sammt seiner Tochter mit freudiger Miene die Hand und sprach: „Wie erstaunt bin ich, Sie beide, die längst Verlorenen, hier zu finden! Sie stehen da mit Hut, Rock und Schirm. Sind Sie eben hier eingekehrt, oder waren Sie verirrt und haben hier übernachtet, und sind Sie jetzt Willens, aus der Herberge, wo Sie freundliche Aufnahme fanden, wieder heimzukehren? Ich bin doch zu neugierig, über Ihren bisherigen Verbleib und Aufenthaltsort Etwas zu erfahren. Wie erfreut wird man zu Hause und in der Stadt sein, Sie endlich wieder gefunden zu haben! Setzen Sie sich doch zu mir und erzählen Sie!“

Der Polizeichef traute seinen Ohren nicht, als er vernahm, daß Herr Baruch mit seiner Tochter in der Absicht das Kloster betreten hatte, dem befreundeten und damals kranken Pater Julian

einen Besuch abzustatten, und daß sie beide nun während der ganzen Zeit wider ihren Willen zwangsweise hier zurückgehalten worden seien, daß sie jetzt auf Veranlassung des Pater Julian sich in Bereitschaft hätten setzen müssen, um vorgeblich nach einem andern Kloster verbracht zu werden, daß aber ihre Abreise zufällig sich verzögert habe, da sie, Vater und Tochter, die so lange Getrennten, sich heute zum ersten Male wieder gesehen haben und nicht sofort fähig gewesen seien, ihre Gefühle zu bemeistern und die Reise anzutreten.

Der Polizeichef erkannte aus diesen Mittheilungen sofort den Zusammenhang der Sachlage mit dem Strafgesetze. Er beherrschte darum seine Neugierde und inquirirte nicht weiter, weder Herrn Baruch und seine Tochter, noch den Prior und den Pater, sondern erklärte im Namen des Gesetzes diese beiden als Gefangene und gab Herrn Baruch und seiner Tochter die Freiheit zurück, welche auch sofort das Klostergebäude verließen.

Der Pater blieb in der Zelle unter Bewachung eines der anwesenden Polizeidiener zurück. Der Prior mußte den Polizeichef auf dem Wege seiner weiteren Nachforschungen im Kloster begleiten. Nach Vollendung derselben kehrte der Polizeichef mit reicher Beute an Papieren zurück, überlieferte beide Gefangene, den Prior und Pater, dem Gerichte zur Untersuchung und Aburtheilung, und besuchte dann das Haus des Herrn Baruch, um ihn und seine Tochter freundschaftlich zu bewillkommnen und sie sammt den Angehörigen zu beglückwünschen.

XIII.

Die Vergeltung.

Wie erstaunt war die ganze Stadt über die Vorgänge des frühen Morgens. Den ganzen Tag füllte theils die Neugierde, theils die Theilnahme der Gratulanten das Haus des Herrn Baruch.

Am Abende erst, als Herr Baruch mit seiner Familie allein war, konnte August dazu kommen, seiner Freude Ausdruck zu geben und den glücklich Wiedergefundenen den gewünschten Bericht über die Vorgänge des Hauses abzustatten. Er erzählte von der Theilnahme der Behörde und aller Stadtbewohner, von den Anstrengungen, welche gemacht worden seien, die Verlorenen wieder aufzufinden, von der Trauer, die sich darüber seiner und der seligen Tante bemächtigt, von dem frühzeitigen Tode, der diese darüber ereilt habe, und von den testamentlichen Verfügungen, welche getroffen worden seien. Zu dem Berichte über die letzteren konnte er erst nach vielen Thränen gelangen und konnte ihn auch nur unter solchen abgeben. Lautes, anhaltendes Schluchzen des Onkels und Julia's begleitete seine Worte. Er erzählte, daß die Tante sehr früh die Hoffnung aufgegeben habe, die Verlorenen wieder zu finden, daß er selbst auch wohl mit Mühe seine Zweifel daran bekämpft, aber sie doch unterdrückt habe, um der Tante immer noch einen Schein der Hoffnung zu lassen. Aus diesem Grunde sei er auch ihrer Absicht entgegengetreten, ihn zum vollständigen Universalerben zu machen. Er habe sich deßhalb die Verpflichtung auferlegen lassen, im Falle der Rück-

kehr des Gatten und seiner Tochter oder Eines von ihnen das Vermögen und Geschäft wieder in die Hände der berechtigten Eigenthümer zurückzuliefern und nur in deren Abwesenheit es in ihrem Interesse zu verwalten. Leugnen wolle er nicht, daß ihn auch noch ein andrer Beweggrund geleitet habe. Denn bei der Aufrechthaltung der Hoffnung auf Rückkehr der Verlorenen habe er in der That an die Möglichkeit von deren Verwirklichung gedacht. Wenn er in diesem Falle, so er der Herr des Geschäfts und Vermögens gewesen sei, auch gern wieder zu Gunsten der Zurückgekehrten von dessen Besitze zurückgetreten sein würde, so habe er doch den Onkel und seine Tochter nicht zum Danke gegen sich verpflichten wollen; dieselben sollten vielmehr ein Recht an allem dem haben, was sie jetzt wieder in Empfang nehmen, da ihnen das Vermögen von Rechts und nicht von Gnaden wegen gehöre.

Herr Baruch und Julia waren erstaunt über die Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit August's; sie dankten ihm herzlich für Alles, was er für sie und die verstorbene Gattin und Mutter gethan habe. Inzwischen war es spät, sehr spät in der Nacht geworden, und man trennte sich unter Thränen, Küssen, Händedrücken und wiederholten Umarmungen, um sich zu der wohl verdienten und benöthigten Ruhe zu begeben.

Am andern Tage schon in früher Morgenstunde begaben sich alle drei zu dem Grabe der seligen Frau Baruch. Alle beteten und weinten. Der Moment war feierlich und ernst. Jeder gehörte sich und seinen Gefühlen an. Niemand vermochte und wagte mit dem Andern zu reden, aus Furcht, ihn in seiner Andacht und seiner Unterredung, welche er im Geiste mit Gott und der Verstorbenen hielt, zu stören.

Nach Hause zurückgekehrt, begaben sich alle drei zum Gottes-

hause, um auch hier dem Lenker aller Welt- und Menschengeschicke, deren leitende Hand in den eignen Erlebnissen so deutlich und sichtbar zu erkennen war, ihren Dank darzubringen.

Endlich ging auch Herr Baruch mit seiner Tochter zu den Behörden und allen Freunden, welche ihre Hülfe und Theilnahme kund gegeben hatten, um nächst Gott den Menschen zu danken.

Nach Erledigung dieser Angelegenheiten trat Herr Baruch mit seiner Tochter vor August, um auch hier die Pflicht der Danksagung zu erfüllen. Aber nicht blos formel geschah dies, sondern auch thatsächlich. Er ergriff die Hand August's und diejenige seiner Tochter und sprach: „Ich zweifle nicht, und kann nach den gemachten Erfahrungen nicht zweifeln, daß Deine Liebe zu uns, lieber August, nicht gewechselt hat und heute noch ebenso groß ist, wie vordem. Wenn nun auch Eure Herzensgefühle, lieber Sohn und liebe Tochter, Euch noch gegenseitig angehören und im Verlaufe der Zeit sich nicht geändert haben, vielmehr noch ebenso innig sind, wie ich sie vordem kannte: so steht Eurer zukünftigen dauernden Lebensverbindung Nichts mehr im Wege. Ich nenne Euch dann nun Beide meine Kinder und suche in Eurer Freude und in Eurem Glücke einen Ersatz für alle meine bisherige Trauer und überstandenen Leiden."

Das Antlitz beider Kinder leuchtete auf. Sie umarmten und küßten sich unter vielen Liebesbetheuerungen, und umarmten und küßten den Vater unter vielen Danksagungen. Viele Thränen der Freude flossen bei diesem schönen Akte, wie bisher viele Thränen der Trauer vergossen worden waren. Nur Ein Trauergefühl mischte sich in diesen freudigen Vorgang: das Andenken an die selige Frau Baruch; das Bedauern, daß sie dieses freudige Familienereigniß nicht mit erlebt habe. Man tröstete sich mit

dem Gedanken, daß ihr Auge vom Himmel herab schützend und segnend auf ihre Kinder herabschaue.

„Noch Eines, meine lieben Kinder,“ unterbrach Herr Baruch ihr leises Liebesgeflüster. „Ich gebe Euch nunmehr das Geschäft und Vermögen wieder zurück, welches Du, lieber August, so treuherzig und gutmüthig nach meiner Rückkehr mir wieder übergeben hast und ernenne dich nun unwiderruflich zum ständigen und selbstständigen Herrn aller Güter, welche deine Hand so pflichtgetreu hat vermehren helfen.“

August und Julia traten Hand in Hand vor den gerührten Vater und dankten mit Thränen-gefüllten Augen und Dank-erfülltem Herzen für so viele Güte. Der Vater legte segnend seine Hände auf das Haupt seiner Kinder und erhob sie betend zum Himmel.

Das frohe Familienereigniß von der neuen Verlobung lockte auf's Neue die theilnehmenden Freunde in das Haus des Herrn Baruch, um diesem wie dem Brautpaare die verdienten Glückwünsche darzubringen.

Die Hochzeit wurde alsbald unter großem Jubel und unter Theilnahme vieler Freunde gefeiert. Herr Baruch genoß noch lange das dauernde und steigende Glück seiner Kinder.

— — — — — — — — — — — —

Die gerichtlichen Verhandlungen gegen die gefänglich eingezogenen beiden Priester wurden nach geschlossener Untersuchung öffentlich und in Gegenwart einer großen Volksmasse geführt. Die Anklage lautete auf gewaltthätige Beschränkung der persönlichen und Willens-Freiheit. Die Schuld des Prior lag offen am Tage, aber auch Pater Julian wurde mit ihm, wenn auch zu milderer Strafe, verurtheilt, obwohl Herr Baruch wie seine Tochter seine Absicht, sie zu retten und zu befreien, bezeugten.

und der Vertheidiger darauf hingewiesen hatte, daß er zum unbedingten Gehorsam gegen seinen Obern religiös und kirchlich verpflichtet gewesen sei, daß aber die Befehle zur Haft und Bekehrung vom Prior ausgegangen seien. Das Gericht hielt indeß die beabsichtigte Rettung thatsächlich nicht für erwiesen und erklärte, daß die kirchliche Verpflichtung zum blinden Gehorsam des untergebenen Klerus diesen vor den Folgen des Strafgesetzes nicht schütze, da ihm eine solche Bevorzugung im Gesetze nicht ausdrücklich zugesprochen worden sei. Der Pater habe sich nicht zur Theilnahme verbrecherischer Handlungen, oder gar zur selbstständigen Ausübung derselben verleiten und zwingen lassen dürfen. Ja, da eine Verleitung oder ein Zwang nicht erwiesen sei, so müsse darauf geschlossen werden, daß er gleichzeitig mit der intellectuelle Urheber des vorliegenden Verbrechens sei. Bei dem geistigen Standpunkte, welchen der Pater für sich und dem Prior gegenüber einnehme, sei hierauf sogar nicht blos als wahrscheinlich, sondern mit einiger Sicherheit zu schließen.

Das Publikum vernahm dieses Urtheil wie dessen Begründung mit sichtlicher Befriedigung.

Jetzt erst nach dem Urtheile machte Julia dem Vater und August ein offenes Geständniß von den Liebesbetheuerungen, welche sie vom Pater empfangen habe, freilich unter der Bedingung, sich taufen zu lassen, aber freilich auch, als sie diese zurückwies, unter dem Versprechen, für sie in's Judenthum treten zu wollen. Sie habe sich damals unter Vorwürfen gegen den Pater über eine solche Vergessenheit seiner Mannes- und Priesterpflichten von ihm entfernt, aber bisher das Geheimniß bei sich bewahrt, um seine Straffälligkeit vor Gericht durch Offenbarung desselben nicht zu erhöhen.

Die Priester wurden zur Verbüßung ihrer Strafe abgeführt.

Das Kloster wurde aufgehoben, und seine Güter wurden staatlich eingezogen. Nur die Klosterkirche wurde für die katholische Gemeinde der Stadt erhalten, und die Bedürfnisse derselben bestritt der Staat aus den Pfründen der confiscirten Güter. Das Klostergebäude sammt dessen Zellen wurde zu einem Gefängnisse für Untersuchungsgefangene eingerichtet. Es erhielt den Namen „Inquisitoriat.“ Wie ganz anders war die Wirksamkeit dieses Instituts, als diejenige der kirchlichen Inquisition, welche bisher innerhalb dieser Mauern ihre Herrschaft geführt hatte! — nicht wie ehemals scheinbar, sondern jetzt wirklich zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen.

H. L. Brönner's Druckerei in Frankfurt am Main.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite	22	Zeile	8	von	oben	lies:	einen
"	78	"	7	"	unten	"	Daher schließt
"	80	"	4	"	oben	"	Antonin's
"	84	"	7	"	"	"	Zusammenhang
"	107	"	8	"	"	"	hereingetragenen
"	113	"	4	"	"	"	Moses'
"	123	"	6	"	unten	"	welchen
"	126	"	17	"	oben	"	Moses'
"	127	"	1	"	unten	"	jeder
"	128	"	17	"	oben	"	ruht
"	"	"	4	"	unten	"	nicht
"	146	"	10	"	"	"	Rom's
"	162	"	1	"	"	"	Errungnisse
"	187	"	10	"	oben	"	Ihrer
"	191	"	12	"	"	"	Vervollkommenung
"	202	"	7	"	"	"	Merkur
"	213	"	13	"	unten	"	seelischen
"	252	"	2	"	oben	"	christlichen
"	293	"	12	"	"	"	beide
"	294	"	3	"	"	"	Idumäer
"	"	"	6	"	"	"	"
"	296	"	6	"	unten	"	ist
"	314	"	13	"	oben	"	gedreht und
"	315	"	10	"	unten	"	vor wie
"	319	"	1	"	oben	"	IX
"	321	"	1	"	"	"	unsere
"	327	"	13	"	"	"	zuversichtlicher
"	353	"	1	"	unten	"	auf des Paters
"	376	"	6	"	"	"	anhob
"	379	"	10	"	"	"	sie in
"	"	"	8	"	"	"	scheinen weder
"	400	"	8	"	"	"	sondern











